

K Burdach
Hake a/S. 1885.







Volksbibliothek

der

Literatur des achtzehnten Jahrhunderts.

Herausgegeben

von

Adolf Stern.

Mit einem Vorwort von Hermann Hettner.

Erster Theil:

Addison's Beiträge zum Zuschauer und Plauderer.

Deutsch

von

S. Augustin.

Berlin,
Verlag von Albert Eichhoff.
1866.

J. Addison's

Beiträge zum Zuschauer und Plauderer.

Deutsch

von

S. Augustin.

Mit einer biographischen Einleitung von Ad. Stern.



Berlin,
Verlag von Albert Eichhoff.
1866.



An den Herausgeber.

Von

Hermann Hettner.

Mein lieber verehrter Freund!

Durch die Ankündigung Ihrer Bibliothek der vorzüglichsten englischen und französischen Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts haben Sie mir eine große Freude gemacht. Ob ich Ihr Unternehmen billige? Wie können Sie dergestalt fragen? Meine besten Wünsche für recht durchgreifenden Erfolg!

Was Ihren Plan von allen anderen Unternehmungen dieser Art so bedeutsam und so vortheilhaft unterscheidet, das ist die scharfe Begrenzung auf ein ganz bestimmtes einzelnes Zeitalter. Damit ist von vornherein ausgesprochen, daß Ihre Sammlung eine durchaus feste Richtung, einen durchaus festen Zweck hat. Es ist das Zeitalter der großen Aufklärungsbestrebungen des achtzehnten Jahrhunderts.

Muß mir, der ich seit langen Jahren meine Studien vornehmlich der eingehenden Erkenntniß des machtvollen und nachhaltig fortwirkenden Geisteslebens des achtzehnten Jahrhunderts zugewendet habe, Ihre Absicht, auch Ihrerseits zur allgemeineren Erweckung und Verbreitung dieser Erkenntniß werkthätig beitragen zu wollen, schon an und für sich die lebhafteste Theilnahme erregen, so wird diese Theilnahme noch bedeutend ge-

steigert durch die umfassende und einsichtige Art, wie Sie den Leser unmittelbar selbst in die Schätze dieser gewaltigen Geisteswelt einzuführen gesonnen sind.

Lange Zeit hat man im dünkelhaften Gefühl unendlicher Ueberlegenheit gemeint, auf die sogenannte Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts vornehm herabsehen zu dürfen. Und sicher dürfen wir mit einigem Stolz sagen, daß wir allerdings in gar manchen Dingen die Enge und Einseitigkeit, oft auch die Ueberstürzung und Ausschreitung des achtzehnten Jahrhunderts nicht blos in unserem Denken und Empfinden, sondern auch in unserem handelnden Leben überwunden haben. Nichtsdestoweniger ist es für Jeden, der ein Herz hat für das Wohl und Wehe der Menschen, eines der erfreulichsten Zeichen unserer vielverworrenen Gegenwart, daß man endlich anfängt, dieser noch vor Kurzem so vielgeschmähten Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts wieder gerecht zu werden. Das achtzehnte Jahrhundert ist in der That, wie man es treffend genannt hat, unser Heroenzeitalter; nicht blos, weil es zuletzt uns unsern Lessing, Winckelmann und Herder, unsern Kant und Goethe und Schiller gebracht hat, sondern auch in jenem tieferen Sinn, daß das achtzehnte Jahrhundert ebenso der Ausgang und die unverbrüchliche Grundlage der gesammten neueren Bildung, Sitte und Denkart ist, wie die Homerische Götter- und Heroenwelt der Ausgang und die unverbrüchliche Grundlage der gesammten griechischen Bildung, Sitte und Denkart war. Wir haben zum achtzehnten Jahrhundert nicht blos ein geschichtliches Verhältniß; sondern wir stehen noch immer unter der lebendigen Obmacht seiner Gesinnungen und Ueberzeugungen. Wir suchen zu verwirklichen und schöpferisch fortzubilden, was die großen Geisteshelden des achtzehnten Jahrhunderts in schweren Geisteskämpfen erarbeitet und als Zukunftsziele festgestellt haben. Ja wir haben mit allem Scharfblick unseres Geistes und mit aller Thatkraft unseres Willens auf's sorgsamste darüber zu wachen, daß nicht allerlei moderne Kränklichkeit und Phantasterei oder schnöde

Selbstsucht und Gewaltthätigkeit uns diese unverlierbaren Errungenschaften wieder verdunkle und verstümmle.

Die großen Aufklärungsbestrebungen des achtzehnten Jahrhunderts waren, wie sehr sich auch gewisse Rückschrittsrichtungen der Gegenwart gegen diese Ansicht sträuben mögen, die lebendige Wiederaufnahme und Fortbildung der großen Ideen des Reformationszeitalters, deren stete und folgerichtige Weiterentwicklung, namentlich in Deutschland, unseliger theologischer Glaubenszwang und noch unseligere entsetzliche Bürgerkriege vorzeitig abgebrochen, um nicht zu sagen, von Grund aus vernichtet hatten.

An der Spitze dieser mächtigen Aufklärungsbestrebungen stand England. Es war politisch frei, während auf den Ländern des Festlandes überall der nichtswürdigste despotische Druck lastete. Der geistige Befreiungskampf Englands im achtzehnten Jahrhundert war ein religiöser und politischer zugleich. Newton erkannte mit der im höchsten Sinn epochemachenden Entdeckung des Gravitationsgesetzes den unermeßlichen Weltenraum als eine Welt ewiger stillwaltender Nothwendigkeit; die Wunder der alten Götterlehre wurden wissenschaftliche Gesetze. Die Philosophie Locke's und die sich an diese Philosophie anschließende Natur- oder Vernunftreligion des sogenannten Deismus eroberte nicht blos für das philosophische, sondern auch für das religiöse Forschen und Denken die freieste und rücksichtsloseste Unabhängigkeit von allen bindenden kirchlichen Einwirkungen und Ueberlieferungen; auch die Sittenlehre wurde nicht mehr aus der Lehre der biblischen Offenbarung, sondern vielmehr aus der unverbrüchlichen Wesensbestimmung der angeborenen eigensten Menschennatur selbst abgeleitet. In den tiefgreifenden politischen Kämpfen und Umwälzungen, welche die englische Geschichte von der Enthauptung Karl's I. bis zur Einsetzung des Hauses Hannover so unendlich bewegt und dramatisch lebendig macht, entfaltete sich immer weiter und mächtiger die Lehre von der Volkssouveränetät und deren staatliche Verwirklichung im constitutio-

nellen Verfassungsleben; aus der täglich steigenden Erweiterung des allgemeinen Welthandels erwuchs durch Adam Smith die wissenschaftliche Gestaltung der Volkswirthschaft. In der Dichtung waltet der gleiche Zug nach Erlösung von fremden Fesseln, nach Rückkehr zum Ursprünglichen und Volksthümlichen. Der politischen Uebermacht Ludwig's XIV. war es gelungen, wie in ganz Europa, so auch in England eine Zeitlang jene Art der Geschmacksrichtung zur Herrschaft zu bringen, welche man gewöhnlich mit dem Namen des französischen Classicismus zu bezeichnen pflegt; die Stoffe wurden fast ausschließlich den höfischen Anschauungen und Gewöhnungen entnommen, die Form war eine flache und äußerliche Nachahmung antiker Vorbilder, welche den Engländern um so übler anstand, da sie die Eigenart des angeborenen germanischen Volksnaturells gewaltthätig unterdrückte. Pope und seine Schule sind die Vertreter dieses französirenden Stils. Je mächtiger unter der neuen staatlichen Freiheit und unter dem frisch aufblühenden Wohlstand das englische Bürgerthum erstarkte, um so unabweislicher fühlte sich nunmehr auch die englische Dichtung wieder zur lebendigen Schilderung der eigenen heimischen Zustände, der Leiden und Freuden der bürgerlich ehrbaren Häuslichkeit, der Gefahren und Abenteuerlichkeiten der oft unternommenen Land- und Seereisen, der stillen Geheimnisse des tief innerlichsten Gefühlslebens hingezogen. Es erstanden die moralischen Wochenschriften Steele's und Addison's, die Romane Defoë's, Swift's, Richardson's, Fielding's, Smollet's, Goldsmith's, Sterne's, die bürgerlichen Trauerspiele und Schauspiele George Lillo's, Edward Moore's und Cumberland's, die derb volksthümlichen Possen Foote's, die fein satirischen Lustspiele Sheridan's, wie gleichzeitig in der Malerei die satirischen Genrebilder Hogarth's. Und wie der künstlerische Gehalt naturwüchsig der nächsten Nähe und Wirklichkeit entsprang, so wurde auch für die künstlerische Form wieder das unmittelbar Naturwirkliche und Volksthümliche das allein Maßgebende. Oft ging über diesem Streben nach der unmittel-

barsten Natürlichkeit und Volksthümlichkeit das Streben nach künstlerisch klärender Idealität völlig verloren; es war später die große That Lessing's, daß er mit seiner tiefen und reinen Kunsteinsicht wieder an diese fehlende Kunstidealität mahnte und dadurch der Erwecker der großen deutschen klassischen Dichtung wurde. Aber gewiß ist, daß nicht blos das englische, sondern auch das französische und deutsche Volksgemüth sich an dieser neuen englischen Dichtung, die wieder eine Einkehr des Volks bei sich selbst war, unendlich gekräftigt und erhoben hat, und daß eine Wiedergeburt des erstorbenen Kunstgefühls ohne diese gewaltigen Vorgänge gar nicht möglich gewesen wäre.

Von England ging die große Geistesarbeit der Aufklärung zunächst an Frankreich über. Macaulay hat das treffende Wort, die französische Literatur sei für die englische geworden, was Aaron für Moses war. Die großen Entdeckungen in der Naturwissenschaft, Philosophie und Staatswissenschaft des achtzehnten Jahrhunderts gehören den Engländern an; kein Volk, außer Frankreich, aber hat sie von England unmittelbar empfangen, dazu war England durch Lage und Gebräuche zu vereinsamt, Frankreich ist der Dolmetscher zwischen England und der Menschheit gewesen. Voran leuchten die großen Namen Voltaire's, Montesquieu's, Diderot's, Rousseau's. Nach den Gewaltthätigkeiten und Ueberstürzungen der französischen Revolution haben wir uns nur allzu sehr gewöhnt, über diese französische Aufklärungsliteratur ohne alle Einschränkung unerbittlich den Stab zu brechen. In Frankreich zieht man diese Schriftsteller mitten in das wogende Parteigetriebe des Tages, in England und Deutschland liest und kennt man sie nicht mehr, aber man schmäht sie, man sieht in ihnen nur den Auswurf eines verwilderten Zeitalters, man fragt und untersucht nicht, ob nicht auch etwas Gutes und Segensreiches in ihnen sei. Kein Vernünftiger wird die schweren und groben Fehler und Verirrungen dieser Schriftsteller vertheidigen oder gar in Abrede stellen. Sie haben oft nur spottenden Witz, wo wir sittlichen Ernst und wissenschaftliche Gründlichkeit for-

dern; sie geben als wissenschaftliche Gewißheit, was nur persönliche Ansicht oder höchstens geniale Vermuthung ist. Aber man ist schuldig zu sagen, daß ihnen nichtsdestoweniger ein unverwüstlicher Kern von Wahrheit, hochherziger Begeisterung und Thatkraft innewohnt. In einer Zeit, da religiöse Verfolgung, Folter, willkürliche Haft, Ungerechtigkeit des Richterspruchs, Erpressung jeder Art die täglichsten und völlig zu Recht bestehenden Dinge waren, da waren sie es, die mit dem überzeugenden Gefühl tiefster sittlicher Entrüstung gegen Alles, was sie für Mißbrauch hielten, mannhaften Krieg führten, unermüdlich auf Aufklärung und religiöse Duldung, auf Befreiung und Erleichterung der gedrückten Volksklassen drangen und die verlorenen, aber unverbrüchlichen Rechte der denkenden Erkenntniß und der angeborenen Menschenwürde wiedereroberten. Das ist bei allen ihren Schwächen ihre Größe, ihre unvergängliche geschichtliche Bedeutung. Und wir sollen ja nicht meinen, daß wir diesen Schriftstellern jetzt entwachsen seien. Es giebt auch heut' noch gar Vieles in Staat und Gesellschaft, Sitte und Denkart, gegen das ihre Lehren und Angriffe nach wie vor ihre unveränderte Geltung behaupten. Statt auf diese vielgenannten, aber wenig gekannten Schriftsteller unaufhörlich zu schmähen, wäre es besser, sie erst wirklich kennen zu lernen und unbefangen zu prüfen.

Die deutsche Literatur war die letzte, welche in den großen Kämpfen des achtzehnten Jahrhunderts auf den Kampfplatz trat. Es beeinträchtigt wahrlich ihre Größe und ihren Ruhm nicht, wenn wir auch unumwunden die unläugbare Thatsache aussprechen, daß sie sich wesentlich an diesen großen englischen und französischen Bahnbrechern emporgebildet hat. Denn sie ist nicht nachahmend und empfangend geblieben; sie ist in überraschend kurzer Zeit in diesem Nachahmen und Empfangen herrlich zu eigener Kraft und Selbstständigkeit erwachsen. Sie zahlt jetzt an die anderen Völker tausendfältig zurück, was sie einst in der Zeit der Noth und Dürftigkeit von ihnen entlehnt hat; Lessing, Herder, Goethe und Schiller, die große Philosophie Kant's schließen

alle vorangegangenen Bildungsbestrebungen des achtzehnten Jahrhunderts in sich und sind deren Erfüllung und Vollendung.

Sie wissen, mein lieber Freund, wie es der Zweck meiner fünfbändigen Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts ist, ausführlich und bis in das Einzelste darzulegen, was ich hier nur in knappen, flüchtigen Umrissen angedeutet und wiederholt habe.

Diese geschichtliche Darstellung der großen Aufklärungsepoche war mir tiefstes Herzensbedürfniß. Wir stehen noch durchaus mitteninne in diesen Kämpfen. Sehen wir in manchen Dingen klarer und weiter als unsere wackeren Altvorderen, auf deren Schultern wir stehen, so haben wir doch andererseits durch die wuchernden Irrlehren und Gewaltthätigkeiten trüber kirchlicher und staatlicher Romantik gar Manches wieder verloren, was das achtzehnte Jahrhundert als ein unveräußerliches Besitzthum für immer erobert zu haben glaubte. In diesem Sinn war es mir eine innige Freude, als einmal Varnhagen von Ense mein streng geschichtliches Buch eine brennende Tagesschrift nannte.

Jede literargeschichtliche Darstellung aber leidet an einem inneren Widerspruch, der nicht durch den Geschichtschreiber, sondern nur durch den Leser gelöst werden kann. So sehr sie auch bestrebt sein mag, die geistige Eigenthümlichkeit und die frische Lebensfülle der geschilderten Schriften und Schriftsteller mit möglichst eingehender Nachempfindung wiederzugeben, so bewegt sie sich doch der Natur der Sache nach immer nur in allgemeinen Begriffen und Uebersichten. Die Literaturgeschichte wie die Kunstgeschichte will den Leser zu eigener Anschauung einladen, ja es ist ihr Zweck und ihre Daseinsberechtigung, diese Anschauung zu leiten und zu läutern; aber sie kann diese eigene Anschauung nicht ersetzen. Es ist ein abscheulich verderblicher Mißbrauch, der leider jetzt mehr als je um sich greift, daß die denkfaule Menge meint, durch die Literaturgeschichte nun der Beschäftigung mit der Literatur selbst überhoben zu sein. Was

würde man von einem Menschen sagen, der kein Bild ansieht, weil er eine Kunstgeschichte gelesen hat und nun ganz nach gegebenen Recepten über die Künstler und Kunstwerke urtheilt?

Wer daher überzeugt ist, daß die großen Bildungskämpfe des achtzehnten Jahrhunderts nicht ein für die Gegenwart Abgethanes, sondern ein für Gegenwart und Zukunft noch lebendig und nachhaltig Fortwirkendes sind, wird, gleich mir, Ihr schönes Unternehmen, die englischen und französischen Schriftsteller jenes gewaltigen Zeitalters wieder der heutigen Lesewelt vorzuführen und zugänglich zu machen, von ganzem Herzen willkommen heißen. Um so mehr, da es nur allzu wahr ist, was Sie in Ihrer Ankündigung sagen, daß von den meisten dieser Schriften nur schlechte Uebersetzungen, ja von vielen gar keine vorhanden sind.

Verzeihen Sie diese weitläufigen Auseinandersetzungen. Sie werden dieselben sich sicher schon längst selbst gesagt haben, als Sie beschlossen, Ihre Kraft und Zeit auf die Durchführung eines so trefflichen, aber mühevollen Unternehmens zu wenden. Ich wollte Ihnen durch diesen Brief nur beweisen, wie aufrichtig und umfassend mein Wunsch für recht durchgreifenden Erfolg gemeint ist.

Addison.



Es giebt Künstler und Autoren, die zu den unbedingten Lieblingen eines Volkes zählen, weil das Volk oder mindestens ein einflußreicher, entscheidender Theil desselben in ihnen sich selbst bewundert und feiert. Nicht der Genius ist es, dem eine neid- und anfechtungslose Popularität dieser Art zu Theil wird, sondern jenes besondere Talent, welches ein instinctives Verständniß für die Bedürfnisse und Neigungen der Durchschnittsbildung besitzt, welches die Regungen derselben aufmerksamer und sicherer belauscht, als es der wirkliche Dichter und Schöpfer vermag, der in die Tiefe des Lebens strebt. Talente solcher Art sind des augenblicklichen Erfolges, des Beifalls ihrer Zeit, aber nicht nur dieser, gewiß, sondern, da Bedürfnisse und Neigungen eines bestimmten Gesellschaftszustandes mehrere Menschenalter hindurch fortdauern, so entgeht Autoren, welche demselben in hervorragender Weise gedient haben, auch der Nachruhm nicht. Vereint sich bei einem oder dem andern dieser Schriftsteller ein Zug wirklicher Originalität, ein Silberblick nachwirkender Productionskraft mit den obengenannten Eigenschaften, so wird er weit eher der Gefahr der Ueberschätzung, als jener der Ungerechtigkeit und Gleichgiltigkeit ausgesetzt sein.

Unter den Schriftstellern, auf welche dies leicht anwendbar ist, nimmt Joseph Addison unstreitig und mit Recht eine der ersten Stellen ein. Neben seinen literarischen Talenten und Verdiensten allen Ueberlieferungen nach mit einer Persönlichkeit ausgestattet, die selbst den Neid und die Parteiwuth entwaffnete und der ausnahmsweise ein stetig wachsendes Glück verziehen wurde, seinen Charaktereigenthümlichkeiten, allen seinen Lebenszwecken und Zielen nach durchaus dem englisch-nationalen Bewußtsein, Streben und Vorurtheil entsprechend, gehört Addison zu den seltenen Männern, über welche beinahe stets im panegyrischen Ton gesprochen wurde.

Sowohl bei seinen Lebzeiten, als nach seinem Tode ist dies dauernd der Fall gewesen, und noch Macaulay, der ihm eine seiner trefflichsten biographisch-kritischen Abhandlungen gewidmet hat, erklärt: „Wir sind Addison durch ein Gefühl verbunden, das der Zuneigung so nahe kommt, als dies irgend ein Gefühl vermag, das von Jemand eingeflößt worden, der seit mehr als hundert Jahren in der Westminsterabtei schläft."

Joseph Addison ward am 1. Mai 1672 zu London geboren und war der Sohn eines Geistlichen der anglikanischen Kirche, Lancelot Addison, welcher als Caplan der englischen Besatzung zu Tanger an der marokkanischen Küste fungirt hatte und im Laufe der Zeit Archidiakonus von Salisbury und Dechant von Lichfield wurde. Er hatte sich in seinem Beruf als Schriftsteller hervorgethan, und war in der Lage, seinem Sohne eine treffliche Erziehung zu Theil werden zu lassen. Kenntniß und Nachahmung der lateinischen Poesie ward damals und noch lange nachher in England als das vorzüglichste Bildungsmittel betrachtet, und der junge Addison scheint diese Kenntniß sehr früh und in ungewöhnlichem Maße erworben zu haben. Mit fünfzehn Jahren ward er als völlig reif zum Besuch der Universität Oxford betrachtet. Im Jahre 1689 ward er Mitglied des Magdalenencollegiums dieser Hochschule, einer Körperschaft von großem Reichthum, die all' ihren Angehörigen die Mittel zu einem sorglosen Studium und behaglicher Muse zu gewähren vermochte. Die eigenthümliche Verfassung der englischen Universitäten, in der sich viel mittelalterliches Element erhalten hat und auf denen von einer akademischen Freiheit im deutschen Sinne des Wortes nicht die Rede ist, mag andere Naturen, als die Addison's war, bedrückt haben. Addison fühlte sich unter den Voraussetzungen seiner damaligen Existenz so glücklich, daß sich sein Aufenthalt im Magdalenencollegium über ein Jahrzehnt erstreckte. Er zeichnete sich unter allen Studirenden durch eine übergroße Bescheidenheit und Zurückhaltung aus, und wie das spätere Portrait des „Mr. Spectator," welches die ganze Zeitschrift gleichen Namens einleitete, in vielen Zügen dasjenige Addison's ist, so dürfen wir die Selbstschilderung des Zuschauers: „Ich sprach während eines Zeitraums von acht Jahren, außer bei den öffentlichen Exercitien, kaum hundert Worte, und kann mich in

der That nicht erinnern, je drei Sätze im Zusammenhang geredet zu haben," nur als eine rhetorische Uebersteigerung der Wahrheit ansehen.

Während Addison in der ernsten Stille von Oxford seinen Studien oblag, welche fortdauernd hauptsächlich auf die lateinischen Dichter gerichtet waren, trat er mit seinen frühesten literarischen Versuchen hervor. Uebersetzungen des vierten Buches der Georgiken Virgil's und der Metamorphosen Ovid's eröffneten den Reigen. Er veröffentlichte lateinische Gedichte, welche ziemlich prosaische Gegenstände (den Kugelplatz und das Barometer z. B.) mit genauer Nachahmung antiker Redewendungen behandelten und trotz ihrer Inhaltlosigkeit, um der leichten und gewandten Form willen, großen Beifall errangen. Wichtiger für seine Zukunft wurden bereits seine Gedichte auf den Frieden von Ryswick und seine Erstlinge englischer Poesie. Durch sie machte er die förderliche Bekanntschaft des Lustspieldichters Congreve und der whiggistischen Staatsmänner Somers und Karl Montague, welche Beide hohe Aemter unter König Wilhelm III. bekleideten. Addison neigte sich, trotz seines langen Aufenthalts zu Oxford, weit mehr zu den Anschauungen der Whig, als zu denen der Torypartei hin. Die Universität im Ganzen hatte während der ersten englischen Revolution, während der Regierung König Karl's II. und in den ersten Jahren Jacobs II., entschieden auf streng royalistischer Seite gestanden. Als indeß Jacob II. im Interesse seiner eigenen, der katholischen Kirche, die anglikanischen Collegien zu brutalisiren und zu plündern begann, als die gesammte Hochkirche und Torypartei mit ihrer eigenen Doctrin von christlicher Erduldung tyrannischer Herrscher brach und sich der Revolution vom November und December 1688 anschloß, blieb auch Oxford nicht zurück und hieß Wilhelm von Oranien als Befreier willkommen. Kaum war jedoch Jacob II. vertrieben und lebte unter dem Schirm der großherzigen Gastfreundschaft Ludwig's XIV. zu St. Germain, so begann der größte Theil der Geistlichkeit und der Torypartei, Oxford allen voran, Reue zu empfinden. Ein heftiger Jacobitismus zeichnete die Universität fortan Jahrzehnte hindurch aus. Das Magdalenencollegium war von König Jacob zu despotisch behandelt worden, um jacobitisch gesinnt zu sein; Addison's Meinungen aber waren von frühauf solche, die zu London bessere Würdigung erfuhren als zu Oxford.

Seine neuen Gönner suchten und fanden alsbald Gelegenheit, dem jungen Manne Dienste zu erweisen. Man betrachtete allgemein seine Talente als vielversprechend, und die Nothwendigkeit literarischen Beistandes hatte sich den Häuptern aller Parteien in jener Zeit so fühlbar gemacht, daß eine kurze Periode des Glanzes für beinahe Alle eintrat, die sich durch literarische Leistungen oder Strebungen Anerkennung verschafft hatten. Natürlich geschah dies auf dem damals einzigen und noch heute in England gangbarsten Wege: durch Anschluß an die aristokratischen Häupter der Parteien. Montague und Somers, die selbst erst durch die Revolution von 1688 in die Aristokratie des Landes eingetreten waren, bewahrten die Neigung, neben dem Schwarm der jüngern Söhne und Vettern großer Häuser, auch talentvolle Plebejer in Aemter und Ehren einzuführen. Es wäre schroff und ungerecht, Addison einen Vorwurf daraus zu machen, daß er den in seinem Vaterlande üblichen Weg des Emporkommens betrat. Aber charakteristisch für die anschmiegende und allem Bestehenden gegenüber unselbstständige Natur Addison's ist es, daß er von der Vortrefflichkeit der Patronatschaft überzeugt war. Es giebt einen denkwürdigen Aufsatz im „Zuschauer," in welchem den vornehmen Gönnern, die ihre Clienten mit leeren Hoffnungen hinhalten, ernste Vorwürfe gemacht werden. Aber auch in diesem Aufsatz findet sich nicht eine Spur davon, daß der Autor das Unwürdige und Unedle dieses ganzen Verhältnisses empfunden habe, und wahrscheinlich hat jene Charaktereigenthümlichkeit Addison's, die jede Kritik nationaler Institutionen und Vorurtheile ausschloß, zu seinem englischen Nachruhm eben so viel beigetragen als sein wahrhaftes Verdienst.

Allerdings stellte sich die Gönnerschaft Addison im günstigsten Lichte dar. Montague faßte im Vertrauen auf seine Kräfte den Plan einer diplomatischen Carriere für ihn. Seine Weltbildung, besonders in Bezug auf die französische Sprache, schien hierzu nicht ausreichend, — man verschaffte ihm auf der Stelle eine Staatspension von dreihundert Pfund jährlich. Durch dieselbe ward er in den Stand gesetzt, einen längern Aufenthalt in Frankreich zu nehmen. Er ließ sich einige Monate zu Blois nieder, um der französischen Sprache völlig Herr zu werden, und begab sich alsdann nach Paris, wo er im Kreise des englischen Gesandten, des Earl von Manchester, eines Verwandten Montague's, die freundlichste Auf-

nahme fand. Er machte die Bekanntschaft französischer Gelehrten und Schriftsteller und ward bei Boileau eingeführt. Von den literarischen Größen der Periode Ludwig's XIV. war Boileau der letzte Ueberlebende. Addison aber stand durch seine Studien und Neigungen durchaus unter der Herrschaft der französischen Regel, er betrachtete die classische Literatur Frankreichs nach Styl und Form als mustergiltig. Die Bekanntschaft Boileau's und das mäßige Lob, welches derselbe den lateinischen Gedichten des jungen Engländers ertheilte, waren daher für ihn vom höchsten Werthe. —

Addison lebte bis zum Herbst des Jahres 1700 in Paris und Versailles. Alsdann trat er von Versailles aus eine Reise nach Italien an. Ueber Verona, Genua, Mailand ging er nach Venedig, dessen glänzender Carneval damals die gesammte vornehme und vergnügungssüchtige Welt anzog. Daß Addison mehr als Zuschauer denn als Theilnehmer des bunten, rauschenden, üppigsinnlichen Treibens verweilte, dafür bürgt sein mäßiges, zurückhaltendes Naturell. Von Werth schien ihm die Anregung, welche er durch eins der geschmacklosen italienischen Dramen jener Tage zu seiner späteren Tragödie „Cato" empfing, die auf alle Fälle in Italien begonnen, aber erst mehrere Jahre nachher in England vollendet wurde. Von Venedig brach der Reisende nach Rom auf und entschloß sich unterwegs zu einem Besuch der nahegelegenen Republik San Marino. In Rom hielt er sich zunächst nur kurze Zeit, mehrere Monate dagegen in Neapel auf. Im Hochsommer 1701 kehrte er nach der ewigen Stadt zurück, die für ihn, welcher in den Erinnerungen des Alterthums beinahe eben so viel als in der Gegenwart lebte, unerschöpflich an Reizen und Merkwürdigkeiten war. Für die unsterbliche Kunst und Dichtung der Renaissance und das unmittelbare Volksleben brachte er leider geringeres Interesse mit. Eine Ausnahme gab es hierbei. In Neapel, das eben mit der gesammten spanischen Monarchie an Philipp von Anjou gekommen war, entgingen ihm die Wirkungen der viceköniglichen Mißregierung nicht, welche wenige Jahrzehnte zuvor zum Aufstand Masaniello's geführt und seitdem eher zu- als abgenommen hatte, in Rom gab ihm die verödete Campagna Anlaß, über die Wirkungen des Priesterregiments nachzudenken, und Alles in Allem befestigte ihn die Reise durch die Halbinsel in seinen politischen Anschauungen. Aber während er für die politisch-religiösen Zustände Italiens ein scharfes Auge bewahrte,

scheinen ihn die Eigenthümlichkeiten der italienischen Gesellschaft, die Lebensäußerungen eines in seinem Verfall noch edlen Volkes, scheint ihn vor Allem die Daseinsfülle und der sinnliche Zauber Italiens ziemlich kalt gelassen zu haben.

Auf keinem Blatte des „Zuschauer," in dem sonst alle Eindrücke Addison's ersichtlich sind, findet sich eine Hindeutung, daß er von jenem Glücksjubel erfüllt gewesen sei, den andere Reisenden empfanden, und der über das Leben selbst trockener, steifer Geschäftsmänner jener Zeit — wir erinnern an Goethe's Vater! — eine Art poetischen Schimmers breitete. Addison's italienische Reise könnte fast eine lateinische heißen, und nach Schlosser's scharfem, aber zutreffendem Urtheil bis auf wenige Capitel in der Studirstube geschrieben sein.

Jedenfalls aber hatte die Reise selbst Addison's Weltbildung gereift und ihn den Absichten seiner Gönner näher gebracht. Als er im Spätherbst über Florenz, Mailand und den Mont-Cenis nach Genf gelangte, fanden ihn wichtige Nachrichten aus der Heimath. England hatte beinahe das ganze Jahr 1701 hindurch gezögert, an dem spanischen Erbfolgekriege und dem großen Bündniß gegen Frankreich Antheil zu nehmen. Im September jedoch war der verbannte König Jacob II. zu St. Germain verschieden, und Ludwig XIV. hatte mit höhnischer Nichtachtung des englischen Volkswillens, der bestehenden Zustände und seiner eigenen Verträge den unmündigen Sohn des Verstorbenen als den „legitimen" König Jacob III. von Großbritannien und Irland anerkannt. Ein heftiger Ausbruch englischer Nationalerbitterung folgte und gestattete König Wilhelm III., die längst ersehnte Kriegserklärung gegen Frankreich zu erlassen. Es schien jetzt nothwendig, einen englischen Agenten im verbündeten Lager beim Heere des Prinzen Eugen zu haben. Addison erwartete zuversichtlich seine Ernennung zu diesem Posten, denn wenn auch sein Protector Montague — jetzt Lord Halifax — vor kurzem aus der Gewalt gestürzt war, so fungirte dafür der Earl von Manchester als Minister Wilhelm's III. Aber bereits im März 1702 starb König Wilhelm, seine Schwägerin Anna bestieg den englischen Thron. Sie entließ sofort alle noch im Amte befindlichen Whigs und wendete ihre Gunst zunächst ausschließlich den Tories zu. Addison theilte das Schicksal seiner Partei. Er verlor die Aussicht auf seine Ernennung zum englischen Commissar

bei dem kaiserlichen Feldherrn und zugleich seine Pension. Er sah sich genöthigt, ein Engagement als Reisebegleiter des jungen Lord Hartford, des Sohnes des Herzogs von Somerset einzugehen. Mit demselben verweilte er während dieses und des nächstfolgenden Jahres in der Schweiz, in Deutschland und Holland. Ende 1703 kehrte er nach beinahe dreijähriger Abwesenheit nach England zurück.

Es war das zweite Herrschaftsjahr der Königin Anna, deren Regierung gewöhnlich als eine Glanzzeit englischer Geschichte dargestellt wird, in Wahrheit von stürmischen Parteikämpfen zerrüttet und durchaus unfruchtbar war. Der Schatzmeister Lord Godolphin und der am Hofe allmächtige Befehlshaber des Heeres Marlborough gehörten ihrem politischen Bekenntniß nach zu den Tories. Aber sie wurden durch die Macht der Umstände und ihre Wünsche für den Ausgang des Krieges zu den Whigs, auf deren Unterstützung sie angewiesen waren, gleichsam hinübergedrängt. Bereits im nächstfolgenden Jahre, trat dies klar hervor, und die Hoffnungen Aller, welche ihr Glück und ihre Zukunft auf die Partei gesetzt hatten, die im Augenblick außer Amt war, stiegen hoch.

Zu den Letzteren gehörte auch Addison.

In der ersten Zeit nach seiner Rückkehr befand er sich nach übereinstimmenden Berichten in bedrängten Umständen. Es scheint nicht, daß er einen Versuch gemacht habe, sich seinen Weg selbstständig und unabhängig von der Politik zu bahnen, auch möchte dies unter den damaligen Verhältnissen schwer, wenn nicht unmöglich gewesen sein. Als Schriftsteller ahnte er offenbar noch nicht, welche Kräfte in ihm schlummerten, denn keine seiner damaligen Hervorbringungen ragte über die Mittelmäßigkeit hinaus. Auch das die siegreiche Schlacht von Höchstädt feiernde Gedicht: „Der Feldzug," obwohl es den Namen Addison's in weite Kreise trug und in ganz England höchlich bewundert ward, war, wie es Villemain richtig nennt, nichts als eine „gereimte Zeitung." Aber wenn es wenig für den Nachruhm seines Autors that, so hatte es sehr greifbare Wirkungen für dessen augenblickliche Lage. Er erhielt eine jener zahlreichen Sinecuren, die unter dem Namen von Comissarstellen in der Verwaltung existirten. In den folgenden Jahren empfing er vom Glück seiner Partei seinen reichlichen Antheil. 1705 ward er Unterstaatssecretär, begleitete eine Gesandtschaft an den Hof von Hannover und empfahl sich diesergestalt dem zukünf=

tigen Herrscherhause. 1707 ward er Mitglied des Hauses der Gemeinen (ohne sich in demselben irgendwie auszuzeichnen), 1708 aber Archivar von Irland und erster Secretär des Lordlieutenants dieses Königreichs. Auch in Irland trat er in's Parlament sein Einfluß, sein Ansehen und äußeres Glück waren einige Jahre hindurch in beständigem Steigen begriffen. Und ein günstiger Zufall wollte es, daß er in eben dieser Zeit Gelegenheit fand, auch als Schriftsteller seine besten Kräfte zu entwickeln.

Richard Steele, einer von Addison's nächsten Freunden, ein eifriger Whig, welcher in der Armee gedient hatte und gleich Anderen auf den Wegen der Partei und nebenher der Literatur seine Zukunft suchte, war Redacteur der officiellen „Gazette" geworden, und faßte den Plan, neben dieser Zeitung eine Wochenschrift herauszugeben, welche außer politischen Neuigkeiten auch Theater- und Bücher-Beurtheilungen, Schilderungen aus dem Treiben Londons und gelegentliche Satyren enthalten sollte. Am 12. April 1709 erschien diese Zeitschrift unter dem Namen „der Plauderer" (the Tatler) zum ersten Male. Steele hatte Addison, der damals zufolge seines Amtes in Dublin lebte, zur Mitarbeit eingeladen, und durch Addison's Mitwirkung hauptsächlich verwandelte sich der „Plauderer" in eine „moralische Wochenschrift," die erste einer langen Reihe ähnlicher Unternehmungen, welche sich für die gesammte Literatur Europas von hoher Wichtigkeit und entscheidendem Einfluß erwiesen. Die moralischen Wochenschriften waren während der nächsten fünfzig Jahre beinahe überall bestimmt die bürgerlichen Kreise, welche bis dahin sehr vereinzelt und getheilt der Literatur ihre Aufmerksamkeit zugewendet hatten, für Literatur und literarische Freuden zu gewinnen. Sie waren aber auch die Thore, durch welche die Anschauungen dieser Kreise, das bürgerliche Element überhaupt, ihren Einzug in die Literatur hielten. Die religiöse Stimmung des Bürgerthums während des siebzehnten Jahrhunderts war seit Beginn des achtzehnten mehr und mehr in die moralische Betrachtung umgeschlagen, gegenüber dem frivolen Leben und Treiben der höheren Stände begannen die mittleren Schichten einen gewissen Stolz und einiges Behagen über ihre wohlgefestigte Sitte zu empfinden; der zunehmende Wohlstand, die wachsende Betriebsamkeit, die steigende Wichtigkeit von Handel und Industrie führten von selbst zu regerem Weltverkehr und größeren Anschauungen. Alles dies und manche Elemente gu-

ten Humors, kräftiger Auffassung und frischer Lebensfreude, die aus älterer Zeit in die neuen Verhältnisse hinübergerettet waren, daneben freilich auch viel Engherzigkeit, Nüchternheit und falscher Prunk mit sehr dürftigem Wissen, treten uns aus der Mehrzahl der moralischen Wochenschriften entgegen. Die englischen, welche allen übrigen als Muster dienten, standen, bei großen Mängeln und Einseitigkeiten, doch unvergleichlich höher als alle französischen und deutschen Nachahmungen. — Und unter den englischen waren die ersten, als deren Seele Addison angesehen werden muß, weitaus die frischesten und interessantesten.

Noch heute, wo uns so Vieles im „Plauderer" und späterem „Zuschauer" veraltet, trivialisirt und unerquicklich dünkt, läßt sich dennoch an den besseren Nummern, an vielen der Beiträge Addison's zumal, die ganze Wirkung nachempfinden, welche diese Blätter ihrer Zeit gemacht. Zum ersten Male wurden eine Reihe von Beobachtungen und Anschauungen, welche bis dahin durchaus keine Vertretung in der Literatur gefunden hatten, in einer leichten, lebendigen, graziösen Sprache, welche in ihrer Weise gleichfalls völlig neu war, dargestellt. Allerdings hatten auch Addison's Tatler-Aufsätze ihre Vorläufer. Hettner hat mit Recht in seiner „Englischen Literaturgeschichte" hervorgehoben, daß die Fabeln von Dryden, die Charakteristiken von Shaftesbury, die Bienenfabel von Mandeville stellenweise die Darstellungsart und den Ton der späteren moralischen Wochenschriften voraufnahmen. Man darf hinzufügen, daß auch das englische Conversationslustspiel der Wicherley, Congreve und Vanbrugh, und die frühesten Schriften von Defoe und Swift einzelne der Saiten anschlagen, durch welche Addison bald ganz England entzückte. Doch dies waren eben nur einzelne Saiten, das Instrument wurde mit vollendeter Virtuosität erst im „Plauderer" und „Zuschauer" gespielt. Zum ersten Male gelang es, die bunte Vielheit der Gegenstände, welche das allgemeine Interesse in Anspruch nehmen, die öffentliche Meinung herausfordern oder anregen, die Mannichfaltigkeit der gesellschaftlichen Zustände, des unmittelbaren Lebens, innerhalb einer Zeitschrift widerzuspiegeln. Der „Plauderer" war nur der Vorläufer des „Zuschauers," in dem dies in vollendeter Weise geschehen sollte. Aber auch er enthält meisterhafte Aufsätze, vorzügliche Portraits und launige Genrebilder, wie sie die englische Prosa nie zuvor besessen.

Der politische Tapezierer, welcher zeitungslesend und neuigkeitsschwatzend zu Grunde geht, Tom Folio, der Bücher- und Wissensnarr, Ned Softly, der Schöngeist, der mit süßlichen Verschen ohne Sinn die Welt quält, bilden noch heute ergötzliche Gestalten, obschon sie, seit sie von Addison zuerst erfunden und dargestellt wurden, in hundertfacher Wiederholung und Nachahmung einen großen Theil ihrer frischesten Wirkung eingebüßt haben. Das Thermometer des Eifers, der Ehrengerichtshof, die Memoiren eines Schillings, die gefrorenen Worte, sind, wie Macaulay sich ausdrückt, „treffliche Proben einer sinnreichen und lebensvollen Art der Dichtung". Und sie haben natürlich für uns eine höhere Bedeutung, als die eigentlich moralisirenden Aufsätze. Zwar verstand auch in diesen Addison eine fesselnde Kunst und Feinheit des Vortrags zu entwickeln, und es ist oft bewunderungswürdig wie er den in die Betrachtungen eingestreuten Unterhaltungsstoff wieder zum Zwecke seines Grundgedankens zu verwenden weiß. Auch muß zugegeben werden, daß unendlich Vieles von den eigentlich „moralischen" Theilen der Wochenschriften, was jetzt einer abgegriffenen Münze gleicht, seiner Zeit scharf und klar geprägt und von frischestem Glanze war. Höher indeß stehen alle jene Theile, in denen besonders Addison der Vorläufer des englischen Sittenromans, der satyrischen Novelle und der Bilder aus dem Leben ist, an denen die englische Literatur nachmals überreich wurde. Hier verwandelt sich die plaudernde Reflexion in lebendige unmittelbare Darstellung, eine feine und liebenswürdige Ironie, wie sie in diesem Maße wenige Schriftsteller besessen haben, tritt an Stelle der nüchternen Moral, und je neuer und origineller die Weise dieser Aufsätze war, um so weniger konnte sich Addison in ihr durch seine lateinischen und französischen Musterschriftsteller beengt fühlen.

Vom zweiten und dritten Bande des „Tatler" an betheiligte sich Addison lebhafter. Seine eigenen und die allgemeinen Verhältnisse hatten sich wesentlich verändert. Zwischen der ersten Nummer, vom 12. April 1709 und der letzten vom 2. Januar 1711 war der große Sturz der Whigpartei erfolgt, den schärfere Augen schon seit 1708, seit dem Zerwürfniß der Königin mit der Herzogin von Marlborough, ihrer einst angebeteten Sarah Churchill, vorausgesehen hatten. Das Ministerium ward im September 1710 in ungnädigster Weise aus dem Amte entlassen. Hunderte seiner Anhänger

und Günstlinge theilten das Schicksal Lord Godolphin's und des großen Generals, der durch die Siege von Blenheim und Ramilies den Thron der Königin sichergestellt hatte. Addison verlor seine Stellung als Staatssecretär, als Archivar von Irland, und hätte sich, wäre er auch bei den Parlamentswahlen unterlegen, in die Stellung eines einfachen Privatgelehrten zurückversetzt gesehen. Indeß wurde er bei den Wahlen des Jahres 1710, bei denen die Whigs fast überall unterlalagen, unbestritten zum Mitglied des Unterhauses gewählt und behielt damit den Fuß auf der ersten Staffel der englischen Glücksleiter.

In dieser Lage war er mit Steele's Plan einer neuen Zeitschrift, welche mit Ausschluß der politischen Neuigkeiten die Themen des „Plauderer" aufnehmen und weiter führen sollte, bald einverstanden. Man hat die Entstehungsgeschichte des „Spectator" gewöhnlich so dargestellt, als ob Addison und Steele durch den Druck der damaligen politischen Verhältnisse zur momentanen Verleugnung ihrer Parteianschauungen gebracht worden wären. Aber wenn der „Zuschauer"; da Steeles amtliche Neuigkeitsquellen versiegt waren und andere Interessen in den Vordergrund gestellt wurden, auch kein politisches Blatt war, so verleugnete er nirgends seinen Ursprung aus den Kreisen der Whigpartei und diente den Interessen derselben oft in der wirksamsten Weise. Wir zweifeln, ob eine der unzähligen Spott- und Schmähschriften gegen den Prätendenten Jacob III. jemals so viel gewirkt hat, als Addison's berühmte Bankallegorie in der dritten Nummer der Zeitschrift Auch sonst nahm der Zuschauer vielfach Veranlassung, im Sinne seiner Begründer zu wirken, ohne direct politische Artikel zu geben. Die Fragen des gesellschaftlichen Lebens, der Kunst und Literatur bildeten den Hauptinhalt.

Der „Zuschauer" (Mr. Spectator) wie ihn die erste Nummer der täglich erscheinenden Zeitschrift vom 1. März 1711 charakterisirt, ist ein glückliches Selbstportrait Addison's, welcher es liebte, in größeren Kreisen zu schweigen und im Club seiner Vertrauten ein Orakel zu sein. Die kurze Lebensgeschichte des Gentleman, welcher der imaginäre Herausgeber der angekündigten Blätter ist, bildete zugleich die Einleitung zu einer Art Novelle. Der Zuschauer weilt in einem Kreise von Männern verschiedener Lebensstellung und verschiedenen Berufes, welche sich zusammenfinden, deren Erlebnisse den rothen Faden bilden, welcher locker und lose genug sich durch die

Zeitschrift hinzieht, deren Eigenthümlichkeiten und Neigungen seinen Blick nach verschiedenen Richtungen hinlenken und so vollkommen zwanglos und höchst glücklich Anlaß zu den verschiedensten Darstellungen geben. Dieser „Club," wie er in einem zweiten Blatte des Zuschauers geschildert wird, war thatsächlich zuerst von Steele skizzirt, von Addison überarbeitet worden, und namentlich die beiden gelungensten Gestalten desselben, den Landedelmann Sir Roger de Coverley und den Stadtgecken Will Honeycomb, schreiben die englischen Kritiker Addison zu. — In den Rahmen, welcher solchergestalt geschaffen wurde, fügt sich die unendliche Mannichfaltigkeit der Gegenstände, welche der „Zuschauer" in den Bereich seiner Augen und seiner Feder zieht, passend ein, ja für viele Abhandlungen und Darstellungen der Zeitschrift ist die Einrahmung geradezu unübertrefflich und von großer Wirkung. Die meisten Aufsätze des „Zuschauers" nehmen den Raum einer Tagesnummer in Anspruch, doch finden sich auch nicht wenige, welche eine oder mehrere Fortsetzungen haben. Um Steele, welcher als Herausgeber fungirte, hatte sich eine Gruppe von Mitarbeitern geschaart, unter denen Eustazius Budgell, Ambrosius Philipps, Dr. Parnell, Tickell genannt werden. Die eigentliche Seele des Blattes blieb Addison. Von ihm rühren fast alle jene Beiträge her, welche heute noch als die classischen des „Zuschauers" gelten: die Bankallegorie, die Besuche der Westminsterabtei, das Tagebuch eines zurückgezogenen Bürgers und einer müssigen Dame, die Vision des Mirzah, der Wittwenclub, die Liebe Hilpas und Schalum's, die Seelenwanderungen des Affen Pug, der Tod Sir Roger de Coverley's, denen sich eine Reihe anderer nächstberechtigt anschließt. Durch ihn wurden die glücklichsten moralischen Betrachtungen, wie die besten Kritiken des Blattes geliefert. Die ersteren erscheinen uns heute nüchtern und conventionell, die letzteren beschränkt und von der wunderlichen Ueberschätzung lateinischer und französischer Vorbilder erfüllt, die der Zeit zu eigen waren. Man darf jedoch keineswegs vergessen, daß der herrschenden Sittenrohheit, der herkömmlichen Aeußerlichkeit gegenüber die Anschaungen Addison's nicht überall conventionelle sondern vielfach geläuterte waren. Wir finden z. B., daß sein Verständniß und seine Auffassung der Liebe und Ehe nicht besonders tief ist, ja uns stellenweis entrüstet, immerhin aber ist er einer der ersten Schriftsteller, der sich gegen die Rohheit bloßer Vortheilsheirathen erklärte und die „Sittsamkeit" verhöhnte, die ohne eigene Neigung „auf

Befehl der Eltern bereit ist, mit dem ersten besten Manne zu Bett zu gehen." Wir sehen ihn von vielen Vorurtheilen befangen, aber wo dieselben auch nur den leisesten Zusammenhang mit den eigentlich niedrigen menschlichen Eigenschaften: mit Grausamkeit, Neid, Undank oder Feigheit haben, sich augenblicklich und kräftig gegen sie erheben. Und selbst in seinen Kritiken, unter denen eine Reihe von Aufsätzen über Milton's verlorenes Paradies wohl die umfassendsten sind, verräth er zwar sclavische Abhängigkeit vom mißverstandenen Aristoteles und nur zu gut verstandenen Boileau; vermag er zwar, wie beinahe alle seine Zeitgenossen, eigentliche Poesie und Rhetorik oder verständige Reflexion nicht zu trennen; legt er der Phantasie ungebührlich geringes und dem „Scharfsinn" ungebührlich großes Gewicht bei: aber er besaß innerhalb seines engen Kreises einen feingebildeten Geschmack und große Sicherheit. Durch Addison und dessen Mitwirkung wurde der Zuschauer über das Schicksal beinahe aller Zeitschriften hinausgehoben und eine bleibende Bereicherung der englischen Literatur.

Die Geistesheiterkeit, der unbefangene Humor, welcher Addisons Aufsätze während der beiden Jahre auszeichnet, in denen der Zuschauer erschien, sind um so bewunderungswürdiger, als in dieser Zeit in der That schwere Sorgen auf ihm lasteten. Ganz abgesehen vom momentanen persönlichen Mißgeschick, erregten die politischen Zustände die Befürchtungen des consequenten Whigs. Das Ministerium Oxford-Bolingbroke schien geradezu auf eine Wiederherstellung der Stuarts hinzuarbeiten, die Königin, deren Anschauungen sich von denen der jacobitischen Partei nur dadurch unterschieden, daß sie bei ihren Lebzeiten den Thron zu behaupten wünschte, den ihr junger Bruder als legitimer König in Anspruch nahm, begünstigte die Machinationen, die gegen die Thronfolge des Hauses Hannover gerichtet wurden. Die Gefahr, alle Früchte der Revolution von 1688 zu verlieren, war stündlich näher gerückt. Sie trieb heißblütige Männer, wie Steele, zu lauten Ausbrüchen der Wuth, sie lastete schwer auf gefaßteren Naturen, wie Addison. Kam nach dem Tode Anna's „König Jacob III" zur Regierung, so ging es mit allen Aussichten der Whigpartei für lange Zeit zu Ende. Konnte auch ein Vierteljahrhundert nach der Vertreibung Jacob's II. von einer blutigen Restauration, von directer Rache an den Gegnern des Hauses Stuart, kaum mehr die Rede sein, so verstand sich von

selbst, daß die Whigpartei die volle Ungunst des neuen Herrschers zu tragen haben würde. Und daß Addison, von sich selbst, seinen Hoffnungen abgesehen, eine Restauration als das schwerste Uebel betrachtete, welches sein Vaterland treffen könne, darf nicht bezweifelt werden. Dennoch bewahrte er nicht nur seine Haltung, sondern, wie der „Zuschauer" zur Genüge belegt, die volle Unbefangenheit und Frische seines Geistes.

Der äußere Erfolg der Zeitschrift war ein großer, bisher unerhörter, bis zu ihrem Schlusse erregte sie die Theilnahme des lesenden Publikums. Als der „Zuschauer" am 6. December 1712 seine letzte Nummer (555) ausgab, geschah dies in der richtigen Erwägung, daß sich das Interesse an dem imaginairen Gentleman und seinen Freunden schließlich erschöpfen müsse. Durch den Tod Sir Roger de Coverley's und die Heirath Will Honeycomb's wurde die verbindende Erzählung abgeschlossen und der „Zuschauer" nahm (was nach ihm beinahe keine Zeitschrift verstanden hat) in voller Kraft Abschied von der Lesewelt. Allerdings verknüpften Steele und Addison mit dem Schluß dieser Zeitschrift den Plan, eine neue zu begründen, die in der That unter dem Namen des „Vormunds" (Guardian) am 13. März 1713 in's Leben trat, indessen weder die Bedeutung, noch den Erfolg des „Zuschauers" erreichte. Addison, welcher die besten Nummern der beiden vorangegangenen Journale geschrieben hatte, betheiligte sich am „Vormund" erst spät, und in der That zu spät. Er war eben damals mit der Inscenesetzung seiner längst begonnenen Tragödie „Cato" beschäftigt. Die Aufführung dieses Dramas gestaltete sich unter den damaligen politischen Verhältnissen zu einem Vorgange von ungewöhnlicher Wichtigkeit, den Macaulay in seiner glänzenden, lebensvollen Weise schildert:

„Addison gab das Stück den Directoren des Drurylanetheaters, ohne irgend einen Vortheil für sich selbst auszubedingen. Sie hielten sich daher für verpflichtet, keinen Aufwand in Scenerie und Anzügen zu schonen. Die Decorationen würden freilich dem kunstvollen Auge des Mr. Macready nicht gefallen haben. Juba's Wamms schimmerte von Goldtressen; Marcia's Reifrock hätte eine Herzogin am Geburtstage anziehen können, und Cato trug eine Perrücke für fünfzig Guineen. Der Prolog war von Pope geschrieben und ist unstreitig eine würdige und geistreiche Arbeit.

Die Rolle des Helden wurde von Booth vortrefflich gespielt. Steele unternahm es, ein Haus zusammen zu bringen. Die Logen erglänzten von den Sternen der Oppositionspeers. Im Parterre drängten sich aufmerksame und befreundete Zuhörer aus den Rechtscollegien und literarischen Kaffeehäusern. Sir Gilbert Heathcote, Gouverneur der Bank von England, war an der Spitze einer mächtigen Schaar von Hilfstruppen aus der City, warme Menschen und echte Whigs, aber bei Jonathan's und Garraway's besser bekannt, als auf den Wegen der Schöngeister und Kritiker.

Diese Vorkehrungen waren ganz überflüssig. Die Tories, als Gesammtheit, betrachteten Addison nicht mit unfreundlichen Gefühlen. Auch war es nicht in ihrem Interesse, da sie sich, wie sie thaten, zu tiefer Ehrfurcht für Recht und Verjährung und zu Abscheu sowohl vor Volksaufständen, als vor stehenden Heeren bekannten, Bemerkungen auf sich zu beziehen, welche gegen den großen Militärchef und Demagogen gerichtet waren, welcher, mit Hilfe der Legionen und des gemeinen Volks, alle die alten Institutionen seines Vaterlandes umstürzte. Demgemäß hallte jeder Beifallruf, den die Mitglieder des Kit-Cat erhoben, bei den Hochkirchenmännern vom October wider, und der Vorhang fiel zuletzt unter dem Donner einstimmigen Beifalls. —

Unter den Witzen, wodurch der Triumph der Whigs gestört wurde, war der schärfste und glücklichste der des Bolingbroke. In einem Zwischenacte ließ er Booth in seine Loge kommen und beschenkte ihn, vor dem ganzen Theater, mit einer Börse mit 50 Guineen, weil er die Sache der Freiheit gegen einen immerwährenden Dictator so gut vertheidige. Dies war eine schneidende Anspielung auf den Versuch, welchen Marlborough nicht lange vor seinem Sturze gemacht hatte, ein Patent zu erlangen, was ihn auf Lebenszeit zum Oberbefehlshaber ernenne".

Der glänzende Erfolg des „Cato" blieb der einzige, welchen Addison auf der Bühne hatte. Eine frühere Oper „Rosamunde", und ein späteres Lustspiel der „Trommler" gingen spurlos vorüber. Und so vielen Ruhm der „Cato" Addison bei seinen Zeitgenossen bringen mochte, für seinen Namen bei der Nachwelt, wäre ein vollständiges Fiasco des Trauerspiels günstiger gewesen. Niemand außer England wird die Meinung Macaulay's theilen, daß der „Cato" berechtigt sei, neben den besten Werken der fran=

zösischen Tragödie genannt zu werden. Im Gegentheil wird man allgemein dem Urtheile A. W. Schlegel's beistimmen, der in seinen Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur den „Cato" ein frostiges Stück ohne Handlung, ohne einen einzigen wahrhaft erschütternden Moment nennt, und seinem Erfolge einen wesentlich ungünstigen Einfluß auf die spätere Entwickelung der englischen dramatischen Dichtung zuschreibt.

Aber wie dem auch sei: Addison ragte jetzt durch den Doppelerfolg der moralischen Wochenschriften und des „Cato" hoch unter den Schriftstellern seiner Zeit hervor und gehörte zu den allgefeierten Namen. Bald kamen auch die Tage, in denen sich sein äußeres Geschick wendete. Der Tod der Königin Anna im August des Jahres 1714 fand die Torypartei in halber Auflösung; die Kämpfe zwischen Graf Oxford und Bolingbroke hatten sie unfähig gemacht, den einzig günstigen Moment zu einer Restauration zu benutzen. Die Gegner versicherten sich entschlossen ihres Vortheils. Der Kurfürst von Hannover bestieg ungehindert als König Georg I. den englischen Thron. Die Grundsätze und Anschauungen der Whigs siegten durchaus, und ihre Vertreter bemächtigten sich des Staates, seiner Ehren und äußeren Vortheile. Standhafte Parteigenossen, welche sich außerdem einer großen Popularität erfreuten, wie Addison, konnten bei dem Triumph der „guten Sache" nicht leer ausgehen.

Der entscheidende Umschwung der Dinge hatte Addison mitten in literarischen Beschäftigungen der glücklichsten Art gefunden. Er hatte eine Wiederaufnahme des „Zuschauer" beschlossen, und mit dem 18. Juni 1714 begonnen. Dieser achte Band des „Spectator," wesentlich von ihm allein geschrieben, enthält einige seiner besten und reizendsten Erfindungen und Aufsätze, und wird mit einiger Parteilichkeit von der englischen Kritik höher geschätzt, als alle von Steele redigirten Bände des alten „Zuschauer." In der Nummerfolge schloß sich die Wiederaufnahme genau dem alten Unternehmen an. Der Erfolg war ein glänzender, gleichwohl endete die Zeitschrift bereits am 20. December 1714. Addison mochte meinen, daß er jetzt wichtigere Dinge zu thun habe, als Stadt und Land zu unterhalten. Gleich nach dem Tode der Königin war er Secretär der Regentschaft, welche bis zur Ankunft Georg's I. fungirte, geworden. Im folgenden Jahre ging er wiederum als erster

Secretär des Vicekönigs nach Dublin, und kehrte nur nach England zurück, um noch höher zu steigen. Während des jacobitischen Aufstandes, den er durch eine eigene Zeitschrift: „Der Freisasse" (Freeholder), bekämpfte, trat er als Mitglied des Handelsamtes in die Regierung ein. Im Jahre 1717 ward er Staatssecretär und hatte damit den Gipfel politischer Größe erreicht. Ueber Addison's Leistungen als Staatsmann wurden jederzeit verschiedene Meinungen laut. Die Tories vergnügten sich damit ihn als ungeschickt und so unbehilflich darzustellen, daß er nur unter dem Beistand erfahrener Schreiber seine hohe Stellung habe behaupten können. Die Whigs versicherten, daß dies müssige Erfindungen seien, in denen sich der Neid beschränkter Geschäftsmenschen gegen ein glückliches Talent ausspreche. Jedenfalls erreichte er in seiner amtlichen Wirksamkeit so wenig, als in seiner parlamentarischen die Bedeutung, die er als Schriftsteller gewonnen hatte, und für die Nachwelt ist der Verfasser der Zuschauer=Aufsätze von unendlich größerem Gewicht, als das Parlamentsmitglied und der Staatssecretär Addison.

So glänzend nach außen hin diese Jahre erschienen, so waren sie doch in Wahrheit der mindest glückliche Theil von Addison's Leben. Seine Natur, reizbar empfindlich von Haus aus und durch das Bewußtsein allgemeiner Achtung verwöhnt, litt schwer unter einzelnen neidischen Anfechtungen, welche ihm seine Größe zuzog. Seine glänzende Stellung, sein Ministerposten, das Landgut, welches er ankaufte, ward ihm überdies durch einen Umstand verkümmert, den die Schätzung der Welt seinem Glücke hinzurechnete. Addison hatte sich mehrere Jahre hindurch um die verwittwete Gräfin von Warwick beworben und sich mit ihr zuletzt im Jahre 1716 verheirathet. Daß die Gräfin keine Liebe für ihn hegte, geht schon aus dem Umstande hervor, daß sie während der Jahre 1710—1714 wo die Whigpartei und mit ihr Addison aus Macht und Ansehen gestürzt war, seine erst ermunterten Bewerbungen zurückwies und ihnen, sobald sich das Glück wendete, Gehör gab. Wir fürchten, daß auch Addison weniger von Liebe, als von der seiner Nation eigenthümlichen krankhaften Sehnsucht nach vornehmen Familienverbindungen getrieben ward, die Hand der Gräfin zu erobern. Auf alle Fälle büßte er seine Bewunderung ihrer reifen Schönheit und ihres hohen Ranges hart. Seine Gemahlin verkümmerte ihm durch

Herrschsucht und Anmaßung, durch sprödes unliebenswürdiges Wesen die kurzen Jahre seiner Ehe. Und wenn er im Anfang noch im Kreise alter Genossen, bei fröhlichen Weingelagen, für welche er eine in der Zeit liegende Neigung hegte, sein häusliches Mißgeschick zu vergessen vermochte, so ward er bald durch Krankheit an Hollandhouse, den prächtigen Sitz seiner Gemahlin, gefesselt. Bereits 1718 sah er sich durch zunehmende Leiden gezwungen, alle öffentlichen Stellungen, mit Ausnahme seines Sitzes im Hause der Gemeinen, aufzugeben. Er trug sich noch mit der Hoffnung, die gewonnene und durch eine hohe Staatspension von fünfzehnhundert Pfund völlig sorgenfreie Muse zur Bearbeitung mehrerer Werke zu benutzen. Aber seine Krankheit, welche sich bald als die Wassersucht herausstellte, wuchs rasch, und führte ihn einem frühen Ende entgegen. Am 17. Juni 1719 verschied er zu Hollandhouse bei London, bis zum letzten Augenblick vollkommen gefaßten und heitern Geistes.

Addison ward in der Westminsterabtei, der Begräbnißstätte des nationalen Ruhms, beigesetzt. Der Gesammtausgabe seiner Werke, welche kurze Zeit nach seinem Tode erschien, folgten bis auf unsere Tage zahlreiche Wiederabdrücke, besonders der beiden Zeitschriften, in denen sich seine Eigenthümlichkeit am glücklichsten und reinsten entfaltet, und die er zu bleibender Bedeutung erhoben hatte. Addison zählt noch immer zu den populärsten Schriftstellern Englands, und wenn er kein Dichter im höheren Sinne des Worts genannt werden kann, so hat er doch in mehr als einer Weise die Verehrung und Bewunderung, welche ihm seine Landsleute widmen, voll verdient und auf einen Theil derselben auch anderen Völkern gegenüber gerechten, wohlbegründeten Anspruch.

Möge die nachstehende Uebertragung einer Reihe seiner besten Beiträge zum Zuschauer und Plauderer unser Urtheil bestätigen.

Addison,

Beiträge zum Zuschauer.

I.

Non fumum ex fulgore; sed ex fumo dare lucem
Cogitat, ut speciosa dehinc miracula promat.
Horat.

Er sinnt nicht d'rauf, aus Feuer Rauch zu machen,
Im Gegentheil aus Rauch des Lichtes Schimmer
Und wundervolle glänzende Gebilde
Hervorzuzaubern. (Fr. Fröhlich.)

Ich habe gefunden, daß der Leser selten ein Buch mit Vergnügen durchblättert, ehe er weiß, ob der Verfasser ein schwarzer oder ein blonder Mann, ob er sanfter oder heftiger Gemüthsart, Junggesell oder verheirathet ist, und was dergleichen Dinge mehr sind, die zum rechten Verständniß eines Autors beitragen. Um dieser berechtigten Neugier des Lesers entgegen zu kommen, will ich diesen und den nächsten Artikel als Einleitung für die folgenden Aufsätze betrachten und sie benutzen, um Auskunft über einige Personen zu geben, welche an diesem Unternehmen betheiligt sind. Da die Hauptarbeit, das Zusammenstellen, das Ordnen und Verbessern aber mir zufallen wird, so muß ich, um gerecht zu sein, das Blatt mit meiner eignen Geschichte eröffnen.

Ich wurde auf einem kleinen Erbgute geboren, das nach den Traditionen des Dorfes, in dem es liegt, bereits zur Zeit Wilhelm's des Eroberers von denselben Hecken und Gräben umhegt war, die es noch jetzt umgeben, und das sich ganz und ungetheilt, ohne Verlust oder Zuwachs eines einzigen Ackers oder einer einzigen Wiese, durch einen Zeitraum von sechshundert Jahren vom Vater auf den Sohn vererbt hat. Es geht die Sage in der Familie, daß meine Mutter, als sie im dritten Monat mit mir guter Hoffnung war, eines Tages

träumte, sie habe einen Richter geboren. Ob dieser Traum von einem Processe herrührte, welcher damals von der Familie geführt wurde, oder durch den Umstand veranlaßt war, daß mein Vater das Amt eines Friedensrichters bekleidete, kann ich nicht sagen, denn ich bin nicht so eitel, darin eine Prophezeiung in Bezug auf eine mir etwa in Zukunft winkende Stellung zu erblicken, obgleich dies die Deutung war, welche der Traum in der Nachbarschaft fand. Der Ernst, den ich bei meinem ersten Auftreten in der Welt zeigte und auch während meines ganzen Säuglingsalters bewahrte, schien außerdem den Traum meiner Mutter zu bestätigen, denn man hat mir oft erzählt, daß ich meine Klapper wegwarf, ehe ich noch zwei Monate alt war, und mich weigerte, meine Korallen*) zu brauchen, ehe man die Schellen davon abgenommen hatte.

Da sich der übrige Theil meiner Kindheit durch nichts Merkwürdiges auszeichnete, so kann ich ihn mit Stillschweigen übergehen. Ich stand während meiner Minderjährigkeit im Rufe eines sehr mürrischen Knaben, war aber dennoch der Liebling meines Lehrers, welcher zu sagen pflegte: meine Fähigkeiten wären solider Art und ließen Gutes hoffen. Auch auf der Universität zeichnete ich mich bald durch die vollständigste Schweigsamkeit aus, denn ich sprach während eines Zeitraumes von acht Jahren, außer bei den öffentlichen Exercitien, kaum hundert Worte, und kann mich in der That nicht erinnern, im Laufe meines ganzen Lebens je drei Sätze im Zusammenhange gesprochen zu haben. Während ich aber zu der Studentenschaft gehörte, befleißigte ich mich des Studiums mit solchem Eifer, daß es kaum, weder in den todten noch in den lebenden Sprachen, ein berühmtes Buch gab, mit dem ich mich nicht bekannt gemacht hätte.

Nach dem Tode meines Vaters faßte ich den Entschluß, fremde Länder zu bereisen. Ich verließ die Universität mit dem Rufe eines wunderlichen, seltsamen Menschen, der große Kenntnisse besitze, wenn er sie nur zeigen wollte. Ein unersättlicher Wissensdurst trieb mich durch alle Länder Europas, in denen irgend etwas Neues oder Merkwürdiges zu sehen war; ja, meine Wißbegierde erreichte einen so hohen Grad, daß ich, nachdem ich die Streitschriften mehrerer berühmter

---

*) Ein Stück Koralle, welches man den Kindern um den Hals hängt, um ihnen das Zahnen zu erleichtern. A. d. Uebers.

Männer in Bezug auf ägyptische Alterthümer gelesen hatte, eine Reise nach Cairo machte, um selbst eine Pyramide auszumessen. Sobald ich mir über den fraglichen Punkt Gewißheit verschafft, kehrte ich befriedigt in mein Vaterland zurück.

Die letzten Jahre habe ich in London zugebracht, und bin oft auf den belebtesten Plätzen der Stadt gesehen worden. Dessenungeachtet besitze ich hier nicht mehr als ein halbes Dutzend auserwählter Freunde, die mich kennen und von denen ich in der nächsten Nummer eine genauere Schilderung zu bringen gedenke. Es giebt keinen öffentlichen Versammlungsort, den ich nicht besuchte. Zuweilen dränge ich mich bei Will*) in den Kreis der Politiker und lausche mit großer Aufmerksamkeit den Mittheilungen, welche in dieser kleinen Gemeinde cursiren. Dann und wann rauche ich bei Child eine Pfeife, und während ich meine ganze Aufmerksamkeit dem „Postman"**) zuzuwenden scheine, belausche ich die Unterhaltung an jedem Tische des Zimmers. Sonntag Abends gehe ich nach dem St. James-Kaffeehause, und schließe mich dort zuweilen der kleinen Gesellschaft der Staatskünstler in den inneren Gemächern an, wie Einer, der Lust hat zu hören und zu lernen. Eben so ist mein Gesicht bei den „Griechen," im „Cacaobaum" und in den beiden Theatern Drurylane und Haymarket wohl bekannt. An der Börse bin ich länger als zehn Jahre für einen Kaufmann gehalten worden, und in der Versammlung der Actienhändler bei Jonathan sieht man mich zuweilen für einen Juden an. Kurz, wo ich nur immer einen Trupp Menschen zusammen sehe, da mische ich mich auch zwischen sie, obwohl ich den Mund nur in meinem eigenen Club zum Sprechen öffne.

So lebe ich denn in der Welt mehr als Beobachter der menschlichen Gesellschaft, denn als Mitglied derselben, und habe mich auf diese Weise zum speculativen Staatsmann, zum Soldaten, Kaufmann und Künstler ausgebildet, ohne mich mit der praktischen Ausübung irgend eines Berufes zu befassen. Ich verstehe mich vortrefflich auf die Grundsätze eines Ehemannes und Vaters, und besitze ein besseres

---

*) Will und die nachstehenden Namen bezeichnen sämmtlich Kaffeehäuser des damaligen London.

**) Der „Postman" war eine der am besten geleiteten englischen Zeitungen jener Zeit. Vergl. Macaulay, „Geschichte von England seit dem Regierungsantritt Jacob's II." Capitel 21.

Urtheil über die Fehlgriffe, welche Andere in ihrer Haushaltung, in ihren Geschäften und Vergnügungen sich zu Schulden kommen lassen, als die Betheiligten selbst, wie ja der müssige Zuschauer beim Spiel sehr oft Blößen entdeckt, welche den Spielern entgehen. Ich schloß mich niemals einer politischen Partei mit leidenschaftlicher Heftigkeit an, und habe mir vorgenommen, die strengste Neutralität zwischen Whigs und Tories zu beobachten; es wäre denn, daß ich durch Feindseligkeiten von irgend einer Seite dazu gezwungen würde, mich für die eine oder die andere zu erklären. Kurz, ich habe in allen Verhältnissen des Lebens den Standpunkt eines **Zuschauers** eingenommen und beabsichtige, diesem Charakter auch in meiner Zeitschrift treu zu bleiben.

Ich habe nun dem Leser gerade so viel von meiner Geschichte und über meine Person mitgetheilt, als nöthig ist, um ihm zu zeigen, daß ich für die Aufgabe, die ich mir gestellt, nicht ganz ungeeignet bin. Andere Einzelnheiten und Vorkommnisse aus meinem Leben werde ich bei passender Gelegenheit in diesen Blättern erzählen.

Wenn ich bedenke, wie viel ich gesehen, gehört und gelesen habe, so fange ich an, meine Schweigsamkeit zu tadeln, und da ich weder Zeit noch Neigung besitze, mich mündlich auszusprechen, so habe ich mir vorgenommen, es schriftlich zu thun, und mich womöglich im Druck herauszugeben, ehe ich sterbe. Meine Freunde haben mir oft gesagt, es sei ein Jammer, daß die vielen nützlichen Beobachtungen, die ich gemacht, sich im Besitz eines so verschwiegenen Mannes befänden. Aus diesem Grunde werde ich denn von jetzt an jeden Morgen zu Nutz und Frommen meiner Zeitgenossen einen Bogen meiner Gedanken veröffentlichen, und wenn ich auf diese Weise zur Veredlung und Aufklärung des Landes, in dem ich lebe, etwas beizutragen vermag, so kann ich dasselbe, wenn ich dereinst von hinnen gerufen werde, mit dem befriedigenden Bewußtsein verlassen, daß ich nicht ganz umsonst gelebt habe.

Es sind noch drei sehr materielle Punkte, über welche ich in diesem Artikel nicht gesprochen habe, und wichtige Gründe bestimmen mich, wenigstens noch für einige Zeit Stillschweigen darüber zu beobachten: ich meine über meine Namen, mein Alter und meine Wohnung. Ich gestehe, daß ich meine Leser gern in allen vernünftigen Ansprüchen zufriedenstellen möchte, aber obgleich ich versucht bin zu glauben, daß jene drei Punkte meinem Blatte zur Empfehlung ge-

reichen würden, so kann ich mich doch nicht entschließen, sie dem Publikum jetzt schon mitzutheilen. Man würde mich aus der Dunkelheit ziehen, deren ich mich so viele Jahre erfreut habe, und würde mich an öffentlichen Orten mit Grüßen und anderen Höflichkeiten verfolgen, die mir immer sehr unangenehm gewesen sind, denn es erscheint mir als die größte denkbare Qual, angeredet und angestarrt zu werden. Dies ist zugleich die Ursache, weshalb ich über mein Aussehen und meine Kleidung strenges Schweigen beobachte, obgleich es nicht unmöglich wäre, daß ich dem Publikum in der Folge über Beides Aufschluß gewährte.

Nachdem ich diese Details über mich selbst gegeben, werde ich morgen eine Beschreibung der Gentlemen folgen lassen, die sich mit mir zu diesem Werke verbunden haben, denn wie ich vorhin schon angedeutet, ist der Plan dazu, wie zu vielen anderen guten Dingen, in einem Club erdacht und berathen worden. Da mich jedoch meine Freunde vermocht haben, an die Spitze des Unternehmens zu treten, so bitte ich diejenigen, welche mit mir zu correspondiren wünschen, ihre Briefe an den Zuschauer, bei Mr. Bukley in Klein-Britannien, zu adressiren. Ferner muß ich die Leser benachrichtigen, daß, obgleich unser Club nur Dienstags und Donnerstags zusammenkommt, wir dennoch ein Comité erwählt haben, welches jeden Abend eine Sitzung halten soll, um die Beiträge zu prüfen, welche geeignet sind, das öffentliche Wohl zu fördern.

II.

.... Ast alii sex
Et plures uno conclamant ore.
Juvenal.

Sechs und mehr vereinigen ihre Stimmen.

Der Erste unserer Gesellschaft ist ein Gentleman aus Worcestershire, ein Baronet von alter Familie, Namens Sir Roger de

Coverley. Sein Urgroßvater war der Erfinder jenes berühmten ländlichen Tanzes, welchen man nach ihm getauft hat. Alle, welche in der Grafschaft bekannt sind, kennen auch die Gaben und Verdienste Sir Roger's. Sein Wesen ist ziemlich eigenthümlich, aber seine Sonderbarkeiten entspringen aus seiner gesunden Vernunft und stehen nur dann im Widerspruch mit den Formen der Gesellschaft, wenn er glaubt, daß die Gesellschaft sich damit im Unrecht befindet. Trotzdem ziehen seine Eigenthümlichkeiten ihm keine Feinde zu, denn er thut nichts mit Bitterkeit oder aus Eigensinn. Im Gegentheil trägt sein Benehmen, das sich weder den herrschenden Moden noch Gebräuchen anbequemt, nur dazu bei, ihn beliebter zu machen und Alle zu gewinnen, die ihn kennen lernen.

Befindet sich Sir Coverley in der Stadt, so wohnt er am Soho-Square. Wie man sagt, ist er Junggesell geblieben, weil er von einer schönen, falschen Wittwe der benachbarten Grafschaft arg hintergangen wurde. Vor dieser üblen Erfahrung war Sir Roger das gewesen, was man einen feinen Gentleman nennt. Er hatte oft mit Lord Rochester und Sir George Etherege gespeist, hatte bei seinem ersten Aufenthalt in der Stadt ein Duell ausgefochten und Bully Dawson in einem öffentlichen Kaffeehause einen Fußtritt verabreicht, weil dieser ihn einen grünen Jungen genannt. Nachdem die oben erwähnte Witwe aber so übel mit ihm verfahren, blieb er ein und ein halbes Jahr tief verstimmt, und obgleich sein von Natur heiteres Temparament ihm endlich darüber hinweg half, so wurde er von der Zeit an doch an sich selbst nachlässig und hörte auf, sich mit Sorgfalt zu kleiden. Er trug fortan Rock und Wamms von demselben Schnitte, der zur Zeit seines Mißgeschicks Mode gewesen war, und er erzählte zuweilen in heiterer Laune, daß er damit bereits zwölfmal aus der Mode und eben so oft wieder hinein gekommen wäre.

Man sagt, Sir Roger sei, nachdem er jene grausame Schöne vergessen, so bescheiden in seinen Ansprüchen geworden, daß sich selbst eine Bettlerin oder Zigeunerin gelegentlich seiner Gunst erfreut habe — indessen betrachten seine Freunde diese Beschuldigung mehr als einen Scherz, denn als Wahrheit. Sir Roger steht gegenwärtig im sechsundfünfzigsten Jahre. Er ist freundlich, heiter und munter, führt in der Stadt wie auf dem Lande einen vortrefflichen Tisch,

liebt die Menschen von Herzen und hat etwas so Fröhliches in seinem Wesen, daß man ihn eben so sehr liebt als achtet. Seine Pächter werden reich, seine Diener sehen zufrieden aus, alle jungen Mädchen und Frauen erklären ihm ihre Liebe, und die jungen Männer freuen sich, in seiner Gesellschaft zu sein. Kommt er in ein Haus, so nennt er die Domestiken bei ihren Namen und unterhält sich mit ihnen, während er die Treppe hinauf steigt. Außerdem darf ich nicht vergessen zu erwähnen, daß Sir Roger patentirter Friedensrichter ist, daß er seinen Platz bei den Vierteljahrs-Sitzungen mit vielem Geschick ausfüllt und erst vor drei Monaten lebhaften Beifall durch die Erklärung eines Paragraphen in den Spielgesetzen errang.

Der Gentleman, welcher nächst Sir Roger des größten Ansehens bei uns genießt, lebt ebenfalls als Hagestolz. Er ist Mitglied des Tempels,*) ein Mann von großer Ehrlichkeit, vielem Witz und Verstand, der seinen Wohnsitz mehr den Wünschen seines alten, launenhaften Vaters folgend, als aus eigener Neigung gewählt hat. Er war bestimmt, die Landesgesetze zu studiren, und ist von allen Mitgliedern des Hauses dasjenige, welches die Gesetze der Schaubühne am gründlichsten kennt. Aristoteles und Longinus werden viel besser von ihm verstanden, als Littleton und Coke. Der Vater sendet mit jeder Post Fragen in Bezug auf Ehecontracte, Pacht- und Miethverträge, die in der Nachbarschaft abgeschlossen werden, und der Sohn, der sich über diese Fragen mit einem Advocaten verständigt, beantwortet sie immer in Bausch und Bogen. Er studirt die Leidenschaften der Menschen, während er die Streitigkeiten untersuchen soll, die daraus erwachsen. Er kennt die Argumente aller Reden des Demosthenes und Cicero, aber kaum einen einzigen Fall aus den Archiven unserer eigenen Gerichtshöfe. Niemand hat ihn je für einen Dummkopf gehalten, aber außer seinen intimsten Freunden weiß Niemand, wie viel Geist er besitzt. Diese Eigenthümlichkeit läßt ihn zugleich anspruchslos und angenehm erscheinen, und da seine Gedanken sich nur selten den Geschäften zuwenden, so giebt er sie hauptsächlich in der Unterhaltung aus. Sein Ge-

*) Der „Tempel" bezeichnet zugleich ein großes, wesentlich von Juristen bewohntes Gebäude in London und eine juristische Corporation.

schmack in Bezug auf Bücher ist für unsere Zeit ein wenig zu streng. Er hat Alles gelesen, erkennt aber nur Weniges an. Seine Vertrautheit mit den Sitten, Gebräuchen, Thaten und Schriften der Alten macht ihn zu einem feinen Beobachter der Dinge, die ihm in der heutigen Welt begegnen. Er ist ein ausgezeichneter Kritiker, und die Theaterstunden sind für ihn Arbeitsstunden. Punkt fünf Uhr passirt er New-Inn, durchschreitet Russell Court und biegt nach Will's Kaffeehause ein, wo er wartet, bis das Schauspiel beginnt. Der Barbier in der Nähe der „Rose" wichst seine Schuhe und pudert seine Perrücke. Es ist zum Vortheil der Zuschauer, wenn er sich im Theater befindet, denn die Schauspieler besitzen den Ehrgeiz, ihm gefallen zu wollen.

Die zunächst zu erwähnende Person ist ein angesehener Kaufmann aus der City von London, Sir Andreas Freeport, ein Mann von unermüdlicher Betriebsamkeit, tüchtigem Verstand und großer Erfahrung. Seine Ansichten über den Handel sind edel und großartig, und wie fast jeder reiche Mann seine Art zu scherzen hat, die freilich, wenn er nicht reich wäre, keinen großen Effect machen würde, nennt er die See: die britische Gemeindewiese. Er kennt den Handel in allen Punkten und wird Euch sagen, daß es nichts Thörichteres und Barbarischeres geben kann, als die Herrschaft durch Gewalt der Waffen ausdehnen zu wollen, denn die wahre Macht wird nur durch Kunst und Industrie erlangt. Er liebt es, nachzuweisen, daß, wenn diese Seite unseres Handelsverkehrs gehörig in's Auge gefaßt würde, wir bald eine Nation nach der andern überflügeln müßten. Ich habe ihn oft den Beweis führen hören, daß man durch Beharrlichkeit und Fleiß dauerndere Eroberungen macht, als durch tapfere Waffenthaten, und daß die Trägheit mehr Nationen zu Grunde richtet, als das Schwert. Andreas Freeport besitzt einen Ueberfluß an einfachen Lebensregeln, unter welchen die: „Ein ersparter Pfennig ist ein gewonnener Pfennig," bei ihm im größten Ansehen steht.

Ein großer Kaufmann mit gesundem Menschenverstande ist aber ein angenehmerer Gesellschafter, als ein großer Polyhistor, und da Sir Andreas außerdem eine natürliche, ungezwungene Beredsamkeit besitzt, so bereitet mir die Klarheit seiner Abhandlungen dasselbe Vergnügen, wie der Witz bei einem Andern. Er hat sein Vermögen

selbst erworben und versichert, daß England auf demselben Wege, auf dem er wohlhabender geworden ist, als andere Leute, reicher werden könnte, als jedes andere Land. Man kann wohl sagen, daß der Wind, mag er kommen, aus welcher Himmelsrichtung er will, immer dem heimathlichen Hafen ein Schiff zutreibt, an welchem mein Freund als Eigenthümer betheiligt ist.

Neben Sir Andreas sitzt im Clubzimmer Capitän Sentry, ein Gentleman von großem Muth und tüchtigem Verstand, aber unbesieglicher Bescheidenheit. Er gehört zu den Menschen, die überall ihre Pflicht thun, aber zu ungeschickt sind, ihre Talente denen bemerklich zu machen, die sie bemerken sollten. Er hat mehrere Jahre als Capitän gedient und bei verschiedenen Gelegenheiten Proben seines Muthes abgelegt, da er aber selbst ein kleines Vermögen besitzt, und Sir Roger's nächster Erbe ist, so hat er eine Laufbahn verlassen, auf welcher kein Mann nach Maßgabe seiner Verdienste vorwärts kommt, wenn er nicht ein eben so guter Höfling wie Soldat ist. Ich habe ihn oft darüber klagen hören, daß in einem Berufe, in welchem das wahre Verdienst so leicht in die Augen fällt, die Unverschämtheit dennoch den Sieg über die Bescheidenheit davon trägt. Wenn er darüber sprach, so hörte ich ihn niemals ein bitteres Wort brauchen, aber er gestand frei und offen, daß er sich von der Welt zurückgezogen habe, weil er sich nicht für sie geschaffen fühle. Strenge Rechtschaffenheit und Anstandsgefühl sind große Hindernisse für einen Mann, der sich durch eine Menge drängen soll, welche zu gleichem Zwecke mit ihm nach der Gunst eines Vorgesetzten strebt. Dennoch entschuldigt er in seiner Weise die Generäle, daß sie nicht allezeit das wahre Verdienst belohnen, oder nach demselben fragen. „Der große Mann, der mich berücksichtigen soll," pflegt er zu sagen, „hat eben so viele Schwierigkeiten zu überwinden, um den Weg zu mir zu finden, als ich, wenn ich zu ihm dringen will." Es zieht daraus die Lehre, daß der Mann, welcher namentlich im Militärdienste Carrière machen will, alle falsche Bescheidenheit ablegen und durch ein gewisses Selbstvertrauen seinen Vorgesetzten gegen die Zudringlichkeit anderer Prätendenten zu Hilfe kommen muß. Es ist, wie er sagt, eben so gut ein Beweis von Feigheit, wenn man sein gutes Recht nicht geltend macht, als es ein solcher sein würde, wenn ein Soldat sich bei einem befohlenen Angriffe lässig zeigte. Mit solcher Unparteilichkeit beur=

theilt dieser Gentleman sich und Andere; und derselbe Freimuth giebt sich in allen seinen Reden kund. Er hat während seiner militärischen Laufbahn allerlei Abenteuer erlebt, mit deren Erzählung er die Gesellschaft sehr angenehm unterhält, denn obgleich er gewöhnt war, Männer zu befehligen, die tief unter ihm standen, ist er dennoch eben so wenig anmaßend geworden, wie ihn seine Unterordnung unter Höherstehende, allzu willfährig gemacht hat.

Damit es aber nicht den Anschein gewinnt, als bestehe unsere Gesellschaft aus einer Anzahl von Sonderlingen, die mit den Freuden und Galanterien des Zeitalters gänzlich unbekannt sind, so haben wir unter uns den stattlichen Will Honeycomb, einen Gentleman, der seinen Jahren nach im Niedergange seines Lebens steht, der sich aber immer so sorgfältig gepflegt und in so guten Glücksumständen befunden hat, daß die Zeit ziemlich unmerklich an ihm vorübergegangen ist und weder Runzeln auf seiner Stirn, noch Spuren in seinem Gehirn zurückgelassen hat.

Will Honeycomb's Figur ist stattlich und wohlgebaut. Er besitzt große Gewandtheit in jener Art von Gesprächen, mit denen Männer gewöhnlich Frauen zu unterhalten pflegen, ist immer gut angezogen und erinnert sich an Kleider, wie Andere sich an Menschen erinnern. Er lächelt, wenn Jemand mit ihm spricht und lacht behaglich. Die Geschichte jeder Mode ist ihm bekannt, und er ist im Stande, genau zu sagen, von welcher Maitresse der französischen Könige unsere Frauen und Töchter diese oder jene Art, ihr Haar zu kräuseln und ihr Kopfzeug zu tragen, angenommen haben, wessen Schwachheitssünde durch diese oder jene Art von Unterrocke bedeckt wurde, und welche Dame es war, deren kleiner Fuß in diesem oder jenem Jahre Veranlassung zur Mode der kurzen Kleider gab. Mit einem Worte, Alles, was er spricht und weiß, bezieht sich auf das weibliche Geschlecht. Wie andere Männer Euch sagen können, was der eine oder der andere Minister bei dieser oder jener Gelegenheit geäußert hat, so weiß er zu berichten, welche Frau es war, die sich in den Herzog von Monmouth sterblich verliebte, als er bei Hofe tanzte, und welche andere er am nächsten Morgen an der Spitze seiner Schaar im Parke bezauberte. Bei allen diesen wichtigen Vorfällen hat Will Honeycomb fast immer einen süßen Blick oder einen Fächerschlag von irgend einer berühmten Schönheit, der Mutter eines jetzigen Lord So und So davon getragen.

Spricht Jemand von einem jungen Mitglied des Unterhauses, das etwas Bemerkenswerthes gesagt hat, so ruft Will Honeycomb gewiß: „Er hat gutes Blut in den Adern, Tom Mirabel ist sein Vater. Der Spitzbube betrog mich in der Geschichte, und die Mutter des jungen Burschen führte mich ärger an der Nase herum, als irgend eine der Frauen, denen ich Aufmerksamkeiten erwiesen habe.“ Durch diese seine Art und Weise bringt er Leben in unsere sonst ernstere Unterhaltung, und außer mir, der ich überhaupt selten rede, ist Keiner unter uns, der von ihm nicht als von einem wohlerzogenen, feinen Gentleman spräche. Er ist, mit einem Worte, wo die Weiber nicht in Betracht kommen, ein ehrenhafter und würdiger Mann.

Ich weiß nicht, ob ich den Gentleman, den ich jetzt noch zu erwähnen habe, als Mitglied unserer Gesellschaft bezeichnen darf, denn er besucht uns nur selten, obgleich er, wenn er kommt, Jedem von uns eine Freude bereitet. Er ist Geistlicher, echter Philosoph — ein Mann von umfassendem Wissen, untadelhaftem Leben und der vollendetsten Erziehung. Leider hat er das Unglück, eine sehr schwache Gesundheit zu besitzen und vermag in Folge dessen nicht, Pflichten und Geschäfte zu übernehmen, wie ein höheres geistliches Amt sie mit sich führen würde. Er ist deshalb unter den Theologen etwa das, was ein Consulent unter den Rechtsgelehrten ist. Er gewinnt Anhänger durch die Lauterkeit seines Herzens und die Unsträflichkeit seines Lebens, wie Andere durch Beredtsamkeit und die Kraft ihrer Stimme. Er giebt selten ein Gesprächsthema an, aber wir sind alt genug, um, wenn er zwischen uns ist, einen Ernst zu bewahren, der ihn unwillkürlich darauf bringt, über göttliche Dinge zu reden. Er behandelt dieselben wie Einer, der kein Interesse mehr an den Angelegenheiten dieser Welt hat, wie Einer, der sich dem Ziele aller seiner Wünsche nähert und selbst aus seiner Schwäche und aus dem Abnehmen seiner Kräfte Hoffnungen herleitet.

Dies sind nun meine gewöhnlichen Genossen.

III.

Quoi quisquam fere studio deuinctus adhaeret
Aut quibus in rebus multum sumus ante morati;
Atque in qua ratione fuit contenta magis mens:
In somnis eadem plerumque videmur obire.

Lucr.

Welchem Geschäfte man nun im Geiste am eifrigsten obliegt,
Oder wobei sich zuvor das Gemüth am meisten verweilt hat,
Sich der Verstand darauf mit strengerem Fleiße verwendet:
Eben dasselbe kommt gewöhnlich uns wieder im Traum vor.

(Knebel.)

Als ich neulich in der Stadt umherstreifte oder vielmehr auf Entdeckungen ausging, schaute ich unter Anderm in die große Halle, in welcher sich die Bank befindet, und es interessirte mich, den Director, die Secretäre und Schreiber, nebst allen anderen Mitgliedern dieser reichen Körperschaft in den verschiedenen Abtheilungen, jeden an dem Platze zu sehen, der ihm nach seiner Stellung zukam. Der Anblick rief mir eine Menge von Abhandlungen in's Gedächtniß, die ich über den Verfall des öffentlichen Credits und die Mittel, ihn wieder zu heben, gehört und gelesen habe, und die meiner Ansicht nach sämmtlich mangelhaft sind, weil sie Separat-Interessen dienen oder aus Parteigrundsätzen hervorgingen.

Diese Gedanken, die mich den Tag über in Anspruch genommen hatten, beschäftigten mich auch während der Nacht, und unmerklich fiel ich in eine Art von Traum, der alle meine Betrachtungen zu einer Vision, Allegorie, oder wie es der Leser sonst nennen will, verschmolz.

Mich däuchte, ich kehrte nach der großen Halle zurück, in der

ich am Morgen gewesen war, aber zu meinem Erstaunen erblickte ich anstatt des Personals, das ich in der Frühe dort gesehen hatte, am obern Ende des Saales eine wundervolle Frauengestalt, auf einem goldenen Throne sitzend. Ihr Name war, wie man mir mittheilte: „Oeffentlicher Credit.“ An den Wänden hingen statt der Bilder und Karten eine Menge von Parlamentsacten in Goldschrift. Am oberen Ende der Halle erblickte ich die Magna Charta*), rechts daneben das Gleichförmigkeitsgesetz**), links das Toleranzgesetz. Am unteren Ende der Halle bemerkte ich die Thronfolgeacte, welche gerade vor den Augen der weiblichen Figur aufgehängt waren, die auf dem Throne saß. Beide Seiten der Halle waren mit Parlamentsacten bedeckt, die sich auf die Gründung öffentlicher Fonds bezogen. Die Frauengestalt schien großen Werth auf diesen Schmuck der Wände zu legen, denn sie ließ ihr Auge oft darauf ruhen und lächelte dann mit stiller Freude, während sie, sobald sich etwas näherte, was diese Schriftstücke hätte verletzen können, großes Mißbehagen zeigte. Ueberhaupt verrieth sich in ihrem ganzen Benehmen eine gewisse Aengstlichkeit und sie wechselte sehr oft die Farbe — mochte dies von der Zartheit ihrer Constitution kommen, oder litt sie an Vapeurs, wie mir späterhin Jemand erzählte, der ihr nicht wohlwollte. Bei jedem Geräusch fuhr sie erschrocken in die Höhe. Sie war, wie ich kurz darauf erfuhr, sehr schwächlich — schwächlicher, als ich je eine Person, selbst ihres Geschlechts, gesehen hatte — und litt an momentanen Abzehrungs-Zufällen, so daß sie im Handumdrehen aus der vollsten Gesundheit und vom blühendsten Ansehen zum Skelett hinschwinden konnte. Sie erholte sich aber oft eben so schnell, als sie abgenommen hatte, und ging dann aus dem traurigsten Verfall in den Zustand der Gesundheit und Kraft über.

Bald fand ich die günstigste Gelegenheit, diesen schnellen Wechsel und die Veränderung ihrer Körperbeschaffenheit genauer zu beobachten. Zu ihren Füßen saßen nämlich zwei Secretäre, welche allstünd-

---

*) Das Reichsgrundgesetz, welches zuerst 1215 von König Johann ohne Land erlangt wurde. A. d. Uebers.

**) Ein Gesetz, welches die Gleichförmigkeit der anglikanischen Kirchengebräuche verordnet. A. d. Uebers.

lich Briefe aus allen Theilen der Welt empfingen, die ihr der eine oder der andere ununterbrochen vorlas, und je nach den Nachrichten, die sie hörte und denen sie mit großer Aufmerksamkeit lauschte, wechselte ihre Farbe und zeigten sich Symptome von wachsender Gesundheit und überhandnehmendem Siechthum.

Hinter dem Throne erhob sich ein ungeheurer Haufen von Geldsäcken, die so hoch über einander geschichtet waren, daß sie die Decke des Saales berührten. Auf dem Boden zur Rechten und Linken des Thrones lagen große Massen Gold, die zu beiden Seiten hohe Pyramiden bildeten. Das setzte mich indessen nicht mehr in Verwunderung, als ich auf mein Befragen hörte, daß das schöne Weib die Gabe besaß, welche die Poeten dem König der Lydier zuschreiben, daß sie nämlich durch ihre Berührung Alles in Gold zu verwandeln vermochte, was sie wünschte.

Nach einem kurzen Schwindel, einer eigenen Verwirrung der Gedanken, wie der Träumer sie oft empfindet, war mir plötzlich, als gerathe der ganze Saal in Aufregung und Bewegung. Die Thüren wurden ungestüm aufgerissen und herein stürmten ein halbes Dutzend so scheußlicher Gespenster, wie ich sie bis dahin kaum im Traume erblickt. Zu zwei und zwei, die ungleichsten Paare bildend, schritten sie in die Halle und traten hier zu einer Art von Reigen zusammen. Es würde zu langweilig werden, wenn ich ihre Gestalten und Kleider beschreiben wollte, und deshalb beschränke ich mich darauf, meinen Lesern mitzutheilen, daß das erste Paar sich Tyrannei und Anarchie nannte. Das zweite war Bigotterie und Atheismus — ein drittes Paar wurde durch das Phantom einer Staatsverfassung und einen jungen Mann von etwa zweiundzwanzig Jahren gebildet, dessen Namen ich nicht erfahren konnte. Er hielt ein Schwert in der Rechten, welches er während des Tanzes oft gegen die Thronfolgeacte schwang, und ein Bürger, der mir zur Seite stand, flüsterte mir in's Ohr, daß er einen Schwamm in seiner linken Hand bemerke.*) Der Tanz

*) Hiermit ist Jacob Stuart, der von seinen Anhängern und zu verschiedenen Zeiten von Frankreich, Spanien, dem päpstlichen Hofe als König Jacob III. anerkannte ältere Prätendent (Sohn des vertriebenen Königs Jacob II. und Bruder der eben regierenden Königin Anna) gemeint. Er zückt das Schwert gegen die Thronfolgeacte, welche die hannoversche Dynastie nach dem Tode der Königin Anna auf den englischen Thron beruft,

so vieler disharmonirender Wesen erinnerte mich an Sonne, Mond und Erde im Ballet, die sich nur mit einander drehen, um sich gegenseitig zu verdunkeln.

Der Leser kann sich nach dem Vorhergehenden leicht denken, daß die Frau auf dem Throne tödtlich erschrecken mußte, wenn sie nur ein einziges dieser Gespenster erblickt hätte, und wie ihr Zustand jetzt war, als sie alle auf einmal wahrnahm. Sie wurde ohnmächtig und schwand sichtlich dahin.

„Nicht ist die Farbe wie sonst mit der Weiße vereinigte Röthe;
Hin ist die blühende Kraft, und was eben entzückte das Auge,
Und nicht bleibet der Leib.“ — — — — — — — — — — —

Auch mit dem Berge von Geldsäcken und den Goldhaufen ging eine große Veränderung vor. Der erstere schrumpfte zusammen, und viele früher volle Beutel verwandelten sich in leere, so daß nicht mehr der zehnte Theil derselben gefüllt war. Dessen ungeachtet nahmen die leeren Beutel denselben Raum ein wie vorher, denn sie waren mit Luft aufgeblasen und erinnerten mich an die Säcke voll Wind, welche nach Homer's Bericht der Held Odysseus vom Aeolus zum Geschenk empfing. Die großen Goldhaufen an jeder Seite des Thrones schienen jetzt nur noch aus Papier zu bestehen, oder aus kleinen Haufen von Kerbhölzern, die in Bündel zusammengebunden waren.

Während ich noch diese plötzliche vor meinen Augen stattfindende Zerstörung beklagte, verschwand die ganze Scene. An die Stelle der entsetzlichen Gespenster traten andere Erscheinungen von

---

und hält einen Schwamm in seiner Hand, um die unter der „illegitimen“ Herrschaft Wilhelm's und Anna's entstandene Staatsschuld wegzuwischen. Addison verkörpert in dieser Allegorie die Furcht, welche die Staatsgläubiger mit Recht vor einer Wiederherstellung des Hauses Stuart hegten. Noch im Jahre 1745 konnte sich der junge Prätendent Prinz Karl Eduard während seiner kurzen Herrschaft in Schottland nicht zu einer unbedingten, unumwundenen Anerkennung der Staatsschuld, die unter einer „ungesetzmäßigen“ Regierung entstanden sei, entschließen. Nächst dem katholischen Bekenntniß Jacob's III. hat wohl das Interesse der Staatsgläubiger hauptsächlich dessen Restauration verhindert. Im Jahre 1710 schien dieselbe bei der heimlichen Begünstigung, welche die Königin Anna und die gesammte Torypartei den Plänen des Prätendenten angedeihen ließen, keineswegs zu den Unmöglichkeiten zu gehören. Vergl. A. Stern, „Vier Titularkönige im achtzehnten Jahrhundert.“

angenehmem Aussehen und wohlgefälligem Behaben paarweise in die Halle. Das erste Paar war die Freiheit, welche die Monarchie an der rechten Hand führte, das zweite die Mäßigung, geleitet von der Religion; das dritte Paar bestand aus dem Schutzgeiste Großbritanniens und einer Persönlichkeit, die ich nie gesehen hatte.

Bei dem Eintritt dieser Erscheinungen erwachte die weibliche Gestalt sogleich zu neuem Leben. Die Geldsäcke füllten sich wieder, und die Holzbündel und Papierhaufen verwandelten sich in Pyramiden von Guineen. Ich meinestheils war darüber so erfreut, daß ich erwachte — aber ich muß gestehen, daß ich, wenn ich es vermocht hätte, sehr gern wieder eingeschlafen wäre, um meinen Traum zu Ende zu träumen.

IV.

Somnia terrores magicos miracula sagas,
Nocturnos lemures, portentaque thessala rides?
Hor.

„Kannst vorahnende Träum', und Magie, und Wunder, und Hexlein,
Nächtlichen Spuk, und Gegaukel der Thessalerkunst Du verachten?
(Voß.)

Als ich gestern zu einem alten Bekannten kam, um mit ihm zu Mittag zu essen, fand ich die ganze Familie sehr niedergeschlagen. Auf meine Frage nach der Ursache theilte mir mein Freund mit, daß seine Frau in vergangener Nacht einen seltsamen Traum gehabt hätte, welcher, wie sie fürchteten, für sie oder für ihre Kinder Böses bedeuten möchte. — Als die Frau des Hauses in's Zimmer trat, bemerkte ich eine Melancholie in ihrem Wesen, die mich mit Besorgniß erfüllt haben würde, wenn ich den Grund dazu nicht schon gewußt hätte.

Bald nachdem wir uns zu Tische gesetzt und sie mich eine kleine Weile angesehen hatten, drehte sie sich zu ihrem Manne und sagte: „Mein Lieber, da ist ja der Fremde, der gestern Abend in der Kerze

brannte.“ — Dann fing man an von Familienangelegenheiten zu sprechen, und ein kleiner Knabe am unteren Ende des Tisches erzählte, daß er den Donnerstag anfangen werde, in der Schreibstunde die Grundstriche mit den Haarstrichen zu verbinden. „Donnerstag!“ rief die Mutter aus, „nein, Kind, so Gott will, sollst Du damit nicht am Donnerstage, dem Tage des Festes der unschuldigen Kinder, beginnen! Sage Deinem Schreiblehrer, daß Freitag auch noch Zeit dazu wäre!“ — Ich dachte noch bei mir über die Thorheit dieses Aberglaubens nach und wunderte mich, wie Jemand sich deshalb zum Gesetz machen könnte, allwöchentlich einen Tag zu verlieren, als die Dame vom Hause sich zu mir wendete und bat, ich möchte ihr auf der Spitze eines Messers ein wenig Salz reichen. Ich erfüllte ihren Wunsch, that es aber in meiner dienstfertigen Eile so ungeschickt, daß ein Theil des Salzes auf den Tisch fiel. Sie fuhr erschrocken empor und bemerkte, daß es nach ihrer Seite hingefallen wäre. Ich war nicht wenig verwundert, aber als ich die Unruhe der ganzen Tischgesellschaft bemerkte, fing ich selbst voll Bestürzung an, mich als einen Menschen zu betrachten, der Unglück über die Familie gebracht hätte. Die Dame suchte sich indessen nach einigen Augenblicken zu fassen und sagte mit einem Seufzer zu ihrem Manne: „Es kommt ja niemals ein Mißgeschick allein, mein Lieber!“ Mein Freund, der, wie ich bemerkte, eine ziemlich untergeordnete Rolle an seinem Tische spielte und mehr Gutmüthigkeit als Verstand besaß, fühlte sich verpflichtet, auf alle Launen nnd Gemüthsbewegungen seiner Gattin einzugehen. „Erinnerst Du Dich noch, liebes Kind,“ fuhr sie fort, „daß das Taubenhaus an demselben Tage umfiel, als unsere unvorsichtige Magd das Salz auf das Tischtuch warf?“ — „Vollkommen, Liebe,“ entgegnete er, „und am andern Tage traf die Nachricht von der Schlacht bei Almanza ein.“*)

Der Leser kann sich denken, welche Figur ich spielte, als ich erfuhr, wie viel Unglück ich vielleicht angerichtet. Ich beendigte mein

*) Die Schlacht von Almanza wurde im April 1707 zwischen der von Lord Galway befehligten anglo-spanischen Armee des Erzherzogs Karl (als Prätendent von Spanien Karl III., als Kaiser Karl VI.) und der des bourbonischen Königs Philipp V. von Spanien geschlagen. Sie endete mit einer totalen Niederlage der ersteren, und entschied für die pyrenäische Halbinsel in gewissem Sinne den endlichen Ausgang des spanischen Erbfolgekriegs.

Mittagessen so schnell als ich nur immer konnte, und mit meiner gewöhnlichen Schweigsamkeit, als plötzlich die Dame bemerkte, daß Messer und Gabel kreuzweise auf meinem Teller lagen. Sie bat sogleich, ich möchte ihr die Gefälligkeit erweisen, diese Instrumente anders, das heißt neben einander zu legen, und obgleich ich nicht wußte, welche Art von Verstoß ich begangen, so vermuthete ich doch, daß es sich abermals um einen traditionellen Aberglauben handelte, und beeilte mich, zu ihrer Beruhigung Messer und Gabel in parallele Richtung zu bringen. Ich habe sogar beschlossen, dies auch in Zukunft nicht zu versäumen, obgleich ich den Grund nicht einsehe.

Es ist nicht schwer, zu erkennen, wenn Menschen einen Widerwillen gegen uns gefaßt haben, und so merkte ich denn bald heraus, daß die Frau meines Freundes mich als einen ziemlich gefährlichen Burschen, als eine Art von Unglücksmenschen betrachtete. Ich nahm deshalb auch sogleich nach Beendigung des Mittagessens Abschied und verfügte mich nach Hause.

Dort angekommen, dachte ich noch lange an die Nachtheile, welche aus diesen abergläubischen Narrheiten der Menschen entstehen, und an die unnöthigen Kümmernisse und Sorgen, die sie uns aufbürden. Als ob die wirklichen Leiden des Lebens nicht hinreichend wären, bemühen wir uns, in den gleichgiltigsten Dingen eine üble Vorbedeutung zu entdecken, und leiden auf diese Weise durch die geringfügigsten Vorkommnisse eben so sehr wie durch wirkliches Unglück. Ich habe gesehen, daß fallende Sternschnuppen einem Menschen die Nachtruhe raubten, und ein Verliebter bei der Befragung eines scherzhaften Orakels bei Tische blaß wurde und den Appetit verlor. Das Geschrei einer Eule um Mitternacht versetzt zuweilen eine Familie in größere Unruhe, als eine Bande Räuber es thun könnte, ja das Zirpen einer Grille erschreckt die Menschen oft mehr, als das Brüllen eines Löwen. Nichts ist zu klein und unbedeutend, um nicht einer von Omen und Vorzeichen erfüllten Phantasie furchtbar erscheinen zu können, ja ein rostiger Nagel oder eine verbogene Stecknadel vermögen zu Wunderdingen emporzuwachsen.

Als ich mich einst in einer aus Männern und Frauen bestehenden sehr heitern Gesellschaft befand, machte plötzlich eine alte Frau die Bemerkung, daß wir zu dreizehn waren. Diese Entdeckung erfüllte die Damen mit Schrecken, und zwei von ihnen erklärten so-

gleich das Zimmer verlassen zu wollen. Einer der Anwesenden erinnerte indessen daran, daß unter den gegenwärtigen Frauen eine guter Hoffnung sei, daß sich also nicht dreizehn, sondern vierzehn Personen im Zimmer befänden, und wahrscheinlich statt eines Todesfalles die Geburt eines Menschen in Aussicht stände. Hätte man die böse Vorbedeutung nicht auf diese Weise unschädlich gemacht, so bezweifle ich nicht, daß die Hälfte der Damen noch in selbiger Nacht krank geworden wäre.

Eine alte Jungfer, welche an Vapeurs leidet, kann im Kreise ihrer Verwandten und Nachbarn unendliches Unheil dieser Art anrichten. Ich kenne die unverheirathete Tante einer großen Familie, welche sich, gleich einer Sibylle aus alter Zeit, jahraus jahrein mit Vorahnungen und Prophezeiungen beschäftigt. Sie sieht überall Erscheinungen, hört Todtenuhren und war neulich außer sich vor Schrecken, als der große Hofhund heulte, während sie an Zahnschmerzen litt.

Ein so überspannter Gemüthszustand stürzt die Menschen nicht nur in unnöthige Besorgniß, sondern bürdet ihnen eine Menge überflüssiger Pflichten und Rücksichten auf, und entspringt lediglich aus der Furcht nnd Unwissenheit, welche die Seele des Menschen umnachten. Das Entsetzen, welches uns der Gedanke an den Tod einflößt, sowie die Ungewißheit über die Zeit seiner Annäherung geben einem melancholischen Gemüth Veranlassung zu Sorgen und Befürchtungen, und machen es geneigt, den grundlosesten Ahnungen und Prophezeiungen Gehör zu schenken. Wie es die Hauptaufgabe verständiger Männer ist, die Leiden und Bedrängnisse des Lebens durch Vernunftgründe zu mildern, so ist es die Beschäftigung der Thoren, sie durch abergläubische Vorstellungen zu vermehren.

Ich meinestheils würde mich sehr beunruhigt fühlen, wenn ich mit der Gabe der Vorahnung behaftet wäre, selbst wenn ich daraus volle Gewißheit über alle Dinge schöpfen könnte, die mir in Zukunft begegnen sollen. Ich möchte nicht die Freude eines Glückes oder den Schmerz eines Mißgeschickes erfahren, ehe das Eine oder das Andere wirklich eintrifft.

Ich kenne nur ein Mittel, meine Seele gegen diese düsteren Einflüsse der Phantasie zu wappnen, und dies Mittel besteht darin, daß ich mich dem Schutze und dem Beistande jenes Wesens empfehle, das die

Geschichte lenkt und in dessen Händen die Zukunft ruht. Gott übersieht mit einem Blicke mein ganzes Dasein, nicht nur in dem Theile, welcher der Vergangenheit angehört, sondern auch in jenem, welcher noch vor mir liegt und sich bis in die Tiefen der Ewigkeit erstreckt. Wenn ich mich zum Schlafen niederlege, empfehle ich mich seiner Gnade — wenn ich erwache, übergebe ich mich seiner Leitung. In allem Unglück, das mich betreffen sollte, will ich zu ihm um Hilfe flehen und nicht daran zweifeln, daß er es von mir nehmen oder zu meinem Besten lenken wird. Obgleich ich weder die Zeit noch den Ort meines Todes kenne, so bin ich darum doch nicht in Bekümmerniß, denn ich hege die feste Ueberzeugung, daß Gott beides weiß und mir in der letzten Stunde ein Stab und eine Stütze sein wird.

V.

... Tigris agit rabita cum tigride pacem
Per petuam, saevis inter se convenit ursis.
Juvenal.

Indias Tiger lebt mit reißendem Tiger im stäten
Frieden, Bären begehen sich unter einander.
(Haugwitz.)

Der Mensch wird oft ein geselliges Thier genannt, und als Beweis für die Richtigkeit dieser Bezeichnung darf es wohl betrachtet werden, daß wir jede Gelegenheit und jeden Vorwand ergreifen, um uns zu jenen Abend-Gesellschaften zusammen zu thun, die unter dem Namen Clubs bekannt sind. Wenn eine Anzahl von Männern in irgend einem Punkte, mag derselbe auch noch so trivialer Natur sein, übereinstimmt, so bilden sie sofort eine Art von Brüderschaft und versammeln sich auf Grund dieser oft seltsamen Uebereinstimmung wöchentlich ein- oder zweimal.

Ich kenne eine ansehnliche Handelsstadt, in welcher ein Club fetter Männer bestand, die nicht, wie man vielleicht glaubt, zusammen kamen, um sich heiter und geistreich zu unterhalten, sondern um ein-

ander als Beispiel zu dienen. Das Zimmer, in welchem der Club sich versammelte, war sehr groß und besaß zwei Eingänge; der eine war von gewöhnlicher Weite, der andere bestand aus einer mächtigen Flügelthür. Vermochte ein Candidat dieses Clubs durch den ersten Eingang einzutreten, so wurde er als für die Gesellschaft ungeeignet erklärt, blieb er aber in der Thür stecken, ohne hindurch kommen zu können, so wurde die Flügelthür sofort zu seinem Empfang geöffnet und man begrüßte ihn als Bruder. Ich habe gehört, daß dieser Club, obgleich er nur aus fünfzehn Personen bestand, gegen drei Tonnen *) wog.

Aus Opposition gegen diesen Bund der Fetten entstand ein Bund der Mageren, die so dürr und neidisch waren, daß sie Alles thaten, um die Pläne und Absichten der fetten Bundesbrüder zu durchkreuzen, die sie als Männer von höchst gefährlichen Grundsätzen schilderten, bis es ihnen endlich gelang, sie aus der guten Meinung der Bürgerschaft und damit aus der Verwaltung der Stadt zu verdrängen. Die beiden Parteien bekämpften sich mehrere Jahre hindurch auf's hartnäckigste, bis endlich eine Aussöhnung dadurch zu Stande kam, daß man beschloß, die zwei Bailiffs des Ortes alljährlich aus den beiden Clubs zu wählen. Aus diesem Grunde sind die obersten Magistratspersonen dort gepaart wie die Kaninchen: der Eine ist fett, der Andere mager.

Jedermann hat wohl von dem Club oder vielmehr von der Conföderation der „Könige" gehört. Dieser große Bund wurde kurze Zeit nach der Rückkehr König Karl's II. gegründet und umschloß Männer aus allen Ständen und Berufskreisen, welche den Namen König führten, weil man glaubte, dieser Name allein gäbe schon genügende Bürgschaft, daß der Träger von republikanischen und antimonarchischen Principien völlig unberührt sei.

Vielfach werden auch Taufnamen als Benennung und Wahrzeichen eines Clubs gebraucht, oder geben Veranlassung zur Bildung eines solchen. So ist z. B. der „Georgsclub," welcher sich am St. Georgstage in einem Kaffeehause versammelt, das den heiligen Georg auf dem Aushängeschilde führte, und dessen Mitglieder bei Georg's Namen schworen, noch frisch in Jedermanns Andenken.

*) Die Tonne hält 2000 Pfund Gewicht. A. d. Uebers.

Gegenwärtig existiren in verschiedenen Theilen unserer Stadt Clubs, die sich „Straßenclubs“ nennen, und in welchen sich die angesehensten Bewohner der betreffenden Straßen allabendlich versammeln. Ich erinnere mich, daß ein Gastwirth, bei dem ich mich nach Wohnungen in Ormondsstreet erkundigte, mir diese Straße lebhaft empfahl, weil, wie er sagte, sich dort jetzt ein guter Club befinde. Er theilte mir ferner im Laufe des Gesprächs mit, daß zwei oder drei lärmmachende Landjunker, die im vorigen Jahre dort gewohnt, die Miethpreise in jener Gegend sehr heruntergebracht hätten, und daß der Club — um in Zukunft dergleichen Unannehmlichkeiten zu vermeiden — den Beschluß gefaßt, vacant gewordene Häuser selbst in den Händen zu behalten, bis sich Miether von anständigen geselligen Neigungen und guten Sitten dazu fänden.

Der „Hum-Drum-Club,“ dessen unwürdiges Mitglied ich früher selbst gewesen, wurde von friedlichen, ehrbaren Männern gegründet, welche zusammen zu sitzen pflegten, um ihre Pfeife zu rauchen, und oft bis Mitternacht kein Wort sprechen. Der „Mum-Club“ verfolgt, wie man mir sagt, ganz ähnliche Grundsätze und ist ebenfalls ein abgesagter Feind alles Lärmes.

Nach diesen zwei harmlosen Gesellschaften kann ich indessen nicht umhin, einen abscheulichen Club zu erwähnen, welcher unter der Regierung König Karl's II. errichtet wurde. Ich meine den Club der Duellisten, in welchen Keiner Aufnahme fand, der sich nicht geschlagen hatte. Von dem Präsidenten sagte man, daß er ein halbes Dutzend Menschen im Zweikampf getödtet hätte. Die übrigen Mitglieder nahmen ihre Plätze je nach der Zahl der Gegner ein, die sie im Duell umgebracht. Es existirte in jener Gesellschaft ein Nebentisch, an welchem alle diejenigen Mitglieder saßen, die nur Blut vergossen hatten, ohne ihre Gegner zu tödten, aber einen löblichen Eifer zeigten, so bald als möglich die Eigenschaften zu erwerben, die sie berechtigten, am Haupttische Platz zu nehmen. Dieser Club bestand ausschließlich aus Ehrenmännern, aber er existirte nur kurze Zeit, denn die meisten Mitglieder fanden bald nach seiner Gründung ihren Tod durch den Degen oder wurden gehangen.

Unsere modernen, berühmten Clubs gründen sich meist auf Essen und Trinken, zwei Dinge, in denen fast alle Menschen überein-

stimmen, und an welchen der Gelehrte wie der Ungelehrte, der Verdrießliche wie der Leichtlebige, der Philosoph wie der Spaßvogel sich betheiligen kann. Selbst vom Kit=Cat=Club*) sagt man, daß der Grund seiner Entstehung eine Hammelpastete gewesen sei, und die Beefsteak= und Octoberclubs sind, wenn man sie nach ihrem Namen beurtheilt, dem Essen und Trinken ebenfalls nicht abhold.

Wenn sich übrigens Männer aus Liebe zur Geselligkeit zusammenthun, nicht vom Parteigeist geleitet und nicht mit der Absicht, die Abwesenden zu verurtheilen oder zu verunglimpfen, sondern zu dem Zwecke, einander zu erheitern und zu erfreuen — wenn sie einen Club zu ihrer eigenen Veredlung und Bildung oder zum Nutzen Anderer stiften, oder auch nur in der Absicht, sich nach des Tages Arbeit bei harmlosen und angenehmen Gesprächen zu erholen und zu erfrischen, so haben diese Einrichtungen und kleinen Vereinigungen gewiß ihr Gutes und Nützliches.

Ich kann mir nicht versagen, am Schlusse dieses Artikels die Statuten eines Clubs anzuführen, die ich an der Wand eines kleinen Bierhauses angeschlagen fand. Wie ich dorthin gekommen, will ich meinen Lesern ein anderes Mal erzählen.

Diese Statuten sind von einer Anzahl von Handwerkern und Arbeitern entworfen, die sich hier jeden Abend zusammen fanden, und da sie dazu beitragen, uns ein Bild von dem Leben in jenen niederen Regionen zu verschaffen, so werde ich sie wörtlich wiedergeben.

„Statuten des Zwei=Penny=Clubs, der hier zur Aufrechthaltung der Freundschaft und der guten Nachbarschaft errichtet wurde.

1) Jedes Mitglied hat bei seinem ersten Erscheinen zwei Pence zu erlegen.

2) Jedes Mitglied hat seine Pfeife aus der eigenen Tabaksbüchse zu füllen.

3) Bleibt eins der Mitglieder aus, so hat es einen Penny

*) Ein im Jahre 1703 gestifteter Whig=Club, der sich bei dem Pastetenbäcker Christoph Cat versammelte, und zu dessen Mitgliedern Addison, Steele u. s. w. gehören. A. d. Uebers.

Strafe zu bezahlen. Ausgenommen davon sind Fälle von Krankheit oder Gefangenschaft.

4) Wenn ein Mitglied schwört oder flucht, so hat sein Nachbar das Recht, ihm einen Tritt gegen die Schienbeine zu versetzen.

5) Wenn ein Mitglied im Club Geschichten erzählt, die nicht wahr sind, so soll es für jede dritte Lüge einen halben Penny Strafe zahlen.

6) Wenn einer der Clubbrüder den andern ungerechter Weise schlägt oder tritt, so soll er die Zeche für ihn bezahlen.

7) Wenn Einer seine Frau mit in den Club bringt, so soll er bezahlen, was sie trinkt und raucht.

8) Wenn die Frau eines Mitgliedes kommt, um den Mann nach Hause zu holen, so soll sie außerhalb der Thür mit ihm sprechen.

9) Wenn ein Mitglied das andere Hahnrei nennt, so soll es aus der Gesellschaft gewiesen werden.

10) Niemand soll in den Club aufgenommen werden, der das Geschäft eines andern Clubmitgliedes treibt.

11) Keins der Mitglieder soll seine Kleider und Schuhe anderswo als bei den Clubbrüdern machen lassen.

12) Kein Eidverweigerer*) soll als Mitglied des Clubs aufnommen werden."

Die Moralität des kleinen Clubs ist durch diese vortrefflichen Gesetze und Strafbestimmungen so vollständig gewahrt, daß sich meine Leser ohne Zweifel eben so davon befriedigt sehen werden, wie von den leges convivales von Ben Johnson, oder den von Lipsius citirten Statuten eines alten römischen Clubs, oder auch von den Gesetzen eines Symposiums in einem alten griechischen Autor.

---

*) Als Eidverweigerer oder Nichtschwörer wurden seit der Revolution von 1688 die Anhänger des vertriebenen Königs Jacob II. und später seines Sohnes, des Prätendenten Jacob III., bezeichnet.

VI.

Non aliter quam qui adverso vix flumine lembum
Remigiis subigit; si brachia forte remisit,
Atque illum in praeceps prono rapit alveus amni.
Virgil.

Wie wenn gegen den Strom ein Mann schwer rudernd den Nachen
Kaum hinaufarbeitet, und sinken ihm etwa die Arme,
Ungestüm das Gewässer in reißendem Sturz ihn dahinrafft.
(Voß.)

Es gereicht mir zur großen Befriedigung, zu hören, daß die Nachfrage nach meinem Blatte von Tag zu Tag stärker wird, und daß die Stadt diese Morgenlectüre mit wachsendem Interesse aufnimmt. Mein Verleger sagt mir, daß täglich dreitausend Exemplare des „Zuschauers" ausgegeben werden, so daß, wenn ich auf jedes Exemplar zwanzig Leser rechne — meiner Ansicht nach eine mäßige Schätzung — sich die Zahl meiner Jünger in London und Westminster auf sechzigtausend beläuft, die, wie ich hoffe, alle Sorge tragen, sich in der gedankenlosen Heerde ihrer unwissenden und unachtbaren Brüder auszuzeichnen.

Da ich nun aber ein so großes Auditorium erobert habe, so will ich auch keine Mühe scheuen, die Belehrung angenehm und die Unterhaltung lehrreich zu gestalten. Zu diesem Zwecke werde ich versuchen, die moralischen Abhandlungen durch Witz zu beleben und den Witz durch Moral zu mildern, so daß meine Leser womöglich in jedem Artikel auf beiden Wegen ihre Rechnung finden. Und damit ihre Tugend und Klugheit nicht eine kurze, vorübergehende Anwandlung bleibt, so habe ich den Entschluß gefaßt, ihr Gedächtniß

von Tag zu Tag neu aufzufrischen, bis ich sie aus jenem trostlosen Zustande von Laster und Thorheit herausgerissen, dem das Zeitalter verfallen ist. In der Seele, welche nur einen einzigen Tag brach liegt, wuchert das Unkraut, und dasselbe kann nur durch stete und emsige Bearbeitung des Bodens wieder ausgerottet werden. Man sagt, daß Sokrates die Philosophie vom Himmel herunter gebracht hat, damit sie unter den Menschen wohne, und es ist das Ziel meines Ehrgeizes, daß man von mir einst sage, ich hätte die Philosophie aus den Studirzimmern und Büchereien, aus Schulen und Hörsälen in die Clubs und Versammlungen, an die Theetische und in die Kaffeehäuser verpflanzt.

Besonders angelegentlich möchte ich diese meine Abhandlungen jedem wohlgeordneten Familienkreise empfehlen, der sich Morgens um den Theetisch versammelt, und ich würde allen diesen ernstlich und zu ihrem eigenen Besten rathen, sich mein Blatt pünktlich mit dem Thee serviren zu lassen und es gleichsam als einen Bestandtheil des Frühstücksgeschirres zu betrachten.

Sir Francis Bacon bemerkt, daß ein gut geschriebenes Buch seinen Nebenbuhlern und Antagonisten gegenüber der Schlange Mosis gleicht, welche größer und größer wurde und die Schlangen der Aegypter verzehrte. Ich bin nicht so eitel, zu glauben, daß, während der Zuschauer erscheint, alle anderen Zeitschriften verschwinden sollen, aber ich überlasse es meinen Lesern, zu beurtheilen, ob es nicht besser ist, zur Kenntniß seiner selbst zu gelangen, anstatt zu hören, was in Moskau und Polen vorgeht — ob es nicht besser ist, sich mit Schriften zu beschäftigen, welche Unwissenheit, Leidenschaften und Vorurtheile bekämpfen, als mit solchen, welche den Haß entflammen und unversöhnliche Feindschaft stiften.

Ferner möchte ich die tägliche Lectüre meines Blattes jenen Gentlemen empfehlen, die ich als meine Brüder und Verbündeten betrachte, ich meine die Leute, welche als Zuschauer in der Welt herumlaufen, ohne das Geringste zu thun zu haben, denen entweder in Folge ihres Reichthums oder ihrer Trägheit im großen Verbande der Menschheit keine andere Aufgabe zu Theil geworden ist als die des Beobachtens. Zu dieser Klasse von Menschen gehören beschauliche Geschäftsleute, Titular-Aerzte, Mitglieder der Royal Society,

Templer*), welche keinen Geschmack an Rechtshändeln finden, Staatsmänner, die sich zur Ruhe gesetzt haben, kurz Jeder, der die Welt als Theater betrachtet und danach strebt, sich ein richtiges Urtheil über diejenigen zu bilden, die als Acteure darin auftreten.

Dann giebt es noch eine Art von Männern, die ich besonders in Anspruch nehmen möchte — es sind diejenigen, welche ich kürzlich die „weißen Blätter" der Gesellschaft genannt habe, weil sie ohne jeden Gedanken sind, bis die Gespräche und Vorkommnisse des Tages sie damit versorgt haben. Ich habe diese armen Seelen oft mit mitleidigem Auge betrachtet, wenn ich hörte, wie sie den ersten Menschen, der ihnen begegnete, fragten, ob es etwas Neues gäbe, um auf diese Weise Stoff für ihr Denken zu gewinnen. Diese dürftigen Naturen wissen vor zwölf Uhr Morgens nicht das Geringste zu reden — nach dieser Zeit aber sind sie sehr gute Beurtheiler des Wetters, wissen, aus welcher Richtung der Wind weht, und vermögen Auskunft zu geben, ob die holländische Post angekommen ist oder nicht. Sie sind von dem ersten Menschen, der ihnen aufstößt, abhängig und, je nach den Eindrücken, die sie am Morgen in sich aufgenommen, den ganzen Tag über läppisch oder ernst. Ich würde diesen Leuten dringend rathen, ihr Zimmer nicht zu verlassen, bis sie mein Blatt gelesen haben und verspreche ihnen, sie täglich mit so gesunden und tüchtigen Gedanken zu versorgen, daß es ihnen an Unterhaltungsstoff für die nächsten zwölf Stunden nicht fehlen soll.

Für Niemand aber wird mein Blatt nützlicher sein als für die Damenwelt. Ich habe oft gedacht, daß man sich nicht genug Mühe gegeben, passende Beschäftigung und Unterhaltung für die Frauen zu finden. Die ihnen gebotenen Amüsements scheinen mehr darauf berechnet, daß sie Weiber, als daß sie vernünftige Geschöpfe sind — man scheint dabei mehr das Geschlecht als die Species im Auge gehabt zu haben. Der Toilettentisch bildet hauptsächlich das Feld ihrer Thätigkeit, und das Ordnen ihres Haares füllt den größten Theil ihres Lebens aus. Das Aussuchen einer Garnitur passender Bänder wird als eine starke Morgenarbeit betrachtet, und besuchen sie den Laden eines Seiden- oder Galanterie-

*) Mitglieder des Tempels in London, Juristen oder Studenten der Rechte.

waarenhändlers, so macht diese große Anstrengung sie für den ganzen übrigen Tag unfähig zu allen anderen Dingen. Ihre ernsteste Beschäftigung ist Nähen und Sticken, ihre mühsamste Arbeit besteht in der Bereitung von Gelées und süßen Speisen. Dies ist der Zustand, in welchem die Frauen gewöhnlich leben, obwohl es, wie ich recht gut weiß, manche giebt, die sich zu höheren Regionen aufgeschwungen haben, die sich in der reinen Sphäre der Sittlichkeit und Bildung bewegen, alle Vorzüge des Geistes mit einer ausgezeichneten Toilette vereinigen und der Männerwelt eben so wohl ehrfürchtige Scheu wie Achtung und Liebe einflößen.

Ich hoffe die Zahl dieser Frauen durch die Publication meines Journals zu vergrößern, indem ich mich bemühe, dasselbe zu einem eben so unschuldigen wie bildenden Unterhaltungsblatte zu machen, und auf diese Weise versuche, den Geist meiner Leserinnen von größeren Nichtigkeiten abzuziehen. Und während ich mir die Aufgabe stelle, zur Vervollkommnung derjenigen beizutragen, die ich als die Meisterwerke der Schöpfung betrachte, soll es zugleich mein Bestreben sein, nicht nur die entstellenden Fehler und Unvollkommenheiten, sondern auch alle Tugenden an's Licht zu ziehen, die ihr Geschlecht schmücken. Ich hoffe deshalb, daß meine schönen Leserinnen sich nicht die Mühe verdrießen lassen, meinem Blatte täglich eine Viertelstunde zu opfern, namentlich da sie es thun können, ohne eine andere Pflicht darüber zu vernachlässigen.

Ich weiß, daß viele meiner Freunde und Gönner in Sorge sind, ich möchte nicht fähig sein, den Geist eines Blattes aufrecht zu erhalten, das täglich erscheinen soll. Um sie indessen über diesen Punkt zu beruhigen, verspreche ich ihnen ernstlich, mein Unternehmen aufzugeben, sobald ich fühle, daß ich matt werde. Dies wird, ich weiß es, kleinen Geistern Veranlassung zu Neckereien bieten. Man wird mich häufig an die Erfüllung meines Versprechens erinnern, mich versichern, daß es hohe Zeit sei, abzutreten, und was dergleichen Späße mehr sind, die sich die Leute mit ein wenig Witz ihren besten Freunden gegenüber nicht zu versagen vermögen, wenn ihnen eine solche Handhabe geboten wird. Sie mögen sich aber erinnern, daß ich hiermit gegen jede Neckerei dieser Art Einspruch erhebe.

VII.

Parva leves cupiunt animos.

Ovid.

Kleine Seelen ergreift auch das Kleine.

Als ich mich in Frankreich befand, habe ich oft mit Erstaunen die glänzenden Equipagen und bunten Kleider dieser eigenthümlichen Nation betrachtet. Namentlich bemerkte ich eines Tages eine Dame in einer Kutsche, die mit geschnitzten, goldenen Liebesgöttern und mit Malereien geschmückt war, welche die Liebe von Adonis und Venus darstellten. Diese Kutsche wurde von sechs milchweißen Pferden gezogen; hintenauf standen eben so viele gepuderte Lakaien und vorn, zwischen den Zügeln, zwei Pagen, deren helle Kleider und lachende Gesichter sie wie ältere Brüder der kleinen Knaben erscheinen ließen, mit denen jede Ecke des Wagens verziert und bemalt war.

Die Dame war jene unglückliche Cleanthe, welche späterhin Stoff zu einer hübschen melancholischen Novelle geben sollte. Sie hatte vorher Jahre hindurch die Huldigungen eines Gentleman angenommen und denselben jetzt, nach einer so langen und intimen Bekanntschaft, um der glänzenden Equipage willen, aufgegeben, die ihr von einem reichen, aber körperlich ruinirten Manne angeboten worden war. Die Umgebung, in der ich sie sah, schien indessen nur der Deckmantel eines gebrochenen Herzens gewesen zu sein, ein Gepräge, hinter welchem sich die Verzweiflung verbarg, denn zwei Monate später trug man sie mit derselben Pracht zu Grabe. Der Verlust des einen Liebhabers und der Besitz des andern hatten sie dahin gebracht.

Ich habe oft über jenen unbegreiflichen Hang der Frauen, die in allen äußerlichen Prunk und Flitter vernarrt sind, nachgedacht und über all' das Elend, das aus dieser Neigung zum Oberflächlichen und Glänzenden für sie erwächst. Ich erinnere mich selbst einer jungen Dame, die von zwei ungestümen Anbetern bestürmt wurde. Die beiden jungen Männer thaten mehrere Monate lang Alles, was sie konnten, um sich durch angenehmes Wesen und liebenswürdige Unterhaltung zu empfehlen, ohne daß sich die Dame zu einer Entscheidung entschließen konnte. Endlich, als der Sieg zu lange ungewiß blieb, verfiel einer der Bewerber auf den glücklichen Gedanken, seine Röcke noch mit einer Borde mehr zu verzieren, und dies brachte einen so guten Effect hervor, daß er die junge Dame eine Woche später heirathete.

Allerdings begünstigt die gewöhnliche Unterhaltung der Frauen die angeborene Schwäche für den Schein und das Aeußerliche sehr bedeutend. Spricht man mit ihnen von jungen Eheleuten, so hört man sofort, ob sie sich einen Wagen mit sechs Pferden halten oder auf Silber speisen, und nennt man den Namen einer abwesenden Dame, so ist Zehn gegen Eins zu wetten, daß man sogleich etwas über ihre Kleider und Unterröcke erfährt. Ein Ball ist ein großes Hilfsmittel für die Unterhaltung, und ein Geburtstag liefert Gesprächsstoff für zwölf Monate. Ein Besatz von echten Steinen, ein Hut mit einer Diamantagraffe, eine Weste oder ein Unterkleid von Brocat sind Hauptgegenstände der Unterhaltung. Mit einem Worte: Die Frauen beachten nur den äußeren Zierrath und wenden keinen ihrer Gedanken den inneren Vorzügen zu, welche den Menschen in sich selbst groß und Anderen nützlich machen.

Wenn eine Frau so ununterbrochen verblendend auf die Einbildungskraft der andern einwirkt, wenn sie Alle ihre Köpfe mit nichts als falschem Schein füllen, so ist es eben kein Wunder, daß sie mehr Verständniß für die Oberfläche des Lebens haben, als für die echten und wirklichen Genüsse desselben. Ein Mädchen, das von Jugend auf dergleichen Gespräch gehört hat, wird durch jeden gestickten Rock, der ihr begegnet, in Gefahr gebracht. Ein Paar mit Fransen besetzter Handschuhe kann sie zu Grunde richten. Mit einem Wort: Bänder, Spitzen, Silbertressen, Goldborden und anderer glänzender Tand sind Verlockungen für eine Frau von schwachem Verstand und mangelhafter

Erziehung und können, wenn sie geschickt benutzt werden, die flatterhafteste Kokette fangen und zähmen.

Wirkliches Glück ist stiller Art und flieht allen Pomp und Lärm. Es entspringt in erster Linie aus der Zufriedenheit mit sich selbst und in zweiter aus der Freundschaft und dem Umgange weniger auserwählter Gefährten. Wahres Glück liebt den Schatten und die Einsamkeit und sucht, dieser Neigung folgend, Gebüsch und Quellen, Felder und Wiesengründe, kurz, es findet Alles, was es braucht, in sich selbst und empfängt keinen Zuwachs durch Zeugen oder Zuschauer. Im Gegentheil ist es nur das falsche Glück, welches das Gewühl sucht und die Augen der Welt auf sich zu ziehen wünscht. Dies falsche Glück findet keine Befriedigung im eigenen Bewußtsein, sondern nur in der Bewunderung, die es bei Anderen erregt. Es blüht an Höfen und Palästen, in Theatern und Gesellschaften, aber es ist nicht vorhanden, wenn Niemand es sieht.

Aurelie, obwohl eine Frau vom vornehmen Stande, gefällt sich dennoch in der Zurückgezogenheit des Landlebens und verbringt einen großen Theil ihrer Zeit in ihren Parks und Gärten. Ihr Mann, welcher ihr Herzensfreund und der Gefährte ihrer Einsamkeit ist, hat sie geliebt, seit er sie kennt. Sie besitzen Beide viel gesunden Verstand, sind vortreffliche Menschen, achten sich gegenseitig und sind einander stets interessant. Ihre Stunden sind so vorzüglich zwischen Andacht und Ruhe, Arbeit und Vergnügen vertheilt, daß die Familie wie eine kleine Welt für sich erscheint. Die beiden Eheleute besuchen oft Gesellschaften, um dann mit um so größerem Vergnügen zu einander zurückzukehren; sie leben zuweilen in der Stadt, aber nicht sowohl, um sich zu amüsiren, als vielmehr, um derselben überdrüssig zu werden und den Geschmack am Landleben auf's Neue in sich anzuregen. Auf diese Weise findet der Eine sein Glück im Andern. Sie sind geliebt von ihren Kindern, angebetet von ihren Dienern und erregen Neid — oder vielmehr Freude bei Allen, die sie kennen.

Wie verschieden von diesem ist das Leben Fulvia's. Sie betrachtet ihren Mann als ihren Aufwärter, und Selbstbeschränkung und Häuslichkeit als kleinliche, bürgerliche Tugenden, die für eine Frau von Stande nicht passen. Sie hält die Stunden für verloren, die sie im Kreise ihrer Familie zubringt, und bildet sich ein, sie sei außer der Welt, wenn sie sich nicht in einer Gesellschaft, im Theater oder

bei einem Hoffeste befindet. Sie lebt in steter körperlicher Bewegung und geistiger Unruhe, und fühlt sich nie behaglich an einem Orte, wenn sie glaubt, daß an einem andern eine größere Gesellschaft versammelt sein könnte. Die erste Aufführung einer Oper versäumen zu müssen, würde ihr mehr Schmerz bereiten, als der Tod eines Kindes. Sie bemitleidet die besseren und schätzenswertheren Frauen, und nennt Alle, die sich eines bescheidenen, stillen und zurückgezogenen Lebens befleißigen, dumme, ungebildete Creaturen. Welche Demüthigung würde es für Fulvia sein, wenn sie wüßte, daß sie sich preisgiebt, indem sie sich selbst zur Schau stellt, daß sie um so verächtlicher wird, je auffälliger sie sich macht.

Ich kann meinen Artikel nicht schließen, ohne zu erwähnen, daß schon Virgil sehr fein auf die Leidenschaft der Frauen für Putz und Flitter in seiner Camilla hingewiesen hat, die, obgleich sonst von allen Fehlern ihres Geschlechtes frei, dennoch als dieser Schwäche unterworfen geschildert wird. Der Poet erzählt uns, daß, als sie ein großes Blutbad unter den Feinden angerichtet hatte, ihr Auge unglücklicherweise auf einen Trojaner fiel, der eine gestickte Tunica, einen prachtvollen Schuppenpanzer und einen Mantel vom feinsten Purpur trug. „Ein goldener Bogen hing über seine Schulter, sein Kleid war mit goldenen Spangen befestigt und ein Helm von demselben glänzenden Metall bedeckte sein Haupt.“ Die Amazone fand diesen prächtig gekleideten Krieger sogleich aus allen Anderen heraus. Das Verlangen des Weibes nach dem herrlichen Schmuck, der ihn zierte, bemächtigte sich ihrer:

„— Die Jägerin folgt aus der Menge der Streiter
Blind dem Einzigen nach: brennt unvorsichtig im ganzen
Heere von weibischer Liebe des Raub's und der Beute.“ —

Der Dichter läßt die Heldin in der unbesonnenen Jagd nach diesem glänzenden Flitterstaate zu Grunde gehen.

VIII.

Savit atrox Volscens, nec teli conspicit usquam
Auctorem, nec quo se ardens immittere possit.
Virg.

Volscens wüthet entflammt: wer der Wund' Urheber, auf wen er
Hitzig zur Rach' hinwerfen sich könnt', entdecket er nirgends.
(Trauer.)

Nichts verräth einen so niedrigen und unedlen Geist, als heimliche Angriffe auf den guten Namen eines Menschen. Pamphlets und Satyren, die mit Witz und Geist geschrieben sind, gleichen vergifteten Pfeilen; sie bringen nicht nur Wunden bei, sondern machen sie unheilbar. Aus diesem Grunde thut es mir immer leid, wenn ich ein Talent zu Witz und Humor im Besitz eines boshaften Mannes sehe, denn nichts kann einem grausamen und lieblosen Witzbold größere Freude machen, als das Herz eines Menschen in Unruhe zu versetzen, Verstimmungen unter nahen Verwandten zu erregen und ganze Familien dem Gelächter preiszugeben, während er selber ungesehen und unentdeckt bleibt.

Wenn ein Mann außer den Gaben des Witzes und der Bosheit auch noch lasterhafte Neigungen besitzt, so ist er eins der schädlichsten Geschöpfe, die sich in die bürgerliche Gesellschaft eindrängen können. Sein Spott wird sich dann hauptsächlich gegen diejenigen wenden, welche am meisten davor gesichert sein sollten. Tugend, Verdienste und Alles, was ruhmwürdig, wird er zum Gegenstand des Gelächters machen. Es ist unmöglich, alle Uebel aufzuzählen, die von diesen im Dunkeln fliegenden Pfeilen verur-

facht werden, und der einzige Trost, welcher sich dafür finden läßt, ist der, daß die Wunden, welche sie schlagen, keine wirklichen sind, und nichts weiter hervorbringen, als Scham oder Sorge in der Seele des davon Betroffenen. Aber obgleich ein Pamphlet oder eine Satyre weder auf Raub noch auf Mord ausgeht, so würde doch Mancher eine bedeutende Summe oder selbst das Leben lieber verlieren, als sich zum Gegenstand des Spottes und Schimpfes machen lassen, denn es ist wohl in Betracht zu ziehen, daß eine Beleidigung nicht nach dem Maßstabe dessen beurtheilt werden darf, der sie zufügt, sondern nach der Empfindung dessen, der sie empfängt.

Auch diejenigen, welche bei derartigen Angriffen die meiste äußere Ruhe bewahren, können sich eines inneren Mißbehagens nicht erwehren. Mir ist in dieser Beziehung ein Umstand beim Tode des Sokrates aufgefallen, den, so viel ich weiß, noch kein Kritiker beachtet hat. Als dieser große Mann, kurz, ehe er den Giftbecher leerte, seinen Freunden eine Rede über die Unsterblichkeit der Seele hielt, bemerkte er im Eingange: er glaube, auch der größte Spötter werde ihm keinen Vorwurf machen können, daß er in dieser Stunde ein solches Thema gewählt hätte. Diese Stelle bezieht sich, meiner Ansicht nach, auf Aristophanes, der eine Comödie geschrieben, in welcher die Reden des großen Philosophen lächerlich gemacht wurden. Man hat oft gesagt, Sokrates habe sich davon so wenig berührt gefühlt, daß er der Darstellung des Stückes zu verschiedenen Malen beigewohnt, ohne auch nur die geringste Empfindlichkeit zu verrathen. Meiner Meinung nach wird jedoch durch die angeführte Aeußerung bewiesen, daß dieser unwürdige Angriff wohl einen Eindruck auf sein Gemüth gemacht hat, wenn er auch zu weise war, dies zu zeigen.

Als Julius Cäsar von Catullius in einem Pamphlet verspottet wurde, lud er ihn zum Nachtessen ein und behandelte ihn mit so großmüthiger Freundlichkeit, daß er den Dichter für immer zum Freunde gewann. — In derselben gütigen Weise benahm sich der Cardinal Mazarin dem gelehrten Guillet gegenüber, der ihn in einem lateinischen Gedicht angegriffen hatte. Der Cardinal ließ den Poeten rufen, unterhielt sich mit ihm auf das freundlichste über seine Schriften, versicherte ihn seiner Achtung und entließ ihn mit dem Versprechen, bei der nächsten guten Pfründe, die erledigt

würde, auf ihn Rücksicht nehmen zu wollen — eine Verheißung, die er wenige Monate später wirklich erfüllte. Dies machte einen solchen Eindruck auf den Autor, daß er die zweite Auflage seines Buches dem Cardinal widmete, nachdem er zuvor die beleidigenden Stellen gestrichen.

Sixtus V. verfuhr weniger edelmüthig und versöhnlich. Nachdem man ihn zum Papst gewählt hatte, wurde eines Nachts die Statue des Pasquino mit einem schmutzigen Hemd bekleidet und ein Blatt mit der Entschuldigung daran geheftet, daß er sich genöthigt sähe, unsaubere Wäsche zu tragen, weil seine Waschfrau eine Fürstin geworden wäre. Es bezog sich dies auf die Schwester des Papstes, die wirklich vor der Erhebung ihres Bruders in den ärmlichsten Verhältnissen gelebt hatte. Da dies Pasquill in Rom großes Aufsehen erregte, versprach der Papst eine bedeutende Summe für die Entdeckung des Anstifters, und dieser, der sich auf den Edelmuth Sr. Heiligkeit sowie auf einige Privatzusicherungen verließ, die man ihm gemacht hatte, zeigte sich selber an. Der Papst ließ ihm auch wirklich die verheißene Belohnung auszahlen, befahl aber zu gleicher Zeit, den Pasquillanten auf immer unschädlich zu machen, d. h. er ließ ihm die Zunge abschneiden und beide Hände abhauen. Auch Aretino *) dürfte hier wohl angeführt werden. Jedermann weiß daß er sich alle Könige von Europa zinspflichtig gemacht hatte, ja es giebt einen Brief, in welchem er sich rühmt, daß ihm selbst der Schah von Persien Tribut gezahlt hat.

Obwohl in den Beispielen, die ich hier zusammengestellt habe, die verschiedenen Großen sehr verschieden gegen die Satyriker auftraten, von denen sie angegriffen wurden, so haben sie sich doch Alle gegen die Streiche derselben sehr empfindlich gezeigt und dadurch bewiesen, daß sie dieselben als ernste Beleidigungen betrachteten. Ich meinestheils würde nie einem Manne trauen, den ich für fähig hielte, solche Wunden zu schlagen, denn ich kann mich des Gedankens nicht erwehren, daß er die Menschen, deren guten Namen er angreift,

---

*) Italienischer Schriftsteller des 16. Jahrhunderts. Man nannte ihn „die Geißel der Fürsten," weil er fast alle gekrönten Häupter durch Pamphlete oder niedrige Schmeicheleien zwang, ihm Ehrengaben und Pensionen zu gewähren. A. d. Uebers.

ebenso an ihrem Vermögen und Leben schädigen würde, wenn er dies mit derselben Sicherheit zu thun vermöchte. Das Treiben der gewöhnlichen Pamphletisten ist ein grausames und herzloses. Ein unschuldiges, junges Mädchen wird wegen seiner unglücklichen Körperbildung verspottet; ein Familienvater wegen eines häuslichen Unfalls lächerlich gemacht; eine Frau wird für die Dauer ihres Lebens durch ein falsch ausgelegtes Wort, eine übelgedeutete Handlung in Kummer gestürzt; ja ein guter, maßvoller, gerechter Mann wird dem öffentlichen Gespött durch die falsche Schilderung der Eigenschaften preisgegeben, die ihm zur höchsten Zierde gereichen müssen. So verderblich ist die Gabe des Witzes, wenn ihm nicht Tugend und Menschenliebe mildernd zur Seite stehen.

Ich habe indessen auch von kopflosen, unbedachtsamen Schriftstellern gehört, die ohne besondere Bosheit, vielleicht nur in freventlichem Leichtsinn, oder in der ehrgeizigen Absicht, sich in Witz und Satyre auszuzeichnen, den guten Ruf ihrer Freunde und Bekannten zu Grunde richten — als ob es nicht unendlich viel ehrenhafter wäre, ein guter Mensch zu sein als ein Witzbold. Besitzt ein Schriftsteller einen gewissen muthwilligen Humor, so ist er oft schädlich, ohne daß er die Absicht hegt; ja ich glaube, daß ein unbesonnener Mensch gefährlicher sein kann als ein bösartiger, denn während letzterer nur seine Feinde angreift oder diejenigen, denen er übel will, wird der andere ohne Unterschied Freund und Feind verwunden.

Ich kann mir bei dieser Gelegenheit nicht versagen, eine Fabel des Sir Roger l'Estrange, die mir zufällig zur Hand ist, hier einzuschalten: „Eine Schaar muthwilliger Knaben war am Ufer eines Teiches versammelt, um den Fröschen aufzulauern, und sobald einige ihre Köpfe hervorstreckten, brachten sie dieselben durch Steinwürfe zum Untertauchen. Kinder, sagte endlich einer von den Fröschen, Ihr bedenkt wohl nicht, daß wenn dies für Euch auch nur Spiel ist, es uns dennoch den Tod bringt!"

Da diese Woche*) eine in gewisser Beziehung außergewöhnliche, eine den ernstesten Gedanken geweihte ist, so habe ich mir diese Betrachtungen erlaubt, die der Zeit nicht ganz unangemessen sein dürften. Und da es jetzt besonders darauf ankommt, uns in eine

---

*) Die Charwoche. A. d. Uebers.

milde, fromme Gemüthsverfassung zu versetzen, so habe ich versucht, in diesem Blatte auf jene schwere Verletzung der Nächstenliebe hinzuweisen, welche die Geistlichen größtentheils unbeachtet lassen, weil es nur wenige Menschen giebt, die sich derselben schuldig machen können.

IX.

Pallida mors aequo pulsat pede pauperum tabernas
Regumque turres? O beate Sexti!
Vitae summa brevis spem vetat inchoare longam.
Jam te premet nox fabulaque manes,
Et domus exilis Plutonia. Horat.

Pocht doch der bleichende Tod nicht säumiger als an Armer Obdach
An Königsburg? O Sextus beglückter!
Eng ist das Leben beschränkt, und wehret Dir lang gedehnte Hoffnung.
Bald birgt Dich Nacht, und Fabelreich der Manen,
Und das plutonische Haus, das nichtige! (Voß.)

Wenn ich in ernster Stimmung bin, ergehe ich mich zuweilen in der Westminster-Abtei. Die Melancholie des Ortes, die Bestimmung, welche man ihm gegeben hat, vereinigt mit dem erhabenen Ernst des Gebäudes an sich, sowie Stand und Stellung der Leute, die hier begraben liegen, sind wohl geeignet, die Seele in eine Art von Traurigkeit oder vielmehr in ein tiefes Nachdenken zu versenken, das nichts Unangenehmes hat. Ich verbrachte gestern einen ganzen Abend auf dem Kirchhofe, in den Kreuzgängen und in der Kirche, und beschäftigte mich damit, die Leichensteine zu betrachten und die Inschriften zu lesen, die ich in diesen Regionen des Todes fand.

Die meisten erzählen von den hier ruhenden Personen nichts, als daß sie an einem Tage geboren und an einem andern gestorben sind. Die ganze Historie ihres Lebens liegt in diesen beiden Umständen, welche alle Menschenkinder mit einander gemein haben. Ich konnte diese marmornen und erzenen Urkunden nur als eine Satyre

auf die Verstorbenen betrachten, von denen man nichts zu sagen wußte, als daß sie geboren und gestorben waren. Sie erinnerten mich lebhaft an jene Gestalten, die in den Schlachtgemälden großer Heldengedichte unter wohlklingenden Namen nur auftreten, damit man von ihnen sagen kann, daß sie getödtet wurden — deren ganzer Ruhm darin besteht, daß man sie auf den Kopf geschlagen, wie

„Glaudius, Medon und Thersilochus."

Das Leben dieser Menschen gleicht, wie die Schrift sagt, der Bahn, welche ein Pfeil in der Luft beschreibt. Sie ist im nächsten Augenblicke verwischt und verloren.

Auf meinem Wege nach der Kirche sah ich eine Weile zu, wie man ein frisches Grab grub. Jede Schaufel Erde, die herausgeworfen wurde, war mit den Ueberresten von Gebeinen und Hirnschädeln sowie mit einer moderigen Masse vermischt, die vor kurzer oder langer Zeit zu den Bestandtheilen eines menschlichen Körpers gehört hatten. Dies führte mich zu Betrachtungen über die unzählige Menge von Menschen, welche unter den Steinplatten der alten Cathedrale liegen mögen; wie Männer nnd Frauen, Freunde und Feinde, Priester und Soldaten, Mönche und Stiftsherren hier bunt durcheinander in Staub zerfallen und sich mit einander zu derselben Masse vermischen — wie Schönheit, Stärke und Jugend mit Alter, Schwäche und Gebrechlichkeit ohne Unterscheidung nur einen Haufen Moder bildet.

Nachdem ich dies ungeheure Magazin des Todes im Ganzen überblickt hatte, betrachtete ich es mehr im Einzelnen und faßte namentlich die Aufschriften der Monumente in's Auge, die sich überall erheben. Einige dieser Denkmäler sind mit so übertriebenen Epitaphien versehen, daß, wenn die darunter Ruhenden Kenntniß davon hätten, sie über das Lob erröthen würden, mit dem ihre Freunde sie überhäufen. Andere hingegen sind so außerordentlich bescheiden gewesen, daß sie den Charakter der Bestorbenen in griechischer und hebräischer Sprache beschrieben haben, und daß sie in Folge dessen binnen Jahresfrist vielleicht kaum einmal verstanden werden.

Im Poetenwinkel fand ich Dichter ohne Grabsteine und Grabsteine ohne Dichter. Ich bemerkte überhaupt, daß der gegenwärtige Krieg die Kirche mit vielen solcher leeren Monumente gefüllt hat, d. h. man hat dieselben zur Erinnerung an Menschen errich-

tet, deren Leiber vielleicht in den Ebenen von Blenheim oder im Schooße des Oceans ruhen.

Mehrere moderne Grabschriften erfreuten mich sowohl durch die Eleganz des Ausdrucks, wie durch die Klarheit der Gedanken, und sie gereichten deshalb eben so wohl den Lebenden als den Todten zur Ehre. Da der Fremde nur zu geneigt ist, von den öffentlichen Denkmälern und Inschriften auf die Bildung und Gesittung eines Volkes zu schließen, so sollten dieselben billig der Prüfung sachverständiger, geistvoller Männer unterworfen werden, ehe man sie ausführen läßt. So z. B. hat Sir Cloudesley Shovel's Grabstein schon oft meinen Unwillen erregt. Anstatt des tapfern, rauhen Admirals, der er war, erblicken wir auf seinem Grabe die Figur eines Stutzers mit langer Perrücke, welcher unter einem prachtvollen Thronhimmel auf sammetnen Kissen ruht. Und die Inschrift entspricht dem ganzen Charakter des Monumentes. Anstatt von den vielen Thaten, die der Verstorbene im Dienste seines Vaterlandes vollbracht hat, unterrichtet sie uns nur von der Art seines Todes, durch den er keine Lorbeeren zu erringen vermochte.

Die Holländer, denen wir einen Mangel an Geist vorwerfen möchten, zeigen in ihren Monumenten und anderen derartigen Werken einen ungleich gebildeteren Geschmack, ein gereifteres Verständniß der Antike als wir. Die Denkmäler ihrer Admirale, die auf öffentliche Kosten errichtet sind, stellen diese Helden dar, wie sie waren, und sind mit allerlei Emblemen der Schifffahrt, mit Festons von Seegewächsen, Muscheln nnd Korallen geschmückt.

Aber kehren wir zu unserem Gegenstande zurück. Die Betrachtung der Ruhestätten unserer Könige verspare ich mir für einen andern Tag, an dem ich mich in der für ein so ernstes Thema geeigneten Stimmung befinden werde. Ich weiß, daß die Beschäftigung mit derartigen Dingen in ängstlichen Gemüthern leicht düstre, unangenehme Gedanken hervorruft. Ich meinestheils, obgleich fast immer ernst gestimmt, kenne die Melancholie nicht und bin im Stande, die Natur in ihren tiefsten, dunkelsten Vorgängen mit demselben Vergnügen zu betrachten als von ihren heitersten, freundlichsten Seiten — ich kann in Folge dessen Nutzen aus Dingen ziehen, welche Andere nur mit Schrecken in's Auge fassen.

Sehe ich auf die Gräber der Großen dieser Erde, so erstirbt

jede Regung des Neides in mir; lese ich die Epitaphien der Schönen, so erlischt jede leidenschaftliche Begierde. Der Gram der Leidtragenden, welcher sich in den Grabschriften ausspricht, rührt mich im tiefsten Herzen, und betrachte ich dann die Gräber dieser Leidträger selbst, so wird mir klar, wie thöricht es ist, um diejenigen zu trauern, denen wir so bald folgen müssen. Sehe ich Könige neben denen liegen, die sie entthronten, finde ich Schöngeister, die im Leben mit einander rivalisirten, oder heilige Männer, welche mit ihren Streitigkeiten und Meinungsverschiedenheiten die Welt erfüllten, nun in so friedlicher Nachbarschaft, so überkommt mich Schmerz und Staunen über den kleinlichen Wetteifer, die müssigen Kämpfe und Streitigkeiten der Menschen. Wenn ich die verschiedenen Daten auf den Grabsteinen lese, von Einigen, die gestern starben, und Anderen, welche vor sechshundert Jahren von hinnen gingen, so wenden sich meine Gedanken jenem großen Tage zu, an welchem wir Alle Zeitgenossen sein werden, indem wir Alle zugleich von den Todten auferstehen.

X.

Ire tamen restat, Numa qua devenit et Ancus.
Horat.

Geh'n doch mußt Du zuletzt, wo hinabsank Numa mit Ancus.
(Voß.)

Mein Freund, Sir Roger de Coverley, sagte mir gestern Abend, daß er meinen Aufsatz über die Westminster-Abtei gelesen, und daß er, wie er sich ausdrückte, eine Menge geistreicher Gedanken darin gefunden. Er erinnerte mich zugleich, daß ich einen zweiten Artikel über die Gräber in Aussicht gestellt, und sagte mir, daß es ihn sehr erfreuen würde, sie mit mir zu sehen, besonders da er die Abtei, seit er Geschichte lese, nicht wieder besucht habe. Ich konnte mir anfänglich nicht recht denken, wie der Ritter auf

diesen Gedanken kam, bis ich mich erinnerte, daß er vorigen Sommer sehr fleißig in Baker's Chronik studirt hatte, die er auch nach seiner letzten Rückkehr in die Stadt zuweilen bei seinen Streitigkeiten mit Mr. Andreas Freeport zu citiren pflegte. Seinem Wunsche gemäß versprach ich also, ihn nächsten Morgen abzurufen, um mit ihm nach der Abtei zu gehen.

Ich fand den Ritter unter den Händen seines Haushofmeisters, der ihn zu rasiren pflegte. Kaum war er angekleidet, so verlangte er ein Glas von dem Liqueur der Wittwe Truby, den er, wie er mir sagte, jeden Morgen, ehe er ausging, zu trinken pflegte. Er empfahl mir zugleich mit solcher Dringlichkeit, einen Schluck davon nehmen, daß ich seinem Wunsche nachgeben mußte aber ich fand das Getränk abscheulich. Der Ritter, der meine Grimassen sah, sagte mir, er hätte vorausgesehen, daß es mir anfänglich nicht schmecken würde, es sei aber dessenungeachtet das beste Mittel gegen Stein- und Griesbeschwerden.

Ich würde in der That gewünscht haben, daß er mich mit diesen vortrefflichen Eigenschaften ein wenig früher bekannt gemacht hätte, indessen war es zu spät zum Klagen, und ich wußte, daß er in der besten Absicht gehandelt hatte. Sir Roger sagte mir ferner, er halte den Liqueur besonders während des Aufenthaltes in der Stadt für sehr heilsam, weil er gegen jede Ansteckung schütze, und er habe deshalb einen gehörigen Vorrath davon angeschafft, sobald er vom Ausbruch der Pest in Danzig gehört. Dabei drehte er sich rasch nach einem hinter ihm stehenden Diener um und befahl ihm, einen Fiakre zu holen, aber wohl darauf zu sehen, daß der Kutscher ein ältlicher Mann wäre.

Nun vollendete er seinen Vortrag über den Liqueur von Mrs. Truby und theilte mir mit, daß diese Wittwe mehr Gutes thue, als alle Doctoren und Apotheker des Landes zusammen; daß sie alle Mohnköpfe, welche im Umkreise von fünf Meilen gewachsen, destilirt und ihr Fabrikat umsonst an allerlei Leute vertheilt habe. Der Ritter fügte hinzu, daß sie die Besitzerin eines sehr bedeutenden Leibgedinges sei, und daß die ganze Landschaft sich gefreut haben würde, wenn aus ihr und ihm ein Paar geworden wäre. Und wahrhaftig, sagte Sir Roger, wäre ich damals frei gewesen, ich hätte vielleicht nichts Besseres thun können.

Diese Mittheilung wurde durch den Diener unterbrochen, welcher meldete, daß der Wagen da sei. Wir gingen hinab, und nachdem Sir Roger die Räder besehen hatte, fragte er den Kutscher, ob seine Axen auch fest wären? Der Mann antwortete, daß er dafür einstehe, worauf sich der Ritter zu mir wandte und bemerkte, der Kutscher sähe aus wie ein ehrlicher Mann. Dann stieg er ohne weitere Umstände ein.

Noch waren wir nicht weit gefahren, als Sir Roger seinen Kopf aus dem Fenster steckte und dem Kutscher befahl, abzusteigen. Als der Mann am Wagenschlage erschien, fragte er ihn, ob er Tabak rauche? Und als ich neugierig horchte, wohin das führen sollte, bat er ihn, anzuhalten, sobald er auf dem Wege an einem guten Tabaksladen vorbei käme, und eine Rolle des besten virginischen Tabaks zu kaufen. Sonst passirte im weiteren Verlaufe unserer Reise nichts Bemerkenswerthes, und endlich stiegen wir an der westlichen Seite der Abtei aus.

Als wir die Kirche erreicht hatten, zeigte der Ritter auf die Trophäe eins der neuen Denkmäler, indem er rief: „Ein braver Mann, ich bürge dafür!“ Und als wir an Sir Cloudsley Shovel's Grabmal vorüber kamen, rief er, seine Hand schwenkend: „Sir Cloudsley Shovel, ein tapferer Mann!“ Vor Busby's Grabe äußerte sich der Ritter in derselben Weise: „Dr. Busby, ein großer Mann! Er prügelte einst meinen Großvater. Wirklich ein großer Mann! Ich hätte auch zu ihm gehen sollen, wenn ich nicht ein Querkopf gewesen wäre. Ein großer Mann!“

Wir wurden nun in die kleine Capelle zur Rechten geführt. Sir Roger, der sich dicht am Ellbogen unseres Führers hielt, achtete genau auf Alles, was der Mann sagte, namentlich schien ihn die Erzählung von dem Lord zu interessiren, welcher dem König von Marocco den Kopf abgehauen hat. Außerdem schien er sehr erfreut, den Staatsmann Cecil zu sehen, der auf den Knieen liegt — und nachdem er Alle für große Männer erklärt, ließ er sich zu der Figur führen, welche jene Märtyrin der häuslichen Tugend darstellt, die an einem Nadelstiche starb. Unser Führer erzählte, sie sei Hofdame der Königin Elisabeth gewesen, und der Ritter zeigte sich sehr begierig, genaue Auskunft über ihren Namen und ihre Familie zu erlangen. Nachdem er einige Zeit ihre Finger betrachtet,

äußerte er sein Erstaunen, daß Sir Richard Baker diese Dame nicht in seiner Chronik erwähne.

Wir wurden nun zu den beiden Krönungsstühlen geführt, und als mein alter Freund hörte, daß man den Stein unter den ältesten der beiden Thronsessel aus Schottland gebracht habe und ihn den Pfeiler Jakob's nenne, setzte er sich in den Stuhl. Er sah aus, wie ein alter gothischer König, und fragte nun unseren Führer, welchen Grund er habe, zu sagen, daß Jakob jemals in Schottland gewesen sei? Statt eine Antwort auf diese Frage zu geben, entgegnete der Mann, er hoffe, Se. Gnaden würde die Strafe zahlen, welche er verwirkt habe. Ich sah deutlich, daß Sir Roger ein wenig ärgerlich war, in die Falle gegangen zu sein; da unser Führer aber nicht auf seiner Forderung beharrte, so fand der Ritter bald seine gute Laune wieder und zischelte mir in's Ohr, daß, wenn Will Wimble bei uns wäre und die beiden Stühle gesehen hätte, er es gewiß möglich gemacht, sich Holz zu einem Tabaksstopfer aus dem einen oder dem andern zu schneiden.

Gleich darauf legte Sir Roger seine Hand auf das Schwert Eduard's III., und indem er sich auf den Knauf desselben stützte, gab er uns die ganze Historie des schwarzen Prinzen zum Besten. Er fügte hinzu, daß nach Richard Baker's Meinung, Eduard III. der größte Fürst gewesen wäre, der je auf dem englischen Throne gesessen.

Man zeigte uns nun das Grab Eduard des Bekenners, und Sir Roger belehrte uns, daß dies der Erste sei, der sich zum Bösen geneigt habe. Bei Heinrich's IV. Grabe schüttelte er den Kopf und sagte uns, daß die Beschreibung der Vorgänge, welche während der Regierungszeit dieses Fürsten stattgefunden, eine sehr interessante Lectüre bildeten.

Unser Führer zeigte uns nun das Monument, welches einen unserer Könige, aber ohne Kopf, darstellt, und theilte uns mit, daß dies Haupt von getriebenem Silber vor einigen Jahren gestohlen worden wäre. „Das ist irgend ein Whig gewesen, Ihr könnt Euch darauf verlassen," sagte Sir Roger. „Ihr müßt Eure Könige besser in Acht nehmen. Sie holen Euch die Körper auch noch fort, wenn Ihr nicht besser aufpaßt."

Die glorreichen Namen Heinrich's V. und der Königin Elisa=

beth gaben dem Ritter abermals Gelegenheit, sein Licht leuchten zu lassen und die Verdienste Sir Richard Baker's anzuerkennen, der indessen, wie er mit Verwunderung bemerkte, noch viele Könige erwähnte, deren Monumente sich in der Abtei nicht vorfanden.

Ich meinestheils konnte mich nur freuen, daß der Ritter eine solche Leidenschaft für den Ruhm seines Vaterlandes und so viel ehrerbietige Dankbarkeit für das Andenken seiner Fürsten zeigte.

Verschweigen darf ich nicht, daß das Wohlwollen meines alten guten Freundes, welches er Jedem erwies, der mit ihm zusammen traf, sich auch auf unseren Führer erstreckte, den er für einen wunderlichen Kauz hielt. Er reichte ihm deshalb beim Abschied die Hand und sagte ihm, daß er sich sehr freuen würde, ihn in seiner Wohnung in den Norfolk'schen Gebäuden zu sehen, um sich mit ihm über alle diese Dinge mit mehr Muße zu unterhalten.

XI.

Non illa colo calathisve Minervae
Faemineas assueta manus.
(Virgil.)

Ihre weibliche Hand, des Geräths und der Spindel Minerva's
Nie gewöhnt. (Trauer.)

Als mein Freund, Sir Roger, sich vor einigen Monaten auf dem Lande befand, schickte er mir einen Brief für eine Dame, die ich Leonore nennen werde, und bat mich, das Schreiben, welches Dinge von Wichtigkeit enthielt, persönlich zu übergeben. In Folge dessen machte ich der Dame eines schönen Morgens meine Aufwartung und wurde von der Kammerfrau aufgefordert, in die Bibliothek zu treten und dort zu warten, bis ihre Lady im Stande sein würde, mich zu empfangen.

Der bloße Ausdruck „Myladys Bibliothek" erfüllte mich mit der größten Neugier, und da es eine Weile dauerte, ehe die Dame

erschien, hatte ich Gelegenheit, einen großen Theil der Bücher in Augenschein zu nehmen, die in der schönsten Ordnung aufgestellt waren. Zur Seite der kostbar gebundenen und reich vergoldeten Foliobände standen große Porzellankrüge über und neben einander wie architektonische Verzierungen. Die Quartanten waren von den Octavbänden durch eine Menge kleinerer Gefäße getrennt, die sich zu einer hübschen Pyramide erhoben, und die Octavbände wurden durch Theetassen in allen Formen, Farben und Größen eingefaßt, welche in der Art auf einem Holzgestell über einander standen, daß sie eine große Säule von der feinsten Bildhauerei und der verschiedensten Färbung bilden. Der Theil der Bibliothek, welcher zur Aufnahme von Theaterstücken, Pamphlets und einzelnen Blättern bestimmt war, wurde von einer Art von Gittern, einer der hübschesten und seltsamsten Erfindungen, die ich je gesehen, umschlossen. Dasselbe bestand aus Hanswürsten, Löwen, Affen, Mandarinen, Bäumen, Muscheln und tausend anderen wunderlichen Porzellanfiguren.

In der Mitte des Zimmers stand ein kleines japanesisches Tischchen. Auf demselben lag ein Paket Goldpapier und auf dem Papier eine silberne Schnupftabaksdose in Form eines kleinen Buches. Ich fand dann auch noch andere nachgemachte Bücher. Sie standen auf den oberen Regalen, waren aus Holz geschnitzt und dienten nur dazu, die Zahl voll zu machen, wie der sogenannte „Blinde,“ d. h. der nur in der Musterrolle des Regiments existirende Soldat. — Ich amüsirte mich auf's höchste über diese Zusammenstellung der Dinge, die theils für eine Dame, theils für einen Gelehrten paßte, und wußte im ersten Augenblicke nicht recht, ob ich mich in einer Grotte oder in einer Bibliothek befand.

Bei der Durchsicht der Bücher machte ich die Bemerkung, daß die Dame wohl einige wenige zum eigenen Gebrauch angeschafft haben mochte, daß aber die meisten derselben hier vereinigt waren, entweder, weil man sie ihr gerühmt hatte, oder weil sie die Verfasser kannte. Unter denen, welche ich durchsah, erinnere ich mich besonders an die folgenden:

Ogilby's Virgil.
Dryden's Juvenal.
Cassandra.

Cleopatra.

Asträa.

Die Werke Sir Isaak Newton's.

Der große Cyrus; mit einer in der Mitte des Buches liegenden Nadel, die als Lesezeichen diente.

Pembroke's Arkadien.

Locke: Ueber den menschlichen Verstand. Darin ein Papier mit Schönpflästerchen.

Ein Rechtschreibebuch.

Ein Lexikon zur Erklärung schwerer Worte.

Sherlock: Ueber den Tod.

Die fünfzehn Tröstungen des Ehestandes.

Sir William Temple's Essays.

Pater Malebranche: Ueber das Suchen nach Wahrheit; in's Englische übersetzt.

Ein Band Novellen.

Die Akademie der Höflichkeit.

Culpepper's Geburtshilfe.

Der Beruf einer Dame.

Erzählungen in Versen von Mr. Durfey, in rothes Leder gebunden, mit vergoldetem Rücken und an vielen Stellen eingeschlagen.

Alle classischen Schriftsteller in Holz.

Eine Reihe Elzevirs ebenso.

Clelia. Dies Buch schlug sich an der Stelle auf, in welcher zwei Liebende in einer Laube beschrieben werden.

Baker's Chronik.

Rath an eine Tochter.

Die neue Atalantis. Nebst Schlüssel.

Steele's: Christlicher Held.

Ein Gebetbuch, daneben ein Fläschchen Rosmarinwasser.

Dr. Sacheverell's Reden.

Fielding's Versuche.

Seneka's Sittenlehre.

Taylor's heiliges Leben und Sterben.

La Ferte's Unterricht in den Contretänzen.

Ich war noch beschäftigt, ein Verzeichniß dieser und anderer Werke in meinem Taschenbuche anzulegen, als Leonore eintrat und mir, nachdem ich ihr den Brief des Ritters überreicht hatte, mit unbeschreiblicher Anmuth sagte: sie hoffe, Sir Roger befinde sich wohl. Ich antwortete: ja, denn ich hasse lange Reden, und nachdem ich noch eine oder zwei Verbeugungen gemacht hatte, zog ich mich zurück.

Leonore war früher eine berühmte Schönheit und ist noch immer eine reizende Frau. Seit zwei oder drei Jahren ist sie Wittwe, und da sie in ihrer ersten Ehe unglücklich war, hat sie den Vorsatz gefaßt, sich nicht auf eine zweite einzulassen. Sie besitzt keine Kinder, für die sie sorgen müßte, und hat die Verwaltung ihres Vermögens meinem guten Freunde, Sir Roger, anvertraut; da aber eine Seele, die nicht durch irgend eine Lieblingsneigung oder Beschäftigung angeregt wird, nothwendig in eine Art von Lethargie versinkt und einschläft, so hat Leonore alle Gefühlswärme ihres Geschlechts den Büchern und der Liebe zur Einsamkeit zugewendet. Sie verkehrt, wie sie selbst gesteht, hauptsächlich mit Männern, aber nur in ihren Schriften, und empfängt nur wenig männliche Besuche, außer denen meines Freundes Sir Roger, mit welchem sie sich gern und ohne Furcht vor Skandal unterhält.

Da sie viele Romane liest, so hat ihr Denken eine ganz eigenthümliche Richtung genommen, die sich auch in ihrem Hause, ihren Gärten, ihrer Einrichtung kund giebt. Sir Roger hat mich eine volle Stunde mit der Beschreibung ihres Landsitzes unterhalten. Derselbe liegt in einer Art von Wildniß, über hundert Meilen von London, und sieht aus wie ein kleines Zauberschloß. In den Felsen, die ihn umgeben, sind künstliche Grotten ausgehauen, die von Geisblatt und Jasmin umrankt werden. Durch die Gehölze führen schattige Gänge; die Gebüsche sind zu Lauben verflochten und mit Käfigen voll Turteltauben angefüllt. Die Quellen, welche man über ein Bett von Kieselsteinen geleitet hat, fließen sanft murmelnd dahin und vereinigen sich endlich zu einem schönen See, welcher von einigen Schwänen belebt wird. Den Abfluß des Sees bildet ein kleiner Fluß, der sich durch grüne Wiesen windet und in der Familie unter dem Namen der „rauschende Strom“ bekannt ist. Der Ritter erzählte mir auch, daß die Dame ihre Jagd besser

zu behüten wüßte, als irgend ein Edelmann der Umgegend. „Nicht sowohl,“ sagt Sir Roger, „weil sie so großen Werth auf ihre Rebhühner und Fasanen legt, als wegen ihrer Lerchen und Nachtigallen.“ Sie pflegt zu sagen, daß jeder Singvogel, den man auf ihrem Grund und Boden tödtet, dem Gesammtconcert verloren ginge, und daß sie ihn im nächsten Jahre sicherlich vermissen würde. Wenn ich bedenke, welchen seltsamen Bildungsgang diese Dame genommen, so betrachte ich sie mit einer Mischung von Bewunderung und Mitleid. Wie viel achtungswerther erscheint sie inmitten der harmlosen Beschäftigungen, die sie gewählt hat, als so viele ihrer Mitschwestern, welche sich in modischen, aber unvernünftigen Zerstreuungen verlieren. Und welche hohe Stufe der Vollkommenheit würde diese, für die Eindrücke der Lectüre so empfängliche Frau erreicht haben, hätte man sie auf Bücher verwiesen, die den Verstand entwickeln und die Leidenschaften läutern, anstatt ihr Schriften in die Hand zu geben, die kaum einen andern Zweck haben, als den, die Phantasie zu beschäftigen.

Aber die Art und Weise, wie eine Dame mit Nutzen lesen kann, soll in einer andern Abhandlung zur Sprache kommen, und ich werde dann diejenigen Bücher namhaft machen, die mir für die Bildung der Frauen geeignet erscheinen. Da dies aber eine Aufgabe sehr mißlicher Natur ist, so bitte ich auch meine Correspondenten, mir ihre Ansichten darüber mitzutheilen.

XII.

Natio comoeda est. — — —
Juvenal.

Das Volk — ein Comödiant.

Es giebt nichts, was ich inniger wünschte, als einen festen, ehrenvollen Frieden; zu gleicher Zeit aber bin ich voll Besorgniß vor den mancherlei übeln Folgen, die er nach sich ziehen wird.

Ich meine nicht in Bezug auf unsere Politik, sondern in Bezug auf unsere Sitten. Welche Ueberschwemmung von Bändern und Stoffen wird über uns hereinbrechen! Welchem schallenden Gelächter und welchen Unziemlichkeiten werden wir ausgesetzt sein! Ich wünschte herzlich, daß es, um diesem großen Uebel zuvorzukommen, eine Parlamentsacte gäbe, welche die Einfuhr französischer Thorheiten untersagte.

Die weiblichen Bewohner unserer Insel haben früher sehr starke Einwirkungen von dieser wunderlichen Nation erfahren; wie es aber kein Uebel giebt, das nicht etwas Gutes im Gefolge hätte, so sind während der langen Dauer des Krieges diese Einwirkungen halb verwischt worden und in Vergessenheit gerathen. Ich weiß die Zeit, daß einige unserer hochgeborenen Landsmänninnen Kammerdiener hielten, weil sie einen Mann zu ihrer Bedienung geschickter fanden, als ein Wesen ihres eigenen Geschlechts. Ich selbst habe noch einen dieser männlichen Abigails gesehen, wie er mit einem Spiegel in der Hand im Zimmer umhertrippelte, oder einen ganzen Morgen lang eifrig beschäftigt war, seiner Herrin das Haar zu kämmen. Ob etwas Wahres an der Sage ist, daß eine Dame durch den Verkehr mit solchem Kammermädchen guter Hoffnung geworden, weiß ich nicht, aber ich glaube, die Race dieser Zofen ist jetzt in unserem Lande ausgestorben.

Zu derselben Zeit etwa, als einige unseres Geschlechts zu dieser Art von Dienst verwendet wurden, führten die Damen auch die Mode ein, Besuche zu empfangen, während sie im Bett lagen. Es galt damals für einen Mangel an guter Erziehung, wenn eine Frau den Besuch eines Mannes abwies, weil sie nicht aufgestanden war, und einen Thürsteher, der eine so unpassende Entschuldigung vorgebracht hätte, würde man als untauglich zu seinem Amte betrachtet haben. Da ich nun Alles zu sehen liebe, was neu ist, so veranlaßte ich Freund Will Honeycomb, mich eines Tages zu solcher weitgereisten Lady mitzunehmen, indem ich ihn zugleich bat, mich als einen Fremden vorzustellen, welcher der englischen Sprache nicht mächtig wäre; ich wollte mich damit der Nothwendigkeit entziehen, Antheil am Gespräch zu nehmen. Obwohl die Lady nicht angezogen scheinen wollte, hatte sie doch ihre besten Mienen angelegt und sich selbst zu unserem Empfange geschminkt.

Ihr Haar erschien in reizender Unordnung, und das Nachtkleid, das sie über ihre Schultern gezogen hatte, war zierlich gefaltet. Ich meinestheils bin im Verkehr mit dem schönen Geschlecht von Allem, was einer Schamlosigkeit nahe kommt, so verletzt, daß ich mich nicht enthalten konnte, die Augen abzuwenden, so oft sich die Lady in ihrem Bett bewegte, und wenn sie einen Arm oder ein Bein hervorstreckte, gerieth ich jedesmal in die größte Verwirrung, die sich denken läßt. Als die Koketten, welche diese Mode eingeführt hatten, alt wurden, gaben sie dieselbe nach und nach wieder auf, denn sie wußten nur zu gut, daß eine Frau von sechzig Jahren sowohl ihren Fuß wie ihr Herz zeigen kann, ohne den mindesten Eindruck hervorzubringen.

Jetzt ist Sempronia die entschiedenste Verehrerin der französischen Nation, aber sie ist dennoch sittsam genug, ihre Besucher nicht weiter als zu ihrem Toilettentisch dringen zu lassen. Es ist ein sehr wunderlicher Anblick, den dies schöne Geschöpf gewährt, wenn sie sich über Politik unterhält, während ihre Flechten auf die Schultern niederhängen, oder wenn sie das Antlitz, das so viel Eindruck auf alle anwesenden Männer hervorbringt, im Spiegel betrachtet. Wie hübsch weiß sie ihre Worte zwischen ihrer Kammerfrau und ihren Gästen zu vertheilen! Welche lustige Sprünge macht sie von einer Oper oder einer Predigt zu einem Elfenbeinkamme oder einem Nadelkissen! Wie hat es mich zuweilen amüsirt, wenn sie sich in einer Schilderung ihrer Reisen durch eine Bestellung an ihren Bedienten unterbrach, oder inmitten einer moralischen Sentenz inne hielt, um ein Schönpflästerchen mit der Zungenspitze zu befeuchten.

Durch nichts werden die Frauen so großen Gefahren ausgesetzt, als durch jene Heiterkeit und Lebhaftigkeit des Temperaments, die vielen unter ihnen angeboren ist, und es müßte demnach das Bestreben jedes vernünftigen, tugendhaften Weibes sein, zu verhüten, daß die natürliche Munterkeit in Leichtsinn ausartet, während die Redeweise und das Benehmen der Franzosen nur darauf berechnet ist, das schöne Geschlecht unvernünftiger, oder, wie sie es zu nennen belieben, „aufgeweckter" zu machen, als es sich mit Tugend und Anstand verträgt. In öffentlichen Versammlungen so laut zu sprechen, daß Jedermann hört, was nur in Privatkreisen oder flüsternd gesagt werden sollte, gilt für ein Zeichen guter Lebensart. Dagegen ist ein Errö-

then unanständig, und Stillschweigen verstößt mehr gegen den guten Ton, als Alles, was gesagt werden kann. Mit einem Worte, Zurückhaltung und Bescheidenheit, die zu allen Zeiten und in allen anderen Ländern als die größten Zierden des schönen Geschlechts gegolten haben, werden jetzt als Kennzeichen eines unfeinen Wesens und eines gemeinen Betragens angesehen.

Vor mehreren Jahren, als ich eines Tages das Theater besuchte, um das Trauerspiel Macbeth zu sehen, nahm ich unglücklicherweise Platz in der Nähe einer Dame von Stande, die seitdem gestorben ist. Aus dem Lärm, den sie machte, schloß ich, daß sie kürzlich in Frankreich gewesen war. Unmittelbar vor dem Aufziehen des Vorhanges brach sie in ein lautes Selbstgespräch aus. „Wann werden die lieben Hexen kommen?" sagte sie — und gleich nach dem ersten Auftreten derselben fragte sie eine Dame, die drei Logen weiter zu ihrer Rechten saß, ob diese Hexen nicht reizende Geschöpfe wären. Bald darauf, als Betterton eine der schönsten Stellen der Tragödie vortrug, winkte sie einer andern Dame, die links eben so weit entfernt von ihr saß, mit dem Fächer zu und sagte ihr in einem Flüstertone, der über das ganze Parterre zu hören war: „Wir dürfen heute leider nicht hoffen Balloon*) zu sehen!" Dann rief sie einen jungen Baron, der drei Sitze weit von mir saß, beim Namen, fragte ihn: ob Macbeth's Frau noch am Leben wäre, und begann, ehe er antworten konnte, von Banko's Geist zu sprechen. Sie hatte sich auf diese Weise einen kleinen Kreis von Zuhörern verschafft und die Aufmerksamkeit aller Anwesenden erregt. Da mir jedoch daran lag, das Schauspiel zu hören, so entzog ich mich dem Bereiche ihrer Ungezogenheit, indem ich mich nach dem fernsten Winkel der Parterres begab.

Diese liebenswürdige Kindlichkeit des Benehmens ist eins der feinsten Hilfsmittel der Koketterie und läßt sich in höchster Vollkommenheit nur von Damen erreichen, welche zu ihrer Ausbildung auf Reisen gehen. Ein natürliches, ungezwungenes Betragen ist etwas so Reizendes, daß es nicht Wunder nehmen darf, wenn die Leute danach streben. Aber es ist zu gleicher Zeit so schwer, sich dasselbe, wenn es nicht angeboren wurde, anzueignen, daß man oft nur lächerlich erscheint, wenn man sich darin versucht.

*) Balloon, ein berühmter englischer Schauspieler jener Zeit.

Ein geistvoller französischer Schriftsteller erzählt: zu seiner Zeit hätten die Damen des französischen Hofes in dem richtigen Aussprechen schwerer Worte ein Zeichen schlechter Erziehung und weiblicher Pedanterie gesehen und sich häufig solcher Ausdrücke bedient, nur um durch die Verstümmelung derselben ihre gute Lebensart zu beweisen. Er fügt hinzu, eine Dame, die am Hofe eine hohe Stellung eingenommen, hätte eines Tages ein solches schweres Wort nicht nur richtig ausgesprochen, sondern auch in seinem eigentlichen Sinne gebraucht, und die ganze Gesellschaft wäre über diesen Verstoß in die bitterste Verlegenheit gerathen.

Um gerecht zu sein, muß ich übrigens gestehen, daß es Damen giebt, welche viele Tausend Meilen weit gereist sind, ohne sich dadurch geschadet zu haben; sie sind im Gegentheil mit eben so viel Bescheidenheit, Sittsamkeit und gesunder Vernunft zurückgekehrt, als sie auf ihre Reise mitnahmen. Dagegen giebt es aber auch eine Anzahl weitgereister Damen, welche niemals aus der Rauchatmosphäre Londons hinausgekommen sind. Ich habe eine Dame gekannt, die das Kirchspiel von St. James nie verlassen hatte und doch so vielen fremden Thorheiten ergeben war, als hätte sie dieselben in halb Europa zusammengelesen.

XIII.

Quem praestare potest mulier galeata pudorem,
Quae fugit a sexu? — — — — — — — — — —

Juvenal.

Welcherlei Scham verbleibt dem helmbedeckten Weibe,
Die dem Geschlecht entfloh? — — — — — — — —

(Haugwitz.)

Als Hektor's Weib in Homer's Iliade mit ihrem Gatten über die Schlacht sprechen will, in die er sich begiebt, wird sie von dem Helden ermahnt, diese Angelegenheit ihm zu überlassen. Er bittet sie, zu ihren Mägden zu gehen und sich mit ihrer Spindel zu be=

schäftigen. Der Dichter deutet damit an, daß sich Männer sowohl wie Frauen nur in ihrer Sphäre bethätigen und sich lediglich um die Dinge kümmern sollen, die ihrem Geschlecht angemessen sind.

Ich bin seit Kurzem mit einem jungen Edelmann bekannt geworden, der einen großen Theil seines Lebens in der Kinderstube zugebracht hat und der, wenn es die Gelegenheit mit sich bringt, Molken und Kraftbrühen besser zu bereiten weiß, als irgend ein Mann in England. Er ist gleicher Weise ein ausgezeichneter Kenner von Cambric und Mousselin, ist im Stande, eine Stunde lang über Confect zu reden, und unterhält jeden Abend seine Mutter mit den Beobachtungen, die er sowohl in der Stadt wie am Hofe gemacht hat. Er berichtet ihr, welche Dame den meisten Geschmack in ihrer Toilette entwickelt, welche Männer von Stande die schönsten Perrücken tragen, wer die feinste Wäsche oder die hübschesten Schnupftabaksdosen besitzt, und viele andere eben so wichtige Dinge, die man in der guten Gesellschaft beobachten kann.

Auf der andern Seite habe ich sehr oft Gelegenheit, eine ländliche Andromache zu sehen, die vorigen Winter in die Stadt gezogen ist und zu den größten Fuchsjägern des Landes gehört. Sie spricht von Hunden und Pferden und scheut sich nicht, über die höchsten Barrieren hinwegzusetzen. Erzählt ihr ein Mann eine schlüpfrige Geschichte, so giebt sie ihm einen herzhaften Schlag und nennt ihn einen unverschämten Hund; versäumt ein Diener seine Pflicht, so droht sie, ihn mit Fußtritten aus dem Hause zu jagen — und ich habe mit eigenen Ohren gehört, daß sie in ihrem Zorn einen vermögenden Kaufmann einen „lausigen Köter" nannte. Auch erinnere ich mich, daß sie eines Tages in einer großen gemischten Gesellschaft von einem Manne sprach, auf dessen Namen sie sich nicht besinnen konnte, und den sie deshalb als den „Kerl mit den breiten Schultern" bezeichnete.

Wenn solche an und für sich gleichgiltigen Ausdrücke und Handlungen lächerlich erscheinen, sobald wir ihnen bei dem Geschlechte begegnen, dem sie nicht zukommen, so werden die Fehler und Mängel, die das eine Geschlecht von dem andern annimmt, geradezu unerträglich. Was die Männer betrifft, so will ich mich in diesem Artikel nicht weiter bei ihnen aufhalten; da ich aber gern dazu beitragen möchte, das Weib, das den schönsten Theil der Schöpfung bildet, voll=

kommen liebenswürdig zu machen, und alle die kleinen Flecken und Unschönheiten auszutilgen, die sich zuweilen zwischen die Reize drängen, mit denen die Frauen von der Natur begabt sind, so will ich diese Nummer meines Blattes nur ihrem Dienste weihen.

Der Flecken, von dem ich sie jetzt vor Allem freimachen möchte, ist die Parteileidenschaft, die sich seit den letzten Jahren vielfach im Verkehr mit ihnen bemerklich macht. Es ist dies seiner Natur nach eine männliche Untugend, zusammengesetzt aus Zorn und Haß, Empfindungen, die der Sanftmuth, der Anspruchslosigkeit und allen jenen anmuthigen Eigenschaften widerstreben, die dem schönen Geschlechte zukommen. Das Weib hat die Bestimmung, besänftigend auf den Mann einzuwirken, ihn zur Güte und Milde zu veranlassen, nicht aber ihn aufzustacheln und die Leidenschaften anzufeuern, die nur zu leicht von selbst in ihm erwachen. Was gäbe ich nicht darum, einen schönen Mund, von dem ich Schmähungen oder Verleumdungen aussprechen höre, zum Schweigen bringen zu können! Und wie hat es mich verletzt, wenn ich zuweilen sehen mußte, wie einige der schönsten Gesichter der Welt in Parteileidenschaft erblaßten und zuckten.

Camilla ist eine der größten Schönheiten Englands, und doch hat es für sie einen höheren Werth, die Virago der einen Partei zu sein, als ein Gegenstand der Huldigung für beide. Das süße Geschöpf gerieth vor etwa acht Tagen mit der heftigen und schönen Penthesilea an einem Theetische zusammen. In der Hitze des Gefechts streckte sie zornig erregt die Hand aus, und goß sich eine Tasse Thee über das Kleid. Niemand weiß, was aus der Sache geworden wäre, hätte nicht dieser Unfall der Debatte ein Ende gemacht.

Ein Umstand ist's besonders, welchen ich meinen weiblichen Lesern zu bedenken geben möchte, und welcher, wie ich hoffe, von einigem Gewicht für sie sein wird, der Umstand nämlich, daß nichts der Schönheit so nachtheilig ist, als Parteieifer. Er giebt dem Auge einen häßlichen Ausdruck, dem Blick eine unangenehme Schärfe, macht die Züge hart und röthet das Antlitz schlimmer als Branntwein. Ich habe gesehen, wie sich das Gesicht einer Frau plötzlich mit Hitzblattern überzog, indem sie sich gegen einen großen Lord ereiferte, der ihr nie im Leben vor Augen gekommen war, und wirklich habe ich keine Parteigängerin gekannt, die ihre Schönheit auch nur ein Jahr erhalten hätte. Ich möchte darum allen meinen weiblichen Lesern den Rath geben, sofern

sie auf ihr Aeußeres Werth legen, auf jede Streitigkeit dieser Art zu verzichten. Zugleich will ich aber allen bejahrten, mütterlichen Politikerinnen völlige Freiheit geben, so viel Eifer zu zeigen, als ihnen immer beliebt. Bei ihnen ist weder zu fürchten, daß sie ihr Gesicht verderben, noch daß sie zu viele Proselyten machen.

Ich meinestheils glaube, daß schon ein Mann, der in seiner Parteinahme heftig wird, eine widerwärtige und abschreckende Erscheinung ist — eine Frau ist aber viel zu aufrichtig und hingebend, um den leidenschaftlichen Eifer für ihre Meinung durch Klugheit und Ueberlegung zu mäßigen, oder mit der Vorsicht und Zurückhaltung zu handeln, welche unserem Geschlecht eigen sind, und sie stürzt sich deshalb in tausend Uebereilungen und Thorheiten. Das Weib pflegt in seiner Hochherzigkeit weder der Liebe noch dem Hasse Schranken zu setzen, und ob ein Whig oder ein Tory, ein Schooßhund oder ein Anbeter, eine Oper oder ein Puppenspiel der Gegenstand der Leidenschaft ist, immer wird diese, so lange sie herrscht, die ganze Frau in Anspruch nehmen.

Ich erinnere mich, daß ich zur Zeit, als Dr. Titus Oates auf der Höhe seines Ruhmes stand, meinen Freund Will Honeycomb zu einer Dame seiner Bekanntschaft begleitete. Wir hatten uns kaum niedergesetzt, als ich bei einem flüchtigen Ueberblick des Zimmers in jeden Winkel desselben Bilder entdeckte, die den Doctor in allen Größen und Stellungen vorführten. Als die Dame während der Unterhaltung mit meinem Freunde ihre Dose zur Hand nahm, so erblickte ich auf dem Deckel niemand Anders als den Doctor; und als sie wenige Augenblicke später ihr Taschentuch gebrauchte, enthüllte sich zwischen den Falten desselben des Doctors Gesicht. Mein Freund Will, der zu Scherzen geneigt ist, sagte ihr, daß er an der Stelle von Mr. Truelove (so hieß der Ehegemahl der Dame) durch ein Taschentuch eben so unglücklich werden könnte, wie Othello. „Ich fürchte, Mr. Honeycomb," sagte sie, „daß Ihr ein Tory seid. Gesteht mir die Wahrheit, seid Ihr ein Freund des Doctors oder nicht?" Will sah ihr lächelnd in's Gesicht, denn sie war wirklich sehr hübsch, und machte ihr statt der Antwort bemerklich, daß eins ihrer Schönpflästerchen abzufallen drohte. Sie brachte dasselbe sogleich wieder in Ordnung, nahm dann eine ernste Miene an und fuhr fort: „Nun, ich will mich hängen lassen, wenn Ihr und Euer

schweigsamer Freund nicht im Herzen gegen den Doctor seid. Ich argwöhne das, weil Ihr gar nichts sagt.“ Dabei nahm sie ihren Fächer zur Hand, und als sie ihn entfaltete, zeigte sie uns abermals das Antlitz des Doctors, das mit großem Ernst zwischen den Stäben hervorsah. Mit einem Worte, der Doctor hatte von ihren Gedanken, ihren Gesprächen und dem größten Theil ihrer Sachen und Geräthschaften Besitz ergriffen. Als sie mich aber durch ihre Fragen allzu sehr in die Enge trieb, gab ich meinem Freunde ein Zeichen, sich zu empfehlen, was er denn auch sofort that.

XIV.

— Fruges consumere nati.

Horat.

— Geboren, um zu essen und zu trinken.

Augustus fragte die Freunde, die ihn umstanden, wenige Augenblicke vor seinem Tode, ob sie glaubten, daß er seine Rolle gut gespielt habe? und nachdem sie ihm eine Antwort gegeben, wie sie seinen außerordentlichen Verdiensten gebührte, entgegnete er, indem er die Redensart gebrauchte, deren sich römische Schauspieler am Schluß eines Stückes zu bedienen pflegten: „Nun, so laßt mich von Eurem Applaus begleitet von der Bühne abtreten!“

Es wäre wohl zu wünschen, daß die Menschen in gesunden Tagen über die Natur der Rolle nachdächten, welche sie im Leben spielen, und über den Eindruck, den sie bei den Ueberlebenden zurücklassen; daß sie nachdächten, ob es wirklich der Mühe lohnt, um dieser Rolle willen auf der Welt zu sein, ob sie eines vernünftigen Wesens würdig ist oder nicht, mit einem Worte, ob sie segensreich für das irdische Dasein oder gewinnversprechend für jenes Leben erscheint. Möge nur der Schmarotzer, der Lustigmacher, der Spötter oder der Zechbruder in Ueberlegung ziehen, ob es ihm zum Ruhme gereichen kann, wenn von ihm gesagt wird, nachdem sein Leib im

Grabe ruht und seine Seele in eine andere Entwickelungsphase getreten ist, daß Niemand in England besser gegessen als er, daß er ein bewundernswürdiges Talent gehabt, seine Freunde lächerlich zu machen, daß es ihm Keiner an boshaftem Witz zuvorgethan, oder daß er niemals zu Bett gegangen, ehe er seine dritte Flasche ausgetrunken hatte. Und doch sind dies die gewöhnlichen Leichenreden und Lobsprüche, welche man Verstorbenen nachsendet, die sich während ihres Lebens in der Gesellschaft bemerklich machten und eines gewissen Ansehens genossen.

Fassen wir aber die große Masse der Menschen in's Auge, so finden wir, daß es Viele giebt, deren Andenken kaum den Augenblick ihres Verschwindens überdauert. Sie lassen keine Spur ihres Daseins hinter sich und werden vergessen, als hätten sie niemals gelebt. Sie werden weder von den Armen vermißt, noch von den Reichen beklagt, oder von den Gelehrten gefeiert. Sie lassen keine Lücke im Staat, und kein Einziger beweint sie. Ihre Handlungen sind ohne Bedeutung für die Menschheit und hätten vielleicht eben so gut von Geschöpfen vollbracht werden können, die nicht auf der Höhe vernunftbegabter Wesen stehen. Ein berühmter französischer Autor erzählt irgendwo: „Ich habe von meinen Fenstern aus lange Zeit zwei Geschöpfe edler Art beobachtet, die sich beide aufrecht hielten und mit Vernunft begabt waren. Diese beiden Wesen beschäftigten sich vom Morgen bis zum Abend damit, zwei glatte Steine aufeinander zu reiben, mit anderen Worten, sie polirten Marmor."

Mein Freund Sir Andreas Freeport erzählte uns, als wir gestern Abend im Club zusammensaßen, von einem ehrbaren Bürger, der vor wenigen Tagen starb. Dieser brave Mann, der in seinen eigenen Augen wahrscheinlich größere Wichtigkeit besaß, als in denen der Welt, hatte mehrere Jahre hindurch ein Tagebuch geführt. Sir Andreas theilte uns eine Woche daraus mit. Die niedergeschriebenen Vorkommnisse bezeichnen einen Lebenslauf, wie ich ihn eben besprochen. Ich gebe meinen Lesern eine wahrheitsgetreue Abschrift, nachdem ich vorher noch erwähne, daß der Verstorbene in seiner Jugend für den Handelsstand erzogen worden war, späterhin aber gefunden, daß der sich für diesen Beruf nicht eigne, und deshalb schon vor Jahren vorgezogen hatte, von einer mäßigen Jahresrente zu leben.

Montag.

Acht Uhr. Ich zog meine Kleider an und begab mich nach der Wohnstube.

Neun Uhr. Befestigte meine Kniebänder und wusch meine Hände.

Von zehn bis zwölf Uhr. Rauchte drei Pfeifen Virginischen Tabak, las das „Supplement" und „Daily-Courant." Die Dinge im Norden stehen schlecht. Mr. Nisby's Meinung darüber.

Ein Uhr Nachmittags. Ralph ausgescholten, weil er meinen Tabakskasten an einen unrechten Platz gestellt.

Zwei Uhr. Zu Mittag gegessen. NB. Zu viel Rosinen und zu wenig Fett.

Von drei bis vier Uhr. Mittagsruhe gehalten.

Von vier bis sechs Uhr. In den Feldern spazieren. Wind: S.-S.-O.

Von sechs bis zehn Uhr. Im Club gewesen. Mr. Nisby's Ansichten über den Frieden.

Zehn Uhr. Zu Bett gegangen und gut geschlafen.

Dienstag, ein Feiertag.

Acht Uhr. Aufgestanden wie gewöhnlich.

Neun Uhr. Hände und Gesicht gewaschen, rasirt. Die Schuhe mit doppelten Sohlen angezogen.

Von zehn bis zwölf Uhr. Einen Spaziergang nach Islington gemacht.

Ein Uhr. Etwas von Mutter Cob's Tränkchen genommen.

Zwischen zwei und drei Uhr. Heimgekehrt und zu Mittag gegessen. Kalbsknöchel und Speck. NB. Kohlkeimchen fehlten.

Drei Uhr. Mittagsschlaf wie gewöhnlich.

Von vier bis sechs Uhr. Kaffeehaus. Zeitungen gelesen. Eine Tasse Twist*) getrunken. Der Großvezir strangulirt.

Von sechs bis zehn Uhr. Im Club. Mr. Nisby's Bericht über den Großtürken.

Zehn Uhr. Vom Großvezir geträumt. Aus dem Schlafe erwacht.

Mittwoch.

Acht Uhr. Die Zunge meiner Schuhschnalle zerbrochen. Hände gewaschen, Gesicht nicht.

---

*) Ein Gemisch von Kaffee und Thee. A. d. Uebers.

Neun Uhr. Die Fleischerrechnung bezahlt. Die letzte Hammelskeule getadelt.

Von zehn bis elf Uhr. Im Kaffeehause gewesen. Mehr Arbeit im Norden. Fremder in schwarzer Perrücke fragt mich nach dem Stande der Staatspapiere.

Zwölf bis ein Uhr. In den Feldern spazieren gegangen. Südwind.

Von ein bis zwei Uhr. Eine Pfeife und eine halbe geraucht.

Zwei Uhr. Zu Mittag gegessen wie gewöhnlich. Appetit gut.

Drei Uhr. Mittagsschlaf durch einen herunter fallenden Zinnteller unterbrochen. NB. Die Köchin ist verliebt und deßhalb nachlässig.

Von vier bis sechs Uhr. Im Kaffeehause. Bericht aus Smyrna, daß man den Großvezir erst erdrosselt und dann enthauptet hat.

Abends sechs Uhr. Eine halbe Stunde im Club gewesen, ehe Jemand kam. Mr. Nisby ist der Ansicht, daß der Großvezir nicht am 6ten d. M. erdrosselt wurde.

Zehn Uhr. Zu Bett gegangen. Ohne aufzuwachen bis Morgens neun Uhr geschlafen.

Donnerstag.

Von neun bis zwei Uhr. Auf Sir Timothy gewartet, welcher versprochen hatte, meine Rente zu bringen, aber nicht Wort hielt

Zwei Uhr. Zum Mittagsessen niedergesetzt. Ohne Appetit. Dünnbier sauer. Rindfleisch versalzen.

Drei Uhr. Konnte nicht schlafen.

Vier bis fünf Uhr. Ralph eine Ohrfeige gegeben. Meine Köchin verabschiedet. Einen Boten zu Sir Timothy geschickt. NB. Ich ging diesen Abend nicht in den Club, sondern legte mich um neun Uhr zu Bett.

Freitag.

Den ganzen Morgen in Betrachtungen über Sir Timothy zugebracht, welcher endlich dreiviertel Zwölf erschien.

Zwölf Uhr. Einen neuen Knopf an meinen Stock gekauft

und eine Zunge in meine Schnalle. Trank ein Glas Wermuth-bier, um den Appetit anzuregen.

Zwei bis drei Uhr. Gut gegessen und gut geschlafen.

Vier bis sechs Uhr. Nach dem Kaffeehause gegangen. Dort Mr. Nisby getroffen. Mehrere Pfeifen geraucht. Mr. Nisby ist der Meinung, daß Kaffee mit Zucker nachtheilig für den Kopf ist.

Sechs Uhr. In den Club gegangen, bis spät dort gesessen.

Zwölf Uhr. Zu Bett gegangen. Geträumt, daß ich mit dem Großvezir Dünnbier trank.

Sonnabend.

Um elf Uhr erwacht. In die Felder spazieren gegangen. Wind N.-O.

Zwölf Uhr. Mr. Nisby speiste mit mir. Erster Gang: Markknochen; zweiter Gang: Ochsenmaul mit einer Flasche Wein von Brooks und Hellier.

Drei Uhr. Die Zeit verschlafen.

Sechs Uhr. In den Club gegangen. Beinahe in eine Gosse gefallen. Der Großvezir ist wirklich todt. ꝛc.

Der Leser wird sich ohne Zweifel wundern, daß der Schreiber des obigen Tagebuchs sich so viele Mühe um eines Lebens willen gegeben, das mit den unbedeutendsten Dingen ausgefüllt war und so wenig Bemerkenswerthes bot; aber wenn wir die Menschen beobachten, mit denen wir täglich verkehren, so werden wir gestehen müssen, daß die meisten ihre Zeit mit den drei Hauptbeschäftigungen Essen, Trinken und Schlafen hinbringen. Ich will durchaus nicht behaupten, daß ein Leben als verloren zu betrachten sei, welches weder einer öffentlichen Wirksamkeit gewidmet ist, noch sich durch sonstige ruhm- und preiswürdige Thaten auszeichnet, — im Gegentheil, ich glaube, daß man oft im Stande ist, seine Zeit in der Stille besser zu verwerthen, als durch Handlungen, welche die allgemeine Aufmerksamkeit erregen. Ich gebe zu, daß man durch ein verborgenes Wirken weiser und besser zu werden und viel Gutes ohne Geräusch und Ostentation zu thun vermag — aber ich möchte dennoch jeden meiner Leser auffordern, wenigstens eine Woche lang ein Tagebuch zu führen, in das er gewissenhaft einträgt, auf welche Weise er diesen kurzen Zeitabschnitt ausgefüllt hat. Diese Art der

Selbstprüfung würde dazu dienen, ihm eine richtige Anschauung seines eigenen Wesens zu verschaffen und ihn zu ernstlichem Nachdenken anzuregen. Ein Tag könnte die Versäumnisse des andern gutmachen, und der Mensch würde sich daran gewöhnen, auch auf unbedeutende Handlungen Gewicht zu legen, über die wir, obgleich sie schnell vergessen sind, dennoch dereinst Rechenschaft ablegen müssen.

XV.

— Modo vir, modo faemina.
Virg.

Bald Mann, bald Weib.

Das Tagebuch, welches wir in einer unserer letzten Nummern mittheilten, hat mir mehrere Zuschriften eingebracht, welche Lebensläufe in dieser Form abschildern. Ich erhielt das Tagebuch eines Wüstlings, eines Trunkenbolds, eines Bordelwirths — und unter Anderem ein sonderbares Actenstück, betitelt das Tagebuch eines Mohawk.*) Ich ersehe daraus, daß die Absicht, welche ich bei der Veröffentlichung jenes Journals verfolgte, von vielen meiner Leser mißverstanden worden ist. Ich wollte nicht das Laster darstellen, sondern den Müßiggang. Ich hatte diejenigen im Auge, die ihre Zeit mit Nichtigkeiten und Lappalien, nicht aber mit Verbrechen und Uebelthaten hinbringen. Vergehungen der letzteren Art dürfen nicht scherzhaft behandelt, nicht in's Lächerliche gezogen werden. Mit einem Worte: mein Journal beleuchtet nur die Thorheit und zeigt, wie verwerflich es ist, sich mit Tändeleien zu beschäftigen, die zwar an und für sich unschädlich, aber dennoch streng zu tadeln sind, wenn sie das Leben vernunftbegabter Wesen ausfüllen.

---

*) Mohawks nannten sich eine Schaar junger Wüstlinge, welche Nachts auf den Straßen von London den unerhörtesten Unfug trieben.
A. d. Uebers.

Das nachfolgende Tagebuch einer Correspondentin, die sich selbst Clarinda nennt, ist das, was ich wünsche. Es geht aus dem Schreiben der Einsenderin hervor, daß sie sich in jenem modernen Zustande von Gleichgiltigkeit zwischen Tugend und Laster befindet und für beides empfänglich sein würde, wenn man sich Mühe mit ihr gäbe. Hätte ihr Journal die Erzählung galanter Abenteuer oder überhaupt Dinge enthalten, welche die sittliche Verderbtheit der Schreiberin bewiesen, so würde ich von der Veröffentlichung abgesehen haben, obwohl es sich vielleicht gerade dann des Beifalls der Mehrzahl der Leser erfreut hätte. Da es indessen nur das Gemälde eines Lebens entrollt, welches auf fashionable Art mit Tand und Nichtsthun ausgefüllt ist, so lasse ich fünf Tage aus diesem Tagebuch folgen, wie ich sie aus der Hand meiner schönen Correspondentin empfangen.

„Lieber Herr Zuschauer!

Ihr stellt Euern Lesern in einer früheren Nummer Eures Blattes eine Aufgabe, welche ich nach Vorschrift ausgeführt habe und im Einschluß beilege. Ihr müßt wissen, Herr Zuschauer, daß ich ein Mädchen mit ansehnlichem Vermögen bin, daß sich mir in den letzten zehn Jahren mehrere Partien geboten haben, und daß mir auch jetzt noch ein hübscher junger Mann eifrig den Hof macht. Da ich mein eigener Herr bin, so komme ich jeden Winter nach der Stadt und verlebe meine Tage in der Weise, wie Ihr in den nachstehenden Blättern verzeichnet findet. Ich habe diese Blätter sogleich zu schreiben angefangen, als ich den Artikel des Zuschauers über diesen Gegenstand gelesen.

Dienstag.

N a c h t. Ich konnte bis ein Uhr Morgens nicht schlafen, weil ich an mein Tagebuch dachte.

Mittwoch.

V o n a c h t b i s z e h n U h r. Zwei Tassen Chocolade im Bett getrunken und dann eingeschlafen.

V o n z e h n b i s e l f U h r. Ein Butterbrod gegessen, eine Tasse schwarzen Thee getrunken und den „Zuschauer“ gelesen.

V o n e l f b i s e i n U h r. Bei meiner Toilette zugebracht. Ein neues Kopfzeug aufprobirt. Befehl gegeben, Veny zu waschen und zu kämmen. NB. Blau steht mir am besten.

V o n e i n b i s z w e i e i n h a l b U h r. Nach der Wechselbank gefahren. Zwei Fächer gekauft.

Bis vier Uhr. Zu Mittag gegessen. NB. Mr. Froth ging in einem neuen Anzuge vorbei.

Von vier bis sechs Uhr. Mich angekleidet, dann bei der alten Lady Blithe und ihrer Schwester einen Besuch gemacht, weil ich zuvor gehört, daß sie an diesem Tage nicht in der Stadt sei.

Von sechs bis elf Uhr. Basset*) gespielt. NB. Ich werde nie wieder auf Carreau=As setzen.

Donnerstag.

Von Abends elf bis Morgens acht Uhr. Ich träumte, daß ich gegen Mr. Froth pointirte.

Von acht bis zehn Uhr. Chocolade. Im Bett zwei Acte von Aurengzebe**) gelesen.

Von zehn bis elf Uhr. Thee getrunken. Zu Lady Faddles geschickt, um ihren Cupido für Veny zu borgen. Den Theaterzettel gelesen. Von Mr. Froth einen Brief erhalten. NB. Ich habe denselben in meinen festen Geldkasten geschlossen.

Die übrigen Vormittagsstunden. Fontange, die Putzmacherin, erzählte mir von Lady Blithe's Wäsche. Einen Zahn aus meinem kleinen Schildpattkamme gebrochen. Frank ausgeschickt, um zu fragen, wie Lady Hectic sich befindet, nachdem ihr Affe aus dem Fenster gesprungen. Ich sehe blaß aus. Fontange sagt, daß mein Spiegel lügt. Angezogen bis drei Uhr.

Von drei bis vier Uhr. Das Mittagessen war kalt, ehe ich mich dazu niedersetzte.

Von vier bis elf Uhr. Gesellschaft bei mir gesehen. Mr. Froth's Ansichten über Milton. Seine Mittheilungen über die Mohawks. Seine Phantasien über ein Nadelkissen. Gemälde im Deckel seiner Schnupftabaksdose. Die alte Lady Faddles verspricht, mir ihre Kammerfrau zu schicken, um meine Haare zu schneiden. Fünf Guineen im Kartenspiel verloren.

Nachts zwölf Uhr. Zu Bett gegangen.

Freitag.

Acht Uhr Morgens. Im Bett geblieben. Ueberlas alle Briefe von Mr. Froth. Cupido und Veny.

---

*) Basset, ein Hazardspiel mit französischen Karten. A. d. Uebers.
**) Eine Tragödie von Dryden. A. d. Uebers.

Zehn Uhr. Nehme mir vor, den ganzen Tag zu Hause zu bleiben, aber Niemand zu empfangen.

Von zehn bis zwölf Uhr. Eine Conferenz mit dem Schneider. Eine Garnitur Bänder ausgesucht. Meine blaue Porzellanschale zerbrochen.

Von zwölf bis ein Uhr. Schloß mich in mein Zimmer ein und probirte den Gang von Lady Betty Modley.*)

Ein Uhr Nachmittags. Ich verlangte mein geblümtes Tuch und stickte ein halbes violettes Blatt hinein. Augenschmerzen, Kopf nicht ganz in Ordnung. Legte die Arbeit bei Seite und las den noch übrigen Theil von Aurengzebe.

Von drei bis vier Uhr. Zu Mittag gegessen.

Von vier bis zwölf Uhr. Andern Sinnes geworden. Angezogen, ausgegangen und bis Mitternacht Karten gespielt. Traf Mrs. Spitely. Gespräche: Lady Brilliants Halsband unechte Steine. Die alte Lady Loveday heirathet demnächst einen jungen Mann, der keinen Heller besitzt. Miß Prue auf's Land gegangen. Tom Townley hat rothe Haare. NB. Mrs. Spitely flüsterte mir zu, sie hätte mir etwas über Mr. Froth zu sagen. Ich bin überzeugt, daß es eine Unwahrheit ist.

Von zwölf bis ein Uhr. Geträumt, daß Mr. Froth mir zu Füßen liege und mich Indamora*) nenne.

Sonnabend.

Acht Uhr Morgens. Aufgestanden. Mich an den Toilettentisch gesetzt.

Von acht bis neun Uhr. Ein Schönpflästerchen länger als eine halbe Stunde probirt, ehe ich die rechte Stelle dafür fand. Endlich klebte ich es über der linken Augenbraue fest.

Von neun bis zwölf Uhr. Thee getrunken und angezogen.

Von zwölf bis zwei Uhr. In der Capelle gewesen. Viel gute Gesellschaft. NB. Die dritte Arie der neuen Oper. — Lady Blithe abscheulich gekleidet.

Von drei bis vier Uhr. Zu Mittag gegessen. Miß Kitty kam, um zu fragen, ob ich mit in die Oper gehen wollte, ehe ich noch vom Tische aufgestanden war.

---

*) Ein Gang von affectirter Schnelligkeit. A. d. Uebers.

**) Die Heldin der Dryden'schen Tragödie.

Von vier bis sechs Uhr. Thee getrunken und einen Diener entlassen, weil er unfreundlich gegen Veny war.

Sechs Uhr. In die Oper gegangen. Ich sah Mr. Froth erst zu Anfang des zweiten Actes. Er sprach mit einem Herrn in schwarzer Perrücke. Verbeugte sich vor einer Dame in der ersten Logenreihe. Mr. Froth und sein Freund klatschten Nicolini im dritten Act Beifall. Mr. Froth rief: „Ancora!" Mr. Froth führte mich zu meiner Sänfte. Ich glaube, er drückte mir die Hand.

Elf Uhr Nachts. Zu Bett gegangen. Melancholische Träume. Ich träumte, Nicolini sagte: er sei Mr. Froth.

Sonntag.

Unwohl gewesen.

Montag.

Acht Uhr. Durch Miß Kitty geweckt. Aurengzebe lag auf dem Stuhle neben meinem Bett. Kitty repetirte, ohne in das Buch zu sehen, die acht besten Verse aus dem Stück. Wir gingen, unserer Verabredung gemäß, in schlechten Kleidern zu dem stummen Manne.*) Er sagte mir, daß meines Anbeters Name mit dem G anfange. Wäre der Wahrsager um einen Buchstaben zurück gegangen, so hätte er recht gerathen. —

Indem ich dies Journal wieder durchsehe, bin ich in der That zweifelhaft, ob ich meine Zeit schlecht oder gut angewendet habe. Ehe ich Euer Blatt gelesen, ist es mir niemals eingefallen, über diese Frage nachzudenken. Ich finde im Laufe dieser fünf Tage kaum eine Handlung verzeichnet, die ich unbedenklich eine lobenswerthe nennen könnte, außer der Arbeit an dem violetten Blatte, und ich habe mir auch vorgenommen, dies fertig zu machen, sobald ich Zeit dazu finde. Was Mr. Froth und Veny betrifft, so habe ich nicht gewußt, daß sie mir so viel Zeit rauben, wie sich jetzt aus meinem Tagebuche ergiebt. Letztere will ich, wenn Ihr darauf besteht, abschaffen, und wenn Mr. Froth die Sache nicht bald zum Abschlusse bringt, so bin ich nicht gesonnen, mein Leben wie einen Traum dahingehen zu lassen.

Eure gehorsame Dienerin
Clarinde."

---

*) Duncan Campbell, ein Wahrsager, der damals großes Aufsehen in London erregte. A. d. Uebers.

Um die Nutzanwendung meines ersten Artikels zu vervollständigen und Clarinde in ihren guten Vorsätzen zu bestärken, möchte ich ihr zu bedenken geben, in welchem Lichte sie vor der Nachwelt erscheinen müßte, wenn man den ganzen Verlauf ihres Lebens publicirte, wie diese fünf Tage.

XVI.

(Die Vision des Mirzah.)

— Omnem quae nunc obducta tuenti
Mortales hebetat visus tibi, et humida circum
Caligat, nubem eripiam. — — — — — —
Virgil.

Sieh! ich will Dir vom Aug' den Nebel gänzlich entfernen,
Der jetzt verbreitet den sterblichen Blick dem Schauenden schwächet,
Ueberallher um Dich befeuchtende Dunkelheit ausgießt.
(Trauer.)

Als ich mich in Cairo aufhielt, sammelte ich mehrere orientalische Manuscripte, die ich noch besitze. Es befindet sich unter anderen dabei eins, welches den Titel trägt: „Die Visionen Mirzah's." Ich habe dieselben mit großem Interesse gelesen und gedenke sie meinen Lesern nach und nach mitzutheilen, wenn es mir an anderer Unterhaltung für sie gebricht. Ich beginne mit der ersten Vision, die ich in wörtlicher Uebertragung gebe.

Am fünften Tage des Monats, den ich einer guten Sitte meiner Vorfahren folgend, stets heilig halte, ging ich, nachdem ich meine Waschungen vollbracht und mein Morgengebet verrichtet, nach den Hügeln von Bagdad, um dort den Rest des Tages in Gebet und frommen Betrachtungen hinzubringen. Auf der Spitze des Berges angekommen, versank ich, von der frischen Luft umweht, in tiefes Nachdenken über die Eitelkeit des menschlichen Lebens, und, von einem Gedanken in den andern übergehend, sagte ich zu mir selbst: „Der Mensch ist nichts als ein Schatten — sein Leben nichts als ein Traum!"

Während ich noch in diese Betrachtungen versunken saß, richtete ich meine Augen auf die Spitze eines nahen Felsens und bemerkte dort einen Jüngling in Schäferkleidung, der ein kleines musikalisches Instrument in der Hand hielt. Als ich ihn ansah, setzte er es an die Lippen und begann darauf zu blasen. Der Klang war wunderbar süß, und die Töne verschlangen sich zu einer Reihe unaussprechlich reizender Melodien, die sich von Allem unterschieden, was ich bis dahin gehört hatte. Sie erinnerten mich an jene himmlischen Weisen, welche die abgeschiedene Seele des guten Menschen beim Eintritt in's Paradies empfangen, um die letzten Spuren des Todeskampfes zu verwischen und sie für die Freuden dieses Ortes der Glückseligkeit zu befähigen. Mein Herz schmolz hin in stillem Entzücken.

Man hatte mir oft gesagt, daß auf dem Felsen vor mir ein Geist sein Wesen treibe, und daß viele Vorübergehende Musik vernommen, aber ich hatte niemals gehört, daß der Musiker Jemand sichtbar geworden wäre.

Nachdem er meine Seele durch die entzückenden Melodien, die er seinem Instrument entlockte, so weit erhoben hatte, um seine Worte vernehmen zu können, und ich ihn noch immer voll Erstaunen betrachtete, neigte er das Haupt gegen mich und lud mich durch eine Bewegung der Hand ein, dem Platze näher zu kommen, auf dem er saß. Ich folgte der Einladung mit jener ehrfurchtsvollen Scheu, die man einem höheren Wesen schuldet, und da mein Herz noch ganz von den zauberhaften Weisen, die ich gehört, überwältigt war, so fiel ich zu seinen Füßen nieder und weinte. Der Genius lächelte und schaute mich so voll Mitleid und Güte an, daß er mir sogleich vertraut wurde, und die Furcht und Scheu, mit der ich mich ihm genähert, plötzlich schwand. Er hob mich vom Boden auf, nahm mich bei der Hand und sprach: „Mirzah, ich habe Dein Selbstgespräch vernommen, komm und folge mir!"

Er führte mich nun zu der Spitze des Felsens, und mich auf den höchsten Punkt stellend, befahl er: „Wende Deine Augen nach Osten und sage mir, was Du siehst!" — „Ich sehe ein unermeßliches Thal," erwiderte ich, „und eine ungeheure Wassermasse, die sich hindurch wälzt." — „Das Thal, das Du siehst," sagte er, „ist das Thal des Jammers, und die Wasserfluth, die Du siehst, ist ein

Theil von der Fluth der Ewigkeit." — „Was bedeutet es," fragte ich," daß der Wasserstrom aus einem dicken Nebel hervorbricht und sich jenseits wieder in dicken Nebel verliert?" — „Was Du siehst," antwortete er, „ist jener Theil der Ewigkeit, den man Zeit nennt, jener Theil, den die Sonne durchmißt und welcher von Anbeginn der Welt bis zu ihrem Untergange reicht. Schaue jetzt auf das Wasser," fuhr er fort, „welches zu beiden Seiten durch tiefe Finsterniß begrenzt ist, und sage mir, was Du siehst." — „Ich sehe eine Brücke," entgegnete ich, „welche in der Mitte der Fluth steht." — „Die Brücke, welche Du siehst," sagte er, „ist das menschliche Leben. Betrachte sie genau!" — Und als ich nun aufmerksamer hinblickte, bemerkte ich, daß sie aus siebenzig ganzen und mehreren zerbrochenen Bogen bestand, so daß die zerbrochenen und die ganzen Bogen sich zusammen wohl auf hundert belaufen mochten. Als ich die Bogen zählte, sagte mir der Genius, daß diese Brücke anfangs aus tausend Bogen bestanden, daß die große Fluth aber das Uebrige hinweggeschwemmt und die Brücke in den Zustand des Verfalls gebracht habe, in dem sie sich jetzt befand. „Aber sage mir, was Du auf der Brücke wahrnimmst," fuhr er fort. — „Ich sehe eine große Menschenmenge über die Brücke gehen," entgegnete ich, „und an jedem Ende eine schwarze Wolke darüber hängen." Als ich dann noch genauer hinblickte, sah ich viele der hinüber Eilenden durch die Brücke brechen und in die Fluth fallen, und bei näherer Betrachtung bemerkte ich, daß eine Menge von Fallthüren in der Brücke verborgen lagen. Traten die Vorübergehenden darauf, so fielen sie hinab in das Wasser, das sie alsbald verschlang. Diese geheimen Fallthüren waren namentlich häufig zu Anfang der Brücke, so daß viele Menschen kaum aus der Wolke hervortraten, als sie auch schon in der Fluth begraben wurden. Gegen die Mitte der Brücke wurden die Fallthüren seltener, aber sie vermehrten sich wieder in der Nähe der letzten ganzen Bogen und lagen gegen das Ende derselben dichter beisammen.

Einige, aber nur sehr wenige Personen gab es, welche mühsam hinkend ihren Weg selbst noch über die zerbrochenen Pfeiler fortsetzten, aber Einer nach dem Andern fiel hinab, müde und erschöpft von einem so langen Wege.

Lange Zeit blieb ich versunken im Anschauen des wunderbaren

Bauwerkes und der großen Menge verschiedener Menschen die darüber gingen. Mein Herz war voll tiefer Traurigkeit, als ich sah, wie Viele von ihnen mitten in Freude und Lust hinabstürzten und, um sich zu retten, nach Allem griffen, was sie erreichen konnten. Einige schauten im Gehen gedankenvoll zum Himmel auf, aber mitten in ihren Betrachtungen strauchelten sie und entschwanden dem Blicke. Viele Andere sah ich eifrig beschäftigt, Seifenblasen nachzujagen, die schimmernd und glänzend vor ihnen hergaukelten, aber oft, wenn sie eben meinten, eine derselben erreicht zu haben, wich der Boden unter ihren Füßen, und kopfüber stürzten sie in die Tiefe. In alle dem Gedränge aber sah ich Einige mit krummen Säbeln und Andere mit Uringläsern in den Händen auf der Brücke hin und her laufen. Sie drängten viele Menschen nach Fallthüren hin, die nicht auf ihrem Wege lagen und die sie vermieden haben würden, wenn man sie nicht mit Gewalt hineingestoßen hätte.

Als der Genius sah, daß ich mich in dem traurigen Anblick verlor, befahl er mir, mich abzuwenden. „Erhebe Deine Augen über die Brücke," sagte er, „und sage mir, ob Du etwas siehst, was Du nicht verstehst!" Ich blickte auf. „Was bedeuten jene großen Züge von Vögeln, die ohne Unterlaß über der Brücke schweben und sich von Zeit zu Zeit darauf niederlassen? Ich sehe Geier, Harpyen, Raben, Habichte und zwischen vielen anderen befiederten Geschöpfen kleine Knaben mit Flügeln, die in großer Menge über den Mittelbögen schweben? — „Dies," entgegnete der Genius, „sind Neid, Geiz, Aberglauben, Verzweiflung, Liebe und alle die Sorgen und Leidenschaften, welche das Leben der Menschen vergiften."

Ich stieß einen tiefen Seufzer aus. „Wehe!" rief ich, „warum ist der Mensch geschaffen? Wie hilflos ist er dem Elend und der Sterblichkeit preisgegeben — geplagt im Leben und endlich dem Tode verfallen!" Der Genius, der Mitleid mit mir fühlte, bat mich, die Augen von dem traurigen Anblick abzuwenden. „Schau nicht mehr hin auf den Menschen und die erste Stufe seiner Existenz, die er auf dem Wege zur Ewigkeit betritt," sagte er, „sondern richte Deinen Blick nach dem dichten Nebel, zu welchem die Fluth alle Sterblichen trägt, die ihr anheimfallen!" Ich wandte meine Blicke, wie mir befohlen war, und entweder begabte der Genius meine Augen mit übernatürlicher Kraft, oder er lichtete den

Nebel, der vorher zu dicht gewesen war, um ihn zu durchdringen — denn ich sah jetzt das Thal offen bis zum fernsten Ende seiner ungeheuern Ausdehnung.

In der Mitte erhob sich ein mächtiger Felsen von Diamant, der das Thal in zwei gleiche Hälften theilte. Die eine Hälfte blieb von Wolken gänzlich verhüllt, so daß ich in diesem Theile nichts unterscheiden konnte, aber die andere erschien wie ein breiter Ocean, auf dem sich unzählige mit Blumen und Früchten bedeckte Eilande, umgeben und getrennt von schmalen, schimmernden Wasserstreifen, zeigten. Ich bemerkte dort Gestalten in leuchtenden Kleidern und mit Kränzen im Haar. Sie wandelten unter den Bäumen einher oder hatten sich an den Quellen und auf Blumenmatten gelagert. Zugleich vernahm ich herrliche Harmonien, welche durch den Gesang der Vögel, plätscherndes, rauschendes Wasser, menschliche Stimmen und musikalische Instrumente hervorgebracht wurden.

Der Anblick dieser zauberhaften Scene versetzte mich in Entzücken. Ich wünschte mir die Schwingen eines Adlers, um nach jenen glücklichen Inseln fliegen zu können, aber der Genius sagte mir, daß dorthin kein Weg führe außer durch die Pforten des Todes, die sich jeden Augenblick auf der Brücke öffneten. „Dieser Inseln,“ sagte er, „die dort so frisch und grün vor Dir liegen, und mit denen der ganze Ocean besäet scheint, so weit Dein Auge reicht, sind mehr als Sand am Meere. Myriaden von Eilanden liegen hinter denen, die Du siehst in weiterer Ferne, als Dein Auge zu ermessen, Deine Phantasie zu fassen vermag. Dies sind die Wohnungen der guten Menschen nach dem Tode. Je nach dem Grade der Vollkommenheit, den sie im Leben erreichten, werden die Hingeschiedenen auf die Eilande vertheilt, welche Genüsse aller Arten und Grade im Ueberfluß bieten. Jede Insel ist nach den Neigungen und dem Geschmack ihrer Bewohner ein Paradies. Sind dies, o Mirzah, nicht Wohnungen, werth, danach zu streben? Erscheint Dir das Leben des Menschen noch elend und kümmerlich, wenn ein solcher Lohn seiner wartet? Ist der Tod noch zu fürchten, wenn er Dich zu diesem glückseligen Dasein führt? Der Mensch lebt wahrlich nicht vergebens, wenn eine solche Ewigkeit ihm winkt!“

Ich schaute mit unaussprechlichem Entzücken nach den glücklichen Inseln. Endlich sagte ich: „Zeige mir nun auch, ich bitte

Dich darum, das, was hinter jenen dunkeln Wolken verborgen liegt, die den Ocean an der andern Seite des diamantnen Felsens verhüllen." Der Genius antwortete mir nicht. Ich wendete meinen Kopf, um die Bitte zu wiederholen, da fand ich, daß er mich verlassen hatte. Und als ich den Blick der Scene wieder zukehrte, die ich so lange betrachtet, da sah ich statt der rollenden Fluth, statt der Brücke und der zauberischen Inseln nichts, als das lange, tiefe Thal von Bagdad, auf dessen Triften Ochsen, Schafe und Kameele weideten.

– – –

XVII.

Hic segetes, illic veniunt felicius uvae:
Aborei foetus alibi, atque injussa virescunt
Gramina. Nonne vides, croceos ut Tmolus odores,
India mittit ebur, molles sua thura Sabaei?
At Chalibes nudi ferrum, rirosaque Pontus
Castorea, Eliadum palmas Epirus equarum?
Continuo has leges aeternaque foedera certis
Imposuit natura locis. — — — — — — —

Virgil.

Hier erhebt sich die Saat, dort glücklicher wuchern die Trauben,
Anderswo Früchte des Baum's, indeß ungeheißene Grasung
Aufgrünt. Sendet Dir nicht des Safrans Düfte der Tmolus,
Indien Elfenbein und den Weihrauch zarte Sabäer,
Aber der nackende Chalibes Stahl, und der Pontus des Bibers
Widrige Geil, und Epeiros die Palmenzweig' elischer Stuten?
Diese Gesetze befahl, dies unverbrüchliche Bündniß,
Anfangs gleich die Natur den Gegenden.

(Voß.)

Ich besuche keinen Ort in der Stadt so gern, als die Königliche Börse. Es gewährt mir ein stilles Vergnügen und schmeichelt — da ich ein Engländer bin — gewissermaßen meiner Eitelkeit, eine solche Versammlung von Landsleuten und Fremden zu sehen, welche die Privatgeschäfte der Menschen unter einander berathen, und unsere Hauptstadt zu einer Art von Emporium für

die ganze Erde machen. Die Börse kommt mir vor, wie eine große Rathsversammlung, zu welcher alle Nationen ihre Vertreter schicken. Die großen Kaufleute sind für die Handelswelt, was die Gesandten für die Politik sind. Sie vermitteln Geschäfte, schließen Verträge und unterhalten den nothwendigen Verkehr zwischen Menschen und Handelsgesellschaften, die durch Meere von einander getrennt sind oder an den verschiedenen Endpunkten des Continents wohnen.

Es hat mir oft Vergnügen gemacht, Streitigkeiten zwischen einem Bewohner von Japan und einem Alderman von London schlichten zu sehen, oder den Abschluß eines Vertrages zwischen einem Unterthan des Großmoguls mit einem Angehörigen des russischen Reiches zu beobachten. Ich finde ein unaussprechliches Vergnügen darin, mich zwischen diese Großwürdenträger des Handels mit ihren verschiedenen Sprachen und Geschäftszweigen zu mischen. Zuweilen sehe ich mich inmitten einer Anzahl von Armeniern, oder verliere mich in einen Haufen Juden, oder geselle mich zu einer Gruppe von Holländern. Ich bin zu verschiedenen Zeiten Däne, Schwede, Franzose, oder komme mir vor wie jener alte Philosoph, der, als man ihn fragte, was für ein Landsmann er sei, antwortete: „Ich bin Weltbürger."

Aber obgleich ich diese Versammlung von Großhändlern sehr oft besuche, bin ich dort doch von Niemand gekannt als von meinem Freund Sir Andreas, der zuweilen lächelt, wenn er sieht, wie ich mich durch das Gewühl dränge, der meine Anwesenheit aber nachsichtig duldet, ohne weitere Notiz von mir zu nehmen. Nur ein ägyptischer Kaufmann, der früher eine Geldsendung nach Cairo für mich vermittelte, kennt mich von Ansehen, da ich aber im modernen Koptisch nicht bewandert bin, so geht unser Verkehr nicht über eine Verbeugung und eine Grimasse hinaus.

Diese große Geschäftsscene gewährt mir eine unendliche Abwechselung ernster und belehrender Unterhaltung. Als warmer Freund der Menschen empfinde ich immer ein unaussprechliches Vergnügen bei dem Anblick einer in gedeihlichen, glücklichen Verhältnissen lebenden Bevölkerung, und dies geht so weit, daß ich mich bei öffentlichen Feierlichkeiten zuweilen der Freudenthränen nicht enthalten kann. So muß es mich denn natürlich sehr froh machen, eine so große Anzahl

von Leuten zu sehen, die, indem sie ihr eignes Vermögen vergrößern, zugleich den allgemeinen Wohlstand heben, die Reichthümer für ihre Familien anhäufen, indem sie Dinge in's Land bringen, die uns fehlen, und ausführen, was im Ueberfluß bei uns vorhanden ist.

Es scheint fast, als hätte die Natur ihre Gaben gerade deshalb mit besonderer Sorgfalt über die verschiedenen Theile der Erde ausgestreut, um die Völker zu einem gegenseitigen Austausch zu zwingen, die Eingeborenen der verschiedenen Theile der Erdkugel gewissermaßen von einander abhängig zu machen, und sie durch ein gemeinsames Interesse zu verbinden. Fast jeder Breitegrad producirt etwas nur ihm Eigenthümliches, und nicht selten liefert uns das eine Land ein Nahrungsmittel, zu dem ein anderes die Sauce giebt. Die Früchte Portugals werden durch das Product von Barbados verbessert; der Aufguß einer chinesischen Pflanze mit dem Mark eines indischen Rohres versüßt. Die Erzeugnisse der phillipinischen Inseln würzen unsere Getränke; der Anzug einer Dame von Stande ist oft das Product von hundert Klimaten. Ihr Muff und ihr Fächer stammen aus den entgegengesetzten Enden der Welt. Ihr Shawl ist aus der tropischen Zone und ihr Pelzkragen aus den Polargegenden. Das Brocatkleid hat seinen Ursprung in den Goldminen von Peru und das Diamanthalsband im Inneren von Hindostan.

Betrachten wir unser eignes Vaterland, wie die Natur es geschaffen, ohne die Wohlthaten und Vortheile, welche der Handel ihm gewährt, so werden wir mit Erstaunen sehen, welches unfruchtbare und unerfreuliche Stück Erde uns zu Theil geworden ist. Die Naturgeschichte lehrt uns, daß ursprünglich außer Hagebutten und Mehlbeeren,*) Eicheln, Erdnüssen und anderen Delicatessen dieser Art keine Frucht bei uns wuchs; daß unser Klima an und für sich, ohne Hilfe der Kunst, der Pflaume keinen größeren Werth geben würde als der Schlehe, und den Apfel keine größere Vollkommenheit erreichen ließe als die des Holzapfels. Unsere Melonen und Pfirsichen, unsere Feigen, Aprikosen und Kirschen stammen aus anderen Ländern, sind zu verschiedenen Zeiten bei uns eingeführt und dann in unseren englischen Gärten akklimatisirt worden. Sie würden aber sämmtlich verwildern und ausarten, wenn man sie ohne Pflege nur der Barmherzigkeit des

*) Frucht des Weißdorns. A. d. Uebers.

Bodens und der Sonne überließe. Der Handel mit dem Auslande hat unsere Pflanzenwelt eben so sehr bereichert, wie er überhaupt das Aussehen der Natur, die uns umgiebt, verändert hat. Unsere Schiffe sind mit den Producten jedes Klimas beladen, unsere Tafeln sind mit Gewürzen, mit Oel und Wein versehen, unsere Zimmer mit chinesischen Pyramiden und japanischen Arbeiten geschmückt, unser Morgentrank kommt aus den fernsten Winkeln der Erde. Wir heilen unsere Krankheiten mit Medicamenten aus Amerika und ruhen unter indischen Thronhimmeln. Mein Freund, Sir Andreas nennt die französischen Weinberge unsere Gärten, die Specerei-Inseln unsere Treibhäuser, die Perser unsere Seidenweber und die Chinesen unsere Porzellanfabrikanten. Die Natur giebt uns nur das zum Leben Unentbehrliche, der Handel liefert uns in großer Abwechselung das Nützliche und Angenehme und versorgt uns mit allem Schmuck und jeder Bequemlichkeit des Lebens. Das sind aber noch nicht alle seine Vortheile. Der Handel macht es uns möglich, die Producte des fernen Südens und Nordens zu genießen, ohne daß wir von den extremen Klimaten, die sie hervorbringen, zu leiden haben, und so erfrischen wir unsere Augen an den grünen Triften Englands, während wir unsern Gaumen an den Früchten laben, die unter tropischem Himmel gereift sind.

Aus alledem geht hervor, daß die menschliche Gesellschaft keine nützlicheren Mitglieder hat als die Kaufleute. Sie verbinden die Nationen durch gegenseitige Dienste unter einander, vertheilen die Gaben der Natur aller Länder, schaffen Arbeit für die Armen und vermehren den Reichthum der Reichen sowie den Glanz der Großen. Unsere englischen Kaufleute verwandeln das Zinn des eigenen Landes in Gold und vertauschen seine Wolle gegen Edelsteine. Die Muhamedaner kleiden sich in unsere englischen Stoffe, und die Bewohner kalter Zonen wärmen sich mit den Vließen unserer Schafe. Ich habe mir zuweilen, wenn ich auf der Börse war, vorgestellt, daß einer unserer alten Könige in eigener Person dort stehe, wo wir ihn im Bilde sehen, und auf die Menschenmenge hinabschaue, welche sich hier täglich versammelt. Wie würde er erstaunt, sein zu hören, daß man auf diesem kleinen Stücke seines ehemaligen Reiches alle Sprachen der Welt spricht; mit welcher Verwunderung würde er sehen, wie so mancher Privatmann, der seiner Zeit Vasall irgend eines mächtigen

Barons gewesen wäre, wie ein Fürst Verträge abschließt, bei denen es sich um größere Summen handelt, als sich vordem im königlichen Schatz befunden. Der Handel hat, ohne unser Gebiet zu vergrößern, unsere Macht erhöht. Er hat die Zahl der Reichen vermehrt, den Werth des Bodens unglaublich gesteigert und uns aus anderen Ländern Vortheile zugeführt, die wenigstens von eben so großem Werthe sind, als dieser Boden selbst.

XVIII.

(Der Wittwenclub.)

......Paulatim abolere Sichaeum
Incipit, et vivo tentat praevertere amore
Jampridem resides animos desuetaque corda.
Virgil.

.....Fängt nach und nach den Sichäus
An zu vertilgen. Versucht, mit lebendiger Liebe der Dido
Lange schon träges Gemüth und entwöhntes Herz zu gewinnen.
(Trauer.)

Mein Herr!

Ich bin ein großer, breitschulteriger, unternehmender, schwarzer Bursche und hielt mich zum Mann einer reichen Wittwe sehr geeignet, aber obgleich ich mein Glück seit beinahe drei Jahren versuche, ist es mir dennoch nicht möglich gewesen, eine einzige davon zu überzeugen. Meine Angriffe waren in der Regel anfänglich von Erfolg begleitet, aber jedesmal, wenn ich das Wort „heirathen" aussprach, war Alles vorüber. Obwohl es mir nun nicht gelungen ist, auf diese Weise mein Glück zu machen, so habe ich doch Erfahrungen gesammelt und Geheimnisse ergründet, die jenen unglücklichen Männern von Nutzen sein können, welche man gewöhnlich mit dem Namen „Wittwenjäger" zu bezeichnen pflegt, und die vielleicht nicht wissen, daß diese Art von Frauen eben so viel wie sie selbst über ihre Eroberungen zu sprechen pflegen. Ich werde Euch deshalb in die Mysterien eines gewissen weiblichen Geheimbundes einweihen, welcher sich der „Wittwenclub"

nennt und neun wohlerfahrene Damen umschließt, die sich einmal in der Woche rings um einen großen ovalen Tisch versammeln.

1) Die Frau Präsidentin. Sie ist eine Frau, die, nachdem sie mit sechs Männern fertig geworden, sich entschlossen zeigt, einen siebenten zu nehmen, weil sie der Meinung lebt, daß es eben so verdienstlich sei, einen siebenten Ehemann zu besitzen wie einen siebenten Sohn. Ihre Mitschwestern sind folgende:

2) Mrs. Snapp. Diese Dame hat von vier verschiedenen Männern, die aus vier verschiedenen Provinzen stammten, vier Wittwensitze. Sie steht gegenwärtig in Begriff, sich mit einem Gentleman aus Middlesex zu verheirathen, weil es, wie man sagt, ihr Ehrgeiz ist, in allen Grafschaften Englands, diesseits des Trent, Grundbesitzerin zu werden.

3) Mrs. Medlar, die, nachdem sie zwei Männer und einen Liebhaber verloren, jetzt mit einem alten sechzigjährigen Wittwer vermählt ist. In Folge eines Berichts, den sie nach einwöchentlichem Zusammenwohnen mit ihrem Manne im Club abstattete, wurde es ihr ferner erlaubt, sich als Wittwe zu betrachten und in Folge dessen ihren Platz am Tische zu behalten.

4) Die Wittwe Quick, welche sich vierzehn Tage nach dem Tode ihres letzten Mannes wieder verheirathete. Die Trauerkleider, welche sie bereits dreimal getragen, sind noch so gut wie neu.

5) Lady Katharine Swallow. Sie wurde mit achtzehn Jahren zum ersten Male Wittwe und hat seitdem einen zweiten Ehemann und zwei Kutscher begraben.

6) Lady Waddle. Wurde mit fünfzehn Jahren an den zweiundsiebenzigjährigen Edelmann Simon Waddle verheirathet, von welchem sie, neun Monate nach seinem Tode, Zwillinge hatte. In ihrem fünfundfünfzigsten Jahre heirathete sie den Squire James Spindel, der einundzwanzig Jahr alt war und die Flitterwochen nicht überlebte.

7) Deborah Conquest. Der Fall dieser Dame ist ein etwas eigenthümlicher. Sie ist Wittwe von Sir Sampson Conquest, der einige Zeit das Amt eines Friedensrichters bekleidete. Sir Sampson war sieben Fuß hoch und, von einer Seite der Schulter zur andern, zwei Fuß breit. Er hatte drei Frauen nach einander geheirathet, die alle im Kindbett starben. Dies erschreckte das ganze Geschlecht,

und keine wollte es mehr mit Sir Sampson wagen. Endlich unternahm es Deborah, und sie zeigte sich ihm so gewachsen, daß sie ihn nach Verlauf von drei Jahren los war und seine Länge in der Erde abmessen ließ. Dies Unternehmen verschaffte ihr im Club einen solchen Ruf, daß man Sir Sampson's drei Siege ihr zu Gute rechnete, ihr die Würde einer vierfachen Wittwenschaft zusprach und einen dieser Würde entsprechenden Platz am Tische anwies.

8) Mrs. Wildfire, Wittwe von Mr. John Wildfire, einem Fuchsjäger, der, als er einst über ein hohes Gatterthor setzte, den Hals brach. Sie nahm sich seinen Tod so sehr zu Herzen, daß man auch für ihr Leben hätte fürchten müssen, wenn sie nicht in ihrem Gram durch einen jungen Herrn aus der Nachbarschaft Zerstreuung gefunden hätte, der ihr schon im zweiten Monat ihrer Wittwenschaft den Hof machte. Nach vierzehn Tagen wurde dieser Gentleman indessen durch einen jungen Templer verdrängt, welcher sie sechs Wochen besaß, der nach dieser Zeit aber von einem verabschiedeten Officier ersetzt wurde, welcher letztere wiederum einem Herrn vom Hofe Platz machte. Der Hofherr behauptete zwar seine Stellung als Günstling nicht länger als sein Vorgänger, aber er hatte das Vergnügen, eine lange Reihe von Nachfolgern zu erleben, welche die Wittwe Wildfire bis in ihr siebenunddreißigstes Lebensjahr umgaben. Dann trat eine zehnjährige Pause ein, nach welcher der Bandhändler John Felt sich in den Kopf setzte, in sie verliebt zu sein; ja, man sagt, daß er sie vielleicht sehr bald dem Club entführen wird.

9) Die letzte ist die hübsche Frau Rummet, die ihres ersten Mannes Herz brach, ehe sie sechzehn Jahre alt war. Sie trat um diese Zeit in den Club, verließ ihn indessen bald wieder zu Gunsten eines zweiten Ehemannes, mit dem sie aber so kurzen Proceß machte, daß sie, ehe noch zwölf Monate vergangen waren, ihren Platz wieder einnahm. Diese junge Wittwe wird als eins der hervorragendsten Mitglieder der Gesellschaft betrachtet, und hat alle Aussicht, dereinst den Sitz der Präsidentin einzunehmen.

Diese Damen beschlossen bei ihrem ersten Zusammentritt, die Bilder ihrer verstorbenen Männer im Clublocale aufzuhängen, aber als zwei von ihnen ihre Todten in Lebensgröße herbeibrachten, bedeckten diese allein sämmtliche Wände. Man faßte deshalb eine zweite Resolution, nach welcher jede Wittwe ihr eigenes Portrait für

den Club malen und ringsum mit den Miniaturen ihrer seligen Männer verzieren lassen sollte.

Da viele von den Mitgliedern der Gesellschaft das Mißgeschick haben, an der Kolik zu leiden, so sind sie dafür besorgt gewesen, einen anständigen Keller herzstärkender Mittel und gebrannter Wasser anzulegen. Wird ihnen nach Genuß derselben weinerlich zu Muthe, so sind sie gern bereit, ihren Dahingeschiedenen eine Thräne zu widmen. Fragt man sie aber, welchen ihrer Gatten sie betrauern, so sind sie nicht im Stande, das anzugeben, und gestehen endlich offen, daß sie nicht sowohl den Verlust eines Ehemannes beweinen, sondern vielmehr den Mangel eines solchen.

Das erste Gesetz, welches die ganze Gesellschaft sich auferlegt hat, ist das, den ehelosen Stand bei jeder Gelegenheit laut zu loben, um das weibliche Geschlecht vom Heirathen abzuschrecken und so wo möglich alle Männer für sich zu behalten.

Die Mitglieder verpflichten sich ferner, wenn sich ein Bewerber nähert, seinen Namen sofort dem Club mitzutheilen, so daß die Gesellschaft in den Stand gesetzt wird, sich nach seinem Ruf, seiner Persönlichkeit, seinen Vermögensverhältnissen und seinem Charakter zu erkundigen. Findet man ihn für eine Clubschwester geeignet, so sucht man ihn mit vereinigten Kräften festzuhalten. Die Damen sind auf diese Weise mit allen Wittwenjägern der Stadt bekannt geworden, und das gewährt ihnen nicht selten den angenehmsten Zeitvertreib. Ich kenne einen irischen Edelmann, der von diesem Bunde noch immer nichts zu ahnen scheint, obgleich er bereits sämmtlichen Mitgliedern desselben den Hof gemacht hat.

Die Unterhaltung der Clubschwestern dreht sich nicht selten um ihre früheren Männer, und es ist wirklich ergötzlich, sie von den verschiedenen Kunstgriffen und Kriegslisten erzählen zu hören, durch welche sie den Eifersüchtigen erheiterten, den Aufbrausenden besänftigten oder den Gutmüthigen hintergingen, bis sie endlich Alle, um uns der im Club gebräuchlichen Redensart zu bedienen, „mit den Füßen voran aus dem Hause schickten."

Die Politik, welche von diesem Club weiblicher Machiavellisten befolgt wird, läuft zunächst auf zwei Punkte hinaus: erstens, wie ein Liebhaber anzulocken, und zweitens, wie ein Ehemann zu beherrschen ist. Der Kunstgriffe für den ersteren Zweck sind zu viele, als daß ich sie

in diesem Briefe aufzählen könnte, ich muß mir dies für einen andern Tag versparen.

Die Behandlung des Mannes aber gründet sich auf folgende vom ganzen Club acceptirte Grundsätze. Man lasse ihn niemals die Oberhand gewinnen. Man erlaube ihm keine zu großen Freiheiten und Vertraulichkeiten. Man lasse sich von ihm nicht behandeln wie ein unerfahrenes Mädchen, sondern behaupte die Würde einer Frau, welche die Welt kennt. Ferner lasse die Frau von ihren etwaigen früheren Ansprüchen an Luxus nichts fallen. Sie lobe die Freigebigkeit ihrer früheren Männer eifrig und empfehle sie dem Nachfolger. Sie schaffe alle seine alten Freunde und Diener ab, damit sie ihren lieben Mann allein habe. Sie bringe ihn dazu, unehrerbietige Kinder aus früheren Ehen zu enterben. Sie scheine nie überzeugt von seiner Liebe, bis er ihr seine ganze bewegliche und unbewegliche Habe geschenkt hat.

Nach einem so langen Briefe zeichne ich mich ohne weitere Ceremonie als Euren gehorsamen Diener ꝛc.

XIX.

Castigata remordent.
Juvenal.

Gezüchtigte beißen wieder.

Der Brief über den Wittwen-Club hat mir mehrere Antwortschreiben eingetragen, darunter auch die nachstehende umfängliche Zuschrift der Präsidentin desselben:

Mein Herr!

Ihr habt beliebt, Euch — und wie Ihr glaubt in sehr witziger Art — über uns Wittwen lustig zu machen. Namentlich scheint der Umstand, daß wir uns so bald über den Tod unserer Ehehälften zu trösten wußten, sowie die Zahl der Heirathen, die wir abschlossen, Euren Spott herausgefordert zu haben, aber Ihr berücksichtigt nicht,

welche Männer es waren, die wir begruben, und wie wenig Ursache wir hatten, uns um ihren Verlust zu grämen.

Ich, die Präsidentin, wie Ihr mich zu nennen beliebt, wurde durch meinen Oheim und Vormund — wie ich später erfuhr, für den Preis eines Drittels von meinem Vermögen — mit meinem ersten Manne verheirathet, als ich vierzehn Jahre alt war. Mein Gemahl betrachtete mich als ein Kind, das er ganz nach eigenem Gefallen erziehen könnte, und wenn er mein Kammermädchen vor meinen Augen küßte, setzte er voraus, daß ich zu unwissend sei, um Uebles dabei zu denken. Kam er morgens früh total betrunken nach Hause, so war das die Weise aller Männer, die in der großen Welt lebten.

Von meinem Gelde bekam ich keinen Pfennig zu sehen, denn wie sollte ich armes junges Ding verstehen, damit umzugehen? Mein Mann nahm eine hübsche Cousine in's Haus, welche, wie er sagte, den Haushalt leiten und die Dienerschaft beaufsichtigen sollte, denn wie hätte man mir zutrauen können, daß ich selbst mein Hauswesen und meine Familie zu regieren vermöchte? Sie erhielt so viel Geld, als sie wollte, was ich bei der Mühe, die sie sich zu meinem Besten gab, nicht mehr als recht und billig fand, auch war ich nicht so tadelsüchtig, daß ich die Vertraulichkeit und Liebe zwischen Verwandten hätte mißbilligen sollen.

Ich gestehe, daß ich die Feigheit hatte, Alles zu dulden, aber ich war kein so unwissendes Kind, um mich täuschen zu lassen. Ich rächte mich für die Geringschätzung, die ich erfuhr, so gut ich konnte, und wie die meisten armen, passiven, hintergangenen Frauen zu thun pflegen, bis es dem Himmel gefiel, mich von meinen Tyrannen zu erlösen und mich in den freien Besitz meines Vermögens und eines bedeutenden Witthums zu setzen.

Meine Jugend und mein Geld lockten nun eine Menge Bewerber an — ja einige versuchten sogar schon während der letzten Krankheit meines Mannes ein zärtliches Interesse für sich in meinem Herzen zu erregen. Der ehrenwerthe Edward Waitfort gehörte zu den Ersten, die sich mir näherten. Er wurde durch eine Cousine aufmerksam auf mich gemacht, die meine vertraute Freundin war und bis auf den Heller wußte, was ich besaß. Mr. Waitfort war ein sehr angenehmer Mann, und Jeder würde ihn geliebt haben, wenn man

nicht gar zu bald bemerkt hätte, daß alle seine Zärtlichkeit und Hochachtung bereits durch ein nicht zu übertreffendes Subject in Anspruch genommen wurde, das Niemand anders war als er selbst.

Mr Waitfort hegte keinen Zweifel, daß ich ihn nach vier bis fünf Monaten heirathen würde, und begann sich mit so großer Zuversicht zu benehmen, daß es meinen Stolz reizte, ihn nicht sogleich fort zu schicken. Ganz im Gegentheil hörte ich aus reiner Schadenfreude seine erste Erklärung mit so unschuldiger Ueberraschung und so reizendem Erröthen an, daß sein Herz davon gerührt wurde, und er mich für das harmloseste und einfältigste Ding von der Welt hielt. Wenn aber ein Mann diese Meinung von einer Frau hat, so liebt er sie mehr als er glaubt. Ich war entzückt, mich für seine Absichten auf mein Vermögen rächen zu können, und da ich fand, daß ich die Macht besaß, ihm Herzensqualen zu bereiten, so nahm ich mir vor, meinen Sieg zu vervollständigen, indem ich mehrere andere Bewerber ermuthigte.

Der erste Eindruck der Harmlosigkeit, den ich auf Mr. Waitfort gemacht hatte, war indessen so stark, daß er die Schaar meiner Anbeter nur auf Rechnung meiner unwiderstehlichen Reize setzte und aus meinem Erröthen und meinen Blicken schloß, er habe sich als den Begünstigten zu betrachten. Wenn ich ihn zu meinem Vergnügen wie einen Hund behandelte, so hielt er das für Aengstlichkeit und Klugheit, und als ich endlich, um den Wünschen meiner Freunde nachzukommen, den sechzigjährigen Sir Nicolaus Fribble heirathete, beklagte er mich nur um der Gewalt willen, die ich meinen eigenen Neigungen anthat.

Ihr kennt die Verhältnisse der Mrs. Medlar und werdet nicht verlangen, daß ich mir um eines Mannes wie Sir Nikolaus Fribble's willen die Augen hätte aus dem Kopfe weinen sollen. Ich vergoß bereits eine Woche nach der Hochzeit, meiner Wittwenschaft wegen, Thränen genug, und als man ihn in sein Grab legte, hatte ich schon seit zwei Jahren Ursache gehabt ihn als todt und mich als Wittwe zu betrachten. Ich heirathete deshalb drei Wochen später seinen nächsten Erben, den Squire John Sturdy. Einen Moment hatte ich in der That daran gedacht, Mr. Waitfort zu nehmen, aber ich fand, daß er noch warten konnte, und außerdem hielt er es für unanständig, mir seine Hand

anzubieten, ehe das Trauerjahr abgelaufen war. Ich bestimmte ihn also in der Stille zu meinem Vierten und nahm für diesmal John Sturdy.

Würden Sie glauben, Sir, daß, obgleich mein Mann damals fünfundzwanzig Jahr alt, gegen sechs Fuß hoch und der rüstigste Fuchsjäger in der Grafschaft war, ich dennoch meinen alten Fribble zurück wünschte? Den Tag über jagte Sturdy hinter seinen Hunden her und selbst des Nachts und bei Tische behielt er sie als seine Gesellschafter bei sich. Dessen ungeachtet halte ich mich den Thieren zu Dank verpflichtet, denn sie führten ihn den Weg, auf welchem er endlich den Hals brach.

Waitfort begann nun auf's Neue, mir Aufmerksamkeiten zu erweisen, und wahrscheinlich würde ich ihn jetzt auch geheirathet haben, wenn ihm nicht ein junger Gardeofficier zuvor gekommen wäre, der bereits zwei oder drei meiner Freundinnen verführt hatte, und auf dessen Bewerbung ich deshalb ein wenig eitel war. Mr. Waitfort hörte davon und schickte mir eine so beleidigende Epistel über das Betragen der Frauen, daß ich rein ihm zum Trotze noch selbigen Tages den Officier heirathete. Eine halbe Stunde, nachdem die Vermählung stattgefunden, empfing ich ein Schreiben von dem ehrenwerthen Mr. Waitfort, in welchem er mich um Entschuldigung seiner Leidenschaftlichkeit bat, die nur aus der Heftigkeit seiner Liebe hervorgegangen wäre. Ich triumphirte, als ich das las, und konnte mir im Stolze meines Herzens selbst nicht versagen, den Brief meinem neuen Ehegespons zu zeigen. Wir belustigten uns zusammen darüber, aber ach, meine Freude währte nur kurze Zeit. Mein junger Ehemann steckte, als er mich nahm, tief in Schulden, und das Erste, was er nach unserer Verheirathung that, war, daß er einen vergoldeten Wagen mit sechs Pferden und sechs Dienern anschaffte. Ich hatte mich zu eilig verheirathet, um mir die eigene Verwaltung meines Vermögens zu sichern. Mein baares Geld war in zwei Nächten verspielt und mein Diamant-Halsband, das mir, ich wußte nicht wie, gestohlen worden, sah ich eines Tages auf der Straße an Jenny Wheedle's Halse. Mein Silbergeschirr verminderte sich von Tag zu Tage, und ich würde mich endlich völlig auf Zinn reducirt gesehen haben, wenn mein Officier nicht im Duell getödtet worden wäre, und zwar durch einen Menschen, der ihn um fünfhundert Pfund betrogen hatte und der dann, auf

sein eigenes Verlangen, ihn und mich zufrieden stellte, indem er ihm seinen Degen durch den Leib rannte.

Mr. Waitford gestand mir jetzt, daß er mich noch immer liebe, und rieth mir, um der Befürchtung eines Mißbrauchs meines Vermögens vorzubeugen, die Verwaltung desselben in meinen eigenen Händen zu behalten — aber leider begannen meine Freunde jetzt, mich um seiner Treue willen zu beglückwünschen. Meine Reize waren im Abnehmen begriffen, und ich konnte dem Verlangen nicht widerstehen, den jungen Dämchen der Stadt zu zeigen, daß es noch immer in meiner Macht stand, einem Manne wehe zu thun. Dies sowie die heimliche Hoffnung, daß sich Mr. Waitfort um meinetwillen aufhängen würde, und der Gedanke, welche Ehre das für mich wäre und wie man mich darum beneiden müßte, ließ mich einwilligen, die dritte Frau Lord Friday's zu werden.

Ich glaubte, daß ich nun, im Besitz eines hohen Ranges und großen Vermögens, ein Leben in Glanz und Herrlichkeit führen würde, aber wie sehr sah ich mich getäuscht! Mein Mann war weder verschwenderisch, noch boshaft oder lüderlich, und dennoch litt ich mehr mit ihm, als mit allen Anderen. Er war Hypochonder und zwang mich, den ganzen Tag bei ihm zu sitzen und die Erzählung seiner eingebildeten Leiden anzuhören. Es war unmöglich, zu sagen, was ihm hätte Vergnügen machen können. Was ihm gefiel, wenn die Sonne schien, verdroß ihn, sobald es regnete. Er war nicht krank, aber er lebte in beständiger Furcht vor allen möglichen Krankheiten. Mein guter Genius ließ mich ihm endlich den Doctor Gruel zuführen, und von diesem Tage an war er zufrieden, denn er hatte jetzt für jedes Uebel einen Namen. Der gute Doctor gab ihm für jedes seiner Leiden einen Grund an und verschrieb für jede Einbildung, die ihn beunruhigte, ein Recept. Bei heißem Wetter lebte mein Mann nur von kühlenden Getränken und ließ sich Blut abzapfen, um etwaigen drohenden Fiebern vorzubeugen. War der Himmel bewölkt, so befürchtete er eine Abzehrung, und — um die Erzählung dieser unglückseligsten Episode meines Lebens kurz zu machen — es gelang dem Lord wirklich, seine gute Gesundheit durch die unausgesetzten Bestrebungen, sie zu verbessern, zu Grunde zu richten. Er nahm eine Menge Medicamente, die endlich das Mittel wurden, ihn und auch mich von allen Uebeln zu erlösen.

Nach seinem Tode durfte ich kaum erwarten, noch einmal etwas von Mr. Waitfort zu hören. Ich wußte, daß er allen meinen Freunden gegenüber auf mich Verzicht geleistet, daß er sich sehr witzig über meine Wahl geäußert und mit anscheinender Gleichgiltigkeit darüber gesprochen hatte. Ich gab es auf, an ihn zu denken. Man sagte mir außerdem, daß er einer hübschen Frau mit großem Vermögen den Hof mache, und das betrübte mich ein wenig, aber doch nicht genug, um den Rath meiner Cousine Wishwell in den Wind zu schlagen, die mich am Begräbnißtage meines Mannes besuchte. Sie sagte mir, sie wisse aus eigener Erfahrung, daß nichts so geeignet sei, sich einen ungetreuen Liebhaber und einen theuren Ehemann aus dem Sinne zu schlagen, als eine neue Heirath, und zugleich empfahl sie mir zu diesem Zwecke einen ihrer Verwandten. „Ihr habt die Welt genug kennen gelernt,“ sagte sie, „um zu wissen, daß Geld überall die Hauptsache ist. Er ist sehr reich und kann nicht mehr lange leben, denn er hat einen Husten, der ihn bald hinraffen muß.“ Späterhin habe ich freilich erfahren, daß sie zu ihm dasselbe von mir gesagt hatte, aber ich ließ mich doch durch sie überreden und beschleunigte meine Verehelichung so viel als möglich, weil ich fürchtete, er möchte vorher sterben. Er hegte dieselbe Besorgniß und wurde so dringend, daß ich versprach, ihn nach vierzehn Tagen zu heirathen, unter der Bedingung, daß wir unsere Vermählung dann noch andere vierzehn Tage geheim hielten.

Während dieser zwei Wochen machte mir Mr. Waitfort einen Besuch. Er sagte mir, daß er schon früher gekommen sein würde, wenn der Respect ihn nicht abgehalten hätte, mich schon in den ersten Tagen des Schmerzes um meinen theuren Lord zu stören, daß er aber, sobald er gehört, ich sei frei und könne eine neue Wahl treffen, eine andere, in pecuniärer Beziehung sehr vortheilhafte Verbindung abgebrochen hätte. Er fügte hinzu, daß er jetzt noch viel verliebter in mich sei als früher.

Ich glaube nicht, daß ich je im Leben ein größeres Vergnügen empfunden habe als bei dieser Erklärung, aber ich blieb völlig ernsthaft. Ich sagte ihm, daß die Nachricht von jenem Engagement mich im tiefsten Herzen getroffen hätte, und daß ich in eifersüchtigem Zorne einen Mann geheirathet, an den ich nie gedacht haben würde, wenn ich nicht alle Hoffnungen auf seinen (Waitfort's) Besitz hätte

aufgeben müssen. Es schien, als ob der gute Mann bei dieser Nachricht todt zu Boden sinken sollte, aber er entfernte sich dennoch mit einer Miene, welche mir verrieth, daß er die ganze Schuld auf sich nahm und den Freunden fluchte, die ihm zu der andern unglücklichen Werbung gerathen hatten. Er schien mein Mißgeschick eben so sehr zu beklagen wie sein eigenes, denn er zweifelte keinen Augenblick, daß ich ihn leidenschaftlich liebte.

Mein Ehemann gab mir, um die Wahrheit zu sagen, bald Ursache, zu bereuen, daß ich nicht auf Waitfort gewartet. Er hatte mich meines Vermögens wegen geheirathet, und nur zu bald kam ich dahinter, daß er das Geld leidenschaftlich liebte. Er hätte Alles gethan, um Geld zu gewinnen, Alles ertragen, um es zu behalten. Die kleinste Ausgabe raubte ihm den Schlaf, und wenn er eine Rechnung bezahlen mußte, so geschah es mit so vielen Seufzern und wurde so lange aufgeschoben, als handelte sich's um den Verlust eines Gliedes von seinem Körper. Ich hörte, was ich auch immer thun mochte, nichts als Vorwürfe über Verschwendung, und sicherlich würde er mich haben verhungern lassen, wenn er dadurch nicht um mein Leibgedinge gekommen wäre. So stand er Todesqualen aus zwischen dem Aerger, den ihm mein guter Magen bereitete, und der Befürchtung, daß meine Gesundheit leiden möchte, wenn er mich hungern ließe. Er würde mich aber dennoch endlich in's Grab gebracht haben, wenn ich nicht in erlaubter Selbstvertheidigung vorgezogen hätte, ihn unter die Erde zu bringen.

Der Weg dazu war sehr einfach. Ich beschloß, so viel Geld auszugeben als nur immer möglich, und erschien eines Tages, ohne daß er auf diesen Schlag vorbereitet war, mit einem Diamanthalsband, welches zweitausend Pfund kostete. Er sagte nichts, sondern ging still in sein Zimmer und vergiftete sich, wie man glaubt, mit einer Gabe Opium. Ich benahm mich bei dieser Gelegenheit so klug, daß ich noch heute die Ueberzeugung festhalten darf, er sei am Schlagfluß gestorben.

Mr. Waitfort war diesmal fest entschlossen, nicht wieder zu spät zu kommen, und ich empfing schon nach zwei Tagen eine Botschaft von ihm. Die Trauerzeit ist jetzt, wo ich dies schreibe, so ziemlich vorüber, und ich bin nun wirklich sehr zweifelhaft, ob ich ihn heirathen soll oder nicht. Ich denke nicht aus dem lächerlichen Grunde, den

Ihr angebt, an den siebenten Mann, sondern aus reiner Menschenliebe. Es scheint mir, daß so viel Beharrlichkeit belohnt werden müßte, — obgleich ich es vielleicht nicht thun werde.

Wie aber die Menschen mir zumuthen können, dem Andenken eines meiner dahingeschiedenen Ehemänner die Treue zu bewahren, begreife ich nicht. Wie sollte ich es wohl machen, mich im Gram um einen frechen oder unbedeutenden, einen gleichgiltigen oder verschwenderischen, hypochondrischen oder geizigen Mann zu verzehren? Mein erster Mann verhöhnte mich, mein zweiter konnte mir nichts sein, der dritte erfüllte mich mit Ekel, der vierte würde mich ruinirt haben, der fünfte quälte mich, der sechste hätte mich gern verhungern lassen.

Sollten die übrigen Damen, deren Namen Ihr genannt habt, späterhin gleichfalls eine Schilderung ihrer Ehemänner liefern, so würdet Ihr Euch überzeugen, daß sie eben so wenig Ursache haben wie ich, ihre Zeit mit Weinen und Klagen um die Todten zu verschwenden.

XX.

(Project zu einer großen Oper.)

> Sit mihi fas, audita loqui! —
>
> Virg.
>
> Es sei mir erlaubt, das Gehörte zu reden.
>
> (Trauer.)

Als ich gestern Abend ein Kaffeehaus in der Nähe des Haymarket-Theaters besuchte, unterhielt ich mich eine halbe Stunde damit, einem Manne zuzuhören, der seinem abgetragenen Anzuge, seiner überspannten Ansichten und seiner heftigen Redeweise nach zu jener Menschenklasse zu gehören schien, die man mit dem Namen Projectenmacher bezeichnet.

Dieser Gentleman — denn als solcher wurde er von seinem

Auditorium behandelt — unterhielt einen ganzen Tisch voll Zuhörer mit dem Plan zu einer neuen Oper, deren Erfindung ihm, wie er sagte, nicht mehr als zwei oder drei Vormittage gekostet hatte, und die er zur Aufführung zu bringen gedachte, vorausgesetzt, daß er seine Rechnung dabei fände. Er sagte: es hätte sich ihm die Bemerkung aufgedrängt, daß es für Damen mit zu viel Mühe und Unbequemlichkeit verbunden wäre, wenn sie von einer der oft in den verschiedensten Stadttheilen befindlichen Schaustellungen zur andern gehen müßten. In der That sind die tanzenden Affen in dem einen Stadtviertel zu sehen, das Puppentheater im andern, die Oper im dritten, von den Löwen gar nicht zu sprechen, die fast eine Tagereise von den eleganteren Gegenden der Stadt entfernt sind. Durch diesen Umstand werden die Leute von Stande gezwungen, den halben Winter in der Stadt mit der Besichtigung der Merkwürdigkeiten zu verlieren, und unser Projectenmacher hatte beschlossen, diesem großen Uebelstande ein Ende zu machen. Er zog aus seiner Tasche den Plan zu einer Oper hervor, betitelt: „Die Kriegszüge Alexander's des Großen," in welche alle bemerkenswerthen Schaustellungen der Stadt, als Scenen und Decorationen verflochten werden sollen. Der Gedanke war, wie er gestand, nicht ganz sein eigen, sondern durch einige Vorstellungen unserer Bühne in ihm angeregt worden. Er hatte in einer derselben einen Guckkasten gesehen, in einer zweiten einen Leitertanz, in noch anderen einen Gymnastiker, ein bewegliches Bild und andere Merkwürdigkeiten ähnlicher Art.

Der Kriegszug Alexander's soll durch eine Befragung des Delphischen Orakels eröffnet werden. Hierbei wird der seit einigen Jahren so vielfach von Leuten der guten Gesellschaft aufgesuchte Zauberer*) Gelegenheit finden, sich zu produciren. Zugleich soll in einem andern Winkel des Tempels Clinch von Barnet erscheinen und aus Freude über des Königs Ankunft die Glocken läuten. Das Zelt des Darius wird durch die erfindungsreiche Mrs. Salmon bevölkert, und Alexander verliebt sich daselbst in eine die schöne Statira vorstellende Wachsfigur. Der Held kommt dann in das Land, von welchem Quintus Curtius erzählt, die Hunde wären

*) Der schon früher erwähnte Dunkan Campbell. A. d. Uebers.

dort so grimmig, daß sie ihre Beute nicht fahren ließen, selbst wenn man sie in Stücke zerhieb, und noch mit den Zähnen daran fest hielten, wenn nichts von ihnen mehr übrig wäre als das Maul. Hier soll dann ein Scene von Hockley in the Hole folgen, mit allen Lustbarkeiten dieses Vergnügungsortes, die Stierhetze etwa ausgenommen, die wegen der niedrigen Decke des Theaters nicht gut auszuführen ist. Die Wälder Asiens, welche Alexander zu durchstreifen hat, werden Gelegenheit geben, dem Zuschauer eine Anzahl Affen vorzuführen, die auf dem Seile tanzen und andere diesen possierlichen Geschöpfen eigene Kurzweil treiben. Zugleich können alle Arten merkwürdiger Thiere, die zufällig in der Stadt ausgestellt sind, gleichgiltig ob Vögel oder Vierfüßler, entweder frei zwischen den Bäumen herumlaufen, oder von einigen Eingeborenen Asiens über die Bühne getrieben werden. In der letzten großen Schlacht wird Pinkethman, auf einem Elephanten reitend, den König Porus darstellen, während Powell, der Alexander den Großen spielt, auf einem Dromedar erscheint. Mr. Powell wird übrigens gebeten, dies Thier Bucephalus zu nennen. Nach Beendigung dieser großen entscheidenden Schlacht, wenn die beiden Könige völlig ausgesöhnt sind, werden sie — um ihre Freundschaft und Uebereinstimmung darzuthun — gemeinschaftlich einem Puppenspiel beiwohnen, und hierbei soll der erfindungsreiche Mr. Powell jun. Gelegenheit haben, seine ganze Kunst in der Maschinerie zur Unterhaltung der beiden Monarchen aufzubieten. Einige der Anwesenden meinten zwar, ein Puppenspiel wäre wohl eigentlich kein passendes Vergnügen für Alexander den Großen, und es würde vielleicht, um dasselbe schicklich anzubringen, gerathen sein, man führte den Eroberer nach jenem Landstriche Indiens, der von den Pygmäen bewohnt sein sollte. Aber dieser Einwand wurde für kleinlich erklärt und der Vorschlag ohne Weiteres verworfen. Unser Projectenmacher fügte hinzu: die beiden Könige könnten sich nach ihrer Versöhnung gegenseitig zum Essen einladen, und Jeder könnte dann seinem Gast eine besondere Unterhaltung bieten: etwa die heidnischen Götter des deutschen Künstlers Pinkethman, oder was sonst gerade vorhanden wäre.

Das Project wurde mit großem Beifall von der ganzen Tafelrunde angenommen. Der Unternehmer sagte uns aber, er hätte

uns noch nicht die Hälfte seiner Absichten mitgetheilt. Da Alexander ein Grieche wäre, hätte er beschlossen, das ganze Stück in griechischer Sprache aufführen zu lassen. Dies würde gerade den Damen außerordentlich gefallen, besonders wenn man die Ausdrucksweise durch den jonischen Dialekt zu heben und zu veredeln suchte. Jedenfalls aber würde diese Neuerung dem gesammten Publikum sehr angenehm sein, da sicherlich noch weniger Leute Griechisch verständen als Italienisch. Die einzige Schwierigkeit wäre, die passenden Darsteller herbeizuschaffen, wenn man nicht etwa einige der Herren von der Universität dazu bringen könnte, daß sie singen lernten, um sich dadurch für die Bühne tauglich zu machen. Aber auch dieses Bedenken verstummte, als uns der Projectenmacher mittheilte, die Griechen wären heutzutage die einzigen Musiker im türkischen Reiche, und es würde deshalb für unsere Factorei in Smyrna ein Leichtes sein, uns alljährlich mit der türkischen Flotte eine Anzahl musikalischer Kräfte von dort zuzuschicken. „Außerdem,“ fügte er hinzu, „kann Lawrence, wenn es etwa an einer einzelnen Stimme in den unbedeutenden Theilen der Oper fehlen sollte, in vierzehn Tagen so gut Griechisch lernen, wie er Italienisch gelernt hat.“

Nachdem der Projectenmacher die Angelegenheit in dieser Weise zur allgemeinen Befriedigung festgestellt, verließ er seinen Sitz am Tische und nahm Platz am Feuer, wo ich zum Unglück Posto gefaßt hatte, um seinen Erklärungen zuzuhören. Ob er bemerkt, daß ich aufmerksamer gewesen war als gewöhnlich, weiß ich nicht, aber er hatte nicht über eine Viertelminute neben mir gestanden, als er sich plötzlich nach mir umwendete, mich bei einem Rockknopfe packte und folgendermaßen anredete: „Außerdem Sir, habe ich von einem außerordentlichen musikalischen Genie gehört. Der Mann lebt in der Schweiz und besitzt eine solche Federkraft in seinen Fingern, daß er den Resonanzboden einer Orgel wie eine Trommel klingen macht. Wenn ich im Stande wäre, für jeden Winter eine Subscription von etwa zehntausend Pfund zusammen zu bringen, so würde ich versuchen, ihn herüber zu ziehen und würde ihn contractmäßig verpflichten, Alles in Musik zu setzen, was auf der englischen Bühne gesungen werden soll.“ Nach diesen Worten sah er mir voll in's Gesicht und erwartete meine Antwort,

als zum Glück ein Gentleman, der das Kaffeehaus betreten hatte, während der Projectenmacher auf mich einsprach, bei Erwähnung des Schweizers mit einem kurzen Lachen ausrief: „Soll unsere Musik denn immer noch aus der Schweiz ihre Verbesserung erhalten?“ Dies erschreckte den Projectenmacher. Er ließ meinen Rockknopf fahren und wendete sich, um dem Fremden zu antworten. Ich aber benutzte seine Zerstreuung, die mir wie gerufen kam, legte meinen Penny auf den Schenktisch und ging eilig von dannen.

XXI.

Risu inepto res ineptior nulla est.

Mart.

Nichts so einfältig, als ein einfältig Lachen.

Unter allen Schreibarten ist keine, welche die Autoren so leicht mißverstehen, und keine, in welcher sie so begierig wären, sich auszuzeichnen, als die humoristische. Weder eine Einbildungskraft, die mit Ungeheuern schwanger geht, noch ein Kopf voll excentrischer Einfälle sind im Stande, die Welt mit humoristischen Werken zu erfreuen — und dennoch, wenn wir die Schöpfungen mancher Schriftsteller betrachten, die sich für Humoristen halten, welchen tollen, ungeregelten Phantasien, welchen unnatürlichen Verzerrungen des Gedankens begegnen wir! Wenn diese Leute Unsinn schwatzen, glauben sie humoristisch zu sein, und wenn sie irgend einen Entwurf voll widersinniger, unzusammenhängender Ideen niedergeschrieben haben, sind sie nicht im Stande, ihn durchzulesen, ohne selbst darüber zu lachen. Diese guten Leute versuchen, sich den Ruf von Witzköpfen und Humoristen durch Einfälle zu erwerben, deren Wunderlichkeit sie weit eher für Bedlam*) geeignet erscheinen läßt. Sie beobachten nicht, daß der Humor beständig von der Vernunft gezügelt werden muß, und daß er um so mehr der Leitung eines klaren Urtheils bedarf, je größere Freiheiten er sich selbst gestattet. Es giebt eine

---

*) Ein Irrenhaus in London, dessen Name zum Stichwort für Tollhaus überhaupt geworden ist. A. d. Uebers.

gewisse Naturwahrheit, welche in dieser Art Schöpfungen so gut beobachtet werden muß, wie in allen anderen, und eine gewisse Gesetzmäßigkeit des Denkens, durch welche sich der Schriftsteller als ein Mann von Verstand erweist, obwohl er sich nur den Eingebungen seiner Laune zu überlassen scheint. Lese ich statt dessen die aberwitzigen Schwänke eines ungeschickten Autors, so bin ich außer Stande, mich einer rohen Freude daran hinzugeben, und fühle mich weit eher geneigt, den Mann zu bedauern, als über seine Schriften zu lachen.

Der verstorbene Shadwell, der selbst mit humoristischem Talent reich begabt war, läßt in einem seiner Lustspiele einen hohlköpfigen Bruder Liederlich in das höchste Erstaunen gerathen, als er sagen hört, daß das Zerbrechen von Fensterscheiben kein Beweis von Humor ist, und ich bezweifle nicht, daß viele meiner englischen Leser eben so verwundert sein werden, wenn ich die Behauptung aufstelle, daß viele jener wahnwitzigen, zusammenhanglosen Schriften, welche unter allerhand seltsamen, phantastischen Titeln Verbreitung finden, sich weit eher als Erzeugnisse eines kranken Gehirns, denn als Schöpfung des Humors betrachten lassen.

Es ist übrigens viel leichter, zu sagen, was nicht Humor ist, als zu bestimmen, was das Wesen desselben ausmacht. Es ist sehr schwer, ihn anders zu erklären, als durch Gegensätze, wie das Cowley mit dem Witz gethan hat. Wenn ich meine Ansicht über den Humor sagen sollte, würde ich es am liebsten in Plato's Weise durch eine Art von Allegorie thun, indem ich ihn personificirte. Es ließen sich dann alle seine Eigenschaften aus folgender Genealogie herleiten: Wahrheit war die Gründerin der Familie und Mutter des gesunden Menschenverstandes. Der gesunde Menschenverstand war Vater des Witzes, dieser heirathete die Tochter einer Nebenlinie, Heiterkeit genannt, und diese gebar ihm den Humor. Der Humor, als der Jüngste dieser erlauchten Familie und als Abkömmling so verschieden begabter Voreltern, ist sehr veränderlich und ungleich in seinem Wesen. Zuweilen sieht man ihn ernste Mienen und ein feierliches Betragen annehmen — zuweilen ist er lebhaft in seinem Wesen und phantastisch in seiner Kleidung, so daß er bald würdevoll erscheint wie ein Richter, bald spaßhaft wie ein Hanswurst. Da er aber viel von der Mutter geerbt hat, so verfehlt er

nie, in welcher Stimmung er auch sein mag, seine Umgebung zum Lachen zu reizen.

Aber es giebt einen Betrüger, welcher nicht selten den Namen dieses jungen Mannes annimmt und gern in der Welt für ihn gehalten sein möchte. Damit jedoch wohlmeinende Personen nicht hintergangen werden, bitte ich meine Leser, wenn sie mit diesem Prätendenten zusammentreffen, seine Familie in's Auge zu fassen und genau zu prüfen, ob er mit der Wahrheit nahe verwandt ist und in gerader Linie von dem gesunden Menschenverstande abstammt. Wenn dies nicht der Fall ist, so können sie ihn dreist für einen Fälscher halten. Außerdem erkennen sie ihn als solchen an einem lauten übermäßigen Lachen, durch welches es ihm aber nur selten gelingt, seine Umgebung mit fortzureißen; denn während der echte Humor gewöhnlich ernst erscheint, indeß ein Jeder über ihn lacht, werden wir den falschen Humor fast immer lachen sehen, während Alles um ihn her ernsthaft bleibt. Ich füge nur noch hinzu, daß, wenn er in seinem Wesen nicht eine Aehnlichkeit mit beiden Eltern zeigt, d. h. wenn er sich für einen Abkömmling des Witzes ohne die Heiterkeit oder der Heiterkeit ohne den Witz ausgiebt, so kann man immer annehmen, daß er gänzlich falsch und ein Lügner ist.

Dieser Betrüger stammt von der Unwahrheit ab, welche die Mutter des Unsinns war. Dieser zeugte eine Tochter Namens Tollheit, welche sich mit einem Sohne der Thorheit vermählte, der unter dem Namen des Gelächters bekannt ist, und dem sie das mißgestaltete Kind gebar, das ich so eben beschrieben habe. Ich werde die Genealogie des falschen Humors hier niederschreiben und die des wahren Humors darunter stellen, damit der Leser sich auf einen Blick ihre verschiedenen Stammbäume und Geschlechtsregister einprägen kann.

Unwahrheit.
Unsinn.
Tollheit. — Gelächter.
Falscher Humor.

Wahrheit.
Gesunder Menschenverstand.
Witz. — Heiterkeit.
Humor.

Ich könnte die Allegorie weiter ausführen, indem ich einige Kinder des falschen Humors namhaft machte, deren es mehr giebt als des Sandes am Meer. Ich könnte besonders die Söhne und Töchter aufzählen, die er auf dieser Insel gezeugt hat, aber da dies eine sehr gehässige Aufgabe wäre, so will ich nur noch im Allgemeinen bemerken, daß der falsche Humor sich zum echten etwa verhält wie der Affe zum Menschen.

Erstens besitzt er eine außerordentliche Neigung zu kleinen muthwilligen Possen und Thorheiten.

Zweitens hat er eine solche Freude an der Nachäfferei, daß es ihm gleichgiltig ist, ob er durch dieselbe Laster und Thorheiten, Ueppigkeit und Geiz — oder Tugend und Weisheit, Unglück und Armuth lächerlich macht.

Drittens ist er außerordentlich boshaft. Er beißt die Hand, die ihn füttert, und verspottet Freunde und Feinde ohne Unterschied; denn da er nur wenig Talent hat, so zeigt er dasselbe so oft er kann, nicht so oft er darf.

Viertens. Da er völlig ohne Vernunft ist, verfolgt er weder moralische noch belehrende Zwecke, sondern ist possenhaft, nur um es zu sein.

Fünftens. Da er nicht die Fähigkeit besitzt, außer possenhaften Nachahmungen, irgend Etwas hervorzubringen, so ist sein Spott immer persönlich und richtet sich gegen den lasterhaften Menschen oder gegen den Schriftsteller statt gegen das Laster oder die Schrift.

Ich habe hier nur ganz im Allgemeinen auf das Geschlecht der falschen Humoristen hingewiesen, da es aber zu den Hauptzwecken dieses Blattes gehört, den boshaften Geist zu bekämpfen, der in den Schriften unserer Zeit zu Tage tritt, so werde ich mir künftig kein Gewissen daraus machen, einige dieser kleinen Witzlinge näher zu bezeichnen, welche die Welt mit boshaften, unmoralischen und widersinnigen Schreibereien besudeln. Dies ist die einzige Ausnahme von dem allgemeinen Gesetz, das ich mir selbst auferlegt habe — dem Gesetz: immer nur die Gesammtheit anzugreifen. Jeder rechtschaffene Mann fühlt sich den Libellisten und Pamphletisten gegenüber gleichsam in einem natürlichen Kriegszustande, der ihn berechtigt, sie zu

bekämpfen, so oft sie ihm in den Weg treten. Man übt damit nur das Recht der Wiedervergeltung gegen sie aus und behandelt sie, wie sie Andere behandeln.

XXII.

(Die Indianerkönige.)

Nunquam aliud natura, aliud sapientia dixit.
Juvenal.

Nie sagt Anderes uns die Natur, nichts Andres die Weisheit.
(A. Berg.)

Als vor etwa einem Jahre die vier Indianerkönige unser Land besuchten, habe ich mich oft unter das Volk gemischt, um ihnen einen ganzen Tag nachzugehen, denn Alles, was neu oder ungewöhnlich ist, interessirt mich auf das lebhafteste. Nach ihrer Abreise habe ich dann durch einen meiner Freunde bei ihrem Wirthe, einem Tapezierer, allerlei Erkundigungen einziehen lassen, sowohl über ihre Sitten und Gespräche, wie über die Bemerkungen, die sie in Bezug auf England gemacht, denn nachdem ich mir selbst ein Urtheil über diese Fremden gebildet, wünschte ich nichts mehr, als zu erfahren, welche Meinung sie von uns mit sich hinweg trügen.

Der Tapezierer, der meinen Freund bezüglich seiner ehemaligen Abmiether so voll Neugier fand, brachte ihm vor einiger Zeit ein kleines Päckchen Papiere, die, wie er versicherte, von dem Könige Sa Ga Yean Qua Rahle Tow beschrieben und, wahrscheinlich aus Versehen, zurückgelassen waren. Der Inhalt dieser Papiere ist jetzt übersetzt und besteht aus einer Menge seltsamer Beobachtungen und Bemerkungen, welche diese kleine Gesellschaft von Königen während ihres Aufenthalts in Großbritannien gemacht hat. Ich werde meinen Lesern in diesem Blatte eine kurze Probe davon geben und theile ihnen später vielleicht noch mehr daraus mit. In dem Arti=

kel über London befindet sich folgende Stelle, die sich ohne Zweifel auf die Paulskirche bezieht.

„Am höchsten Punkte der Stadt steht ein ungeheures Haus, groß genug, um das ganze Volk zu fassen, dessen König ich bin. Unser guter Bruder E Tow O. Koam, der König der Flüsse, ist der Ansicht, daß es von den Händen des großen Gottes gemacht wurde, dem es geweiht ist. Die Könige von Granajah und von den sechs Völkern glauben, daß es mit der Erde zugleich geschaffen wurde und an demselben Tage entstand, wie die Sonne und der Mond. Ich für meinen Theil bin nach den genauesten Erkundigungen, die ich darüber einziehen konnte, zu der Ansicht gekommen, daß dies gewaltige Gebäude in seiner jetzigen Gestalt mit Hilfe von Werkzeugen und Instrumenten hergerichtet wurde, deren man in diesem Lande eine erstaunliche Menge besitzt. Wahrscheinlich war es anfänglich nichts, als ein ungeheurer ungestalteter Felsblock, der auf dem Gipfel des Hügels gewachsen. Darauf haben ihn die Eingeborenen des Landes zu einer regelmäßigen Form behauen und ihn mit unsäglicher Mühe und Kunstfertigkeit durchbohrt und ausgehöhlt, bis sie alle die schönen Gänge und Hallen ausgearbeitet hatten, in welche er heutzutage getheilt ist. Sobald der Felsen so nach ihrem Geschmack ausgegraben war, müssen eine Menge von Arbeitern daran gegangen sein, die Außenseite, die jetzt so glatt ist wie ein Kieselstein, zu schleifen und sie an einigen Stellen in Pfeiler auszuhauen, welche wie Baumstämme neben einander stehen und oben mit Blätterguirlanden verbunden sind. Als dies große Werk begonnen wurde, was vor vielen hundert Jahren geschehen sein muß, hat dies Volk wahrscheinlich irgend einer Religion angehangen, denn es giebt dem Gebäude den Namen eines Tempels, und eine Sage berichtet, daß es zu den Andachtsübungen der Menschen bestimmt war. Wir haben dann auch wirklich einige Bemerkungen gemacht, die uns auf die Vermuthung bringen, daß die Eingeborenen dieses Landes in früheren Zeiten eine Art von Gottesdienst gekannt haben mögen. So halten sie z. B. jeden siebenten Tag für heilig — als ich aber an einem solchen Tage in eins ihrer heiligen Häuser ging, konnte ich in ihrem Benehmen keine Spur von Andacht entdecken. Es war da freilich ein schwarzgekleideter Mann, der höher stand als die Anderen und irgend Etwas mit großer Heftigkeit her-

sagte; was aber die untenstehenden Leute betrifft, so waren viele derselben, statt der Gottheit des Ortes ihre Ehrfurcht zu bezeigen, nur damit beschäftigt, sich vor einander zu verbeugen und zu knixen, und viele von ihnen waren eingeschlafen.

„Die Königin dieses Landes hat zu unserer Begleitung zwei Männer ausgerüstet, welche genug von unserer Sprache verstehen, um sich uns in einigen Dingen verständlich zu machen. Aber wir bemerkten bald, daß die Beiden feindlich gegeneinander gesinnt und nicht immer derselben Meinung waren. Mit einiger Mühe brachten wir von dem Einen heraus, daß diese Insel von einer schrecklichen Art von Thieren heimgesucht ist, die in menschlicher Gestalt erscheinen und Whigs genannt werden. Er sagte uns oft: er hoffe, daß uns keins dieser Geschöpfe in den Weg kommen möchte, denn wenn es geschähe, würde es im Stande sein, uns niederzuschlagen, weil wir Könige sind.

„Der zweite unserer Dolmetscher sprach viel von einem andern Thiere, welches Tory heißt, eben so furchtbar sein soll als der Whig, und uns eben so übel begegnen würde, nur weil wir Fremde sind. Beide Thierarten sind, wie es scheint, mit einer großen Antipathie gegen einander geboren, und gehen, wenn sie sich begegnen, instinctmäßig auf einander los, wie der Elephant und das Rhinoceros. Da wir indessen keins dieser Geschöpfe gesehen haben, so glauben wir fast, daß unsere Führer uns Märchen und Erfindungen aufgetischt und uns mit der Beschreibung von Ungeheuern unterhalten haben, die in ihrem Lande gar nicht existiren.

„Alle diese Dinge haben wir mit großer Mühe aus den Reden unserer Dolmetscher herausgebracht, denn wir konnten immer nur wenige Worte von dem, was sie sagten, verstehen. Wir haben das Gehörte dann zusammengestellt und uns über den Sinn desselben berathen.

„Die Männer dieses Landes sind sehr geschickt und erfindungsreich in Handarbeiten, aber auch so träge, daß wir oft junge, frische, starkknochige Burschen gesehen haben, die sich von dazu gemietheten Männern in kleinen bedeckten Stuben die Straßen auf und ab tragen lassen. Ihr Anzug ist gleichfalls sehr barbarisch, denn sie schnüren sich den Hals zusammen und legen um ihren Leib allerlei Binden, die unserer Meinung nach an den vielen Krankheiten

schuld sind, an denen sie leiden und die man bei uns nicht kennt. Statt der schönen Federn, womit wir unsere Häupter schmücken, kaufen sie sich einen abscheulichen Busch von Haaren, der ihren Kopf bedeckt und wie ein breites Vließ bis auf die Mitte ihres Rückens niederhängt. Damit gehen sie in den Straßen hin und her und sind so stolz darauf, als ob dies Alles auf ihren eigenen Köpfen gewachsen wäre.

„Wir wurden zu einem ihrer öffentlichen Feste eingeladen und hofften, dabei die großen Männer des Landes einen Stier niederschlagen oder einen Wurfspieß schleudern zu sehen, um uns zu überzeugen, wer unter ihnen mit der höchsten Kraft begabt ist. Statt dessen führten sie uns in einen ungeheuren Raum, der mit einer Anzahl von Lichtern erleuchtet war, und dort saß dies träge Volk drei Stunden lang, um allerlei Kunststücke anzusehen die von Leuten ausgeführt wurden, welche wahrscheinlich dafür bezahlt sind.

„Was die Frauen des Landes anbetrifft, so konnten wir sie, da wir nicht im Stande sind, mit ihnen zu reden, nur aus der Ferne beobachten. Sie lassen ihre Kopfhaare lang wachsen, aber während die Männer mit dicken Haarbüscheln, die nicht ihr eigen sind, groß thun, binden die Weiber das ihrige in einen Knoten zusammen und bedecken es, so daß es nicht gesehen wird. Die Frauen sehen aus wie die Engel, und würden schöner sein als die Sonne, hätten sie nicht an den verschiedensten Stellen des Gesichts kleine schwarze Flecken von oft sehr wunderlichen Formen. Ich habe bemerkt, daß diese Verunzierungen sehr schnell vergehen, aber kaum sind sie von einem Theile des Gesichts verschwunden, so pflegen sie an einem andern wieder auszubrechen, dergestalt, daß ich Nachmittags auf der Stirn einen Flecken gesehen habe, der sich Morgens am Kinn befand.“

Der Verfasser sucht dann weiterhin die Widersinnigkeit der Hosen und der Weiberröcke zu beweisen, und macht eine Menge anderer sonderbarer Bemerkungen, die ich für eine spätere Gelegenheit aufspare. Indessen kann ich meinen Artikel nicht schließen, ohne zu erwähnen, daß sich unter diesen rohen Ansichten einige befinden, die sehr vernünftig sind. Eben so wenig kann ich mir die Bemerkung versagen, daß wir uns derselben engherzigen Sinnesart schuldig machen, die wir im Tagebuche des Indianers finden, wenn wir

die Gebräuche, Trachten und Gewohnheiten anderer Länder für lächerlich und unsinnig erklären, sobald sie von denen unseres Vaterlandes abweichen.

XXIII.

Ride, si sapis — — — — — —
Mart.

Wenn Du weise bist, so lache.

In Hobbes' Abhandlung über die menschliche Natur — meiner bescheidenen Ansicht nach das beste unter seinen Werken — kommt er, nach mancherlei treffenden Bemerkungen über das Lachen zu folgendem Schlusse:

„Die Lust zum Lachen ist nichts Anderes als ein plötzlich aufwallendes Gefühl des Hochmuths, hervorgerufen durch das Gewahrwerden eines Vorzuges in uns selber im Vergleich mit den Schwächen Anderer oder einem früheren Mangel in uns selbst. Denn der Mensch lacht auch über seine eigene vergangene Thorheit, wenn sie ihm unvermuthet zum Bewußtsein kommt, es wäre denn, sie gereichte ihm noch in der Gegenwart zur Unehre."

Diesem Schriftsteller nach müßten wir also, wenn wir einen Mann übermäßig lachen hören, nicht sowohl annehmen, daß er sehr lustig, sondern daß er sehr hochmüthig ist. Und wir werden in der That, wenn wir der Sache auf den Grund gehen, mancherlei Beobachtungen machen, die uns in dieser Ansicht bestärken. Jedermann lacht über den, dessen Narrheit die seinige übertrifft. In jedem vornehmen englischen Hause war es ehemals Gebrauch, einen in Weiberröcke gekleideten, unschädlichen Narren zu halten, damit der Erbe der Familie Gelegenheit fand, denselben zu necken und sich an seinen Thorheiten zu ergötzen. Aus demselben Grunde sind an den meisten deutschen Höfen dergleichen beschränkte wunderliche Menschen sehr gesucht, und es giebt dort keinen Fürsten von

nur einiger Prachtliebe, der nicht zwei oder drei, in eine besondere Tracht gekleidete privilegirte Narren in seiner Nähe hätte, die den übrigen Hofleuten beständig als Zielscheibe des Witzes dienen.

Die Holländer, die mehr durch Handel und Gewerbfleiß als durch Geist und Humor berühmt sind, hängen in den Straßen das sogenannte Zeichen des „Gaffers" auf, d. h. einen Narrenkopf in der Schellenkappe mit weit aufgerissenen Mund und Augen. Ein stehender Witz in Amsterdam.

Jeder lacht über Personen, die ihm an Verstandeskraft untergeordnet sind, und giebt sich, während er solchen Gegenstand des Spottes vor Augen hat, dem Gefühl seiner geistigen Ueberlegenheit mit Genugthuung hin. Boileau hat dies in humoristischen Versen ausgesprochen, die sich etwa wiedergeben lassen wie folgt:

> Die Zunge weist der eine Narr dem andern dummen Tropf
> Und schüttelt zu des Bruders Thun den eignen hohlen Kopf.

Hobbe's Ausspruch erklärt uns, warum jene geistesarmen Menschen, von denen wir vorhin sprachen, unter Leuten von grobem Geschmack so leicht Gelächter erregen; die Lachlust der Verständigeren ist indessen nicht durch so wohlfeile Mittel zu reizen, und so verlohnt sich's wohl der Mühe, den verschiedenen Ursachen des Lachens bei Menschen von bedeutenden Geistesgaben und Kenntnissen nachzuspüren.

Zuerst muß ich auf eine Gattung von Spaßvögeln hinweisen, denen der gemeine Mann aller Länder mit so viel Bewunderung und Liebe anhängt, daß er sie, wie eine Redensart sagt, „aufessen" möchte. Ich meine jene vagirenden Witzbolde, welche jedes Volk mit dem Namen seines Leibgerichts benannt hat, die in Holland Pickelhäring, in Frankreich Jean Potage, in Italien Macaronis und in Großbritannien Jack Puddings heißen. Diese lustigen Gesellen erscheinen stets — von welcher Speise sie auch ihren Titel empfangen, und auf welche Weise sie ihre Zuhörer zum Lachen bringen mögen — in einem Narrenkleide, und begehen bei jedem Schritt, den sie thun, bei jedem Wort, das sie sprechen, Albernheiten und Mißgriffe, deren sich jeder ihrer Zuhörer schämen würde.

Aber dieser kleine Triumph des Verstandes, der sich unter der

Maske des Lachens verbirgt, kommt nirgend deutlicher zur Erscheinung, als bei den in England gebräuchlichen Aprilscherzen, bei welchen Alles darauf hinausläuft, am 1. April so viele Menschen, wie nur möglich, zum Narren zu haben. Je größer die Dummheit, welche dabei an's Licht kommt, je größer ist die Heiterkeit des Tages, an dem man mehr lacht als an irgend einem andern im ganzen Laufe des Jahres. Einer meiner Nachbarn, der Kleinkrämer und ein alberner, eingebildeter Gesell ist, prahlt damit, daß er in den letzten zehn Jahren mehr als hundert Menschen zu April-Narren gemacht habe. So gerieth vor etwa vierzehn Tagen meine Wirthin mit ihm in Streit, weil er jedes ihrer Kinder, wie sie sich ausdrückte, einen „Fleischergang" geschickt hatte. Den ältesten Knaben ließ er zu einem Schuhmacher gehen, um für einen halben Penny Wollenband zu kaufen; die älteste Tochter lief auf sein Geheiß eine halbe Meile weit, um ein fabelhaftes Ungeheuer zn sehen, kurz dic ganze leichtgläubige Kinderschaar wurde in den April geschickt. Nicht einmal meine Wirthin selbst entging seinen Schlingen, und der beschränkte Mensch lacht noch immer über seine paßhaften Einfälle.

Diese Art des Scherzes mag übrigens, wenn sie sich auf einen Tag des Jahres beschränkt, noch immer angehen, aber seit einiger Zeit hat sich eine Gesellschaft geistvoller Leute zusammengethan, welche es sich zur Aufgabe zu machen scheinen, ihre Nebenmenschen tagtäglich in den April zu schicken. Man nennt diese Gentlemen Biters*), und sie beschäftigen sich fortwährend damit, über die Irrthümer zu lachen, zu denen sie selbst Veranlassung gegeben.

Demnach sehen wir also, daß ein Mann, je nach dem Grade seiner Bildung, auch den Narren, den er verlacht, auf einer höheren, oder niedrigeren Bildungsstufe aufsuchen wird. Oder, um mich philosophischer auszudrücken: jene geheime Herzenseitelkeit und Aufgeblasenheit, die sich gewöhnlich durch Lachen zu äußern pflegt, erwacht im Menschen durch den Vergleich seiner selbst mit einem Wesen, das unter ihm steht, mag demselben diese Stellung durch natürliche oder erkünstelte Thorheit angewiesen sein. Es ist in der

*) Beißer, Spötter.

That sehr möglich, daß Personen, über welche wir lachen, im Grunde besser und weiser sind als wir; aber, wenn sie uns zum Lachen bringen, müssen sie sich uns gegenüber in einer Weise benommen haben, welche die Lust dazu anregt.

Ich fürchte beinahe, in meiner Auseinandersetzung zu abstract zu werden, wenn ich hinzufüge, daß ein Mann von Geist uns nur zum Lachen reizen kann, indem er entweder irgend eine Seltsamkeit oder Schwäche an sich selber offenbart, oder wenn er uns eine solche bei Anderen nachweist. Lachen wir über ein Thier oder einen unbelebten Gegenstand, so geschieht es, weil irgend Etwas in seinem Thun oder seiner Erscheinung eine entfernte Aehnlichkeit mit den Narrheiten oder Wunderlichkeiten vernunftbegabter Wesen besitzt.

Aber kehren wir in's gewöhnliche Leben zurück. Ich erlasse mir eine nähere Betrachtung der Komiker der Bühne, die im Stande sind, sämmtliche Zuschauer mit sich fortzureißen, und wende mich jener eigenthümlichen Gattung von Menschen zu, die jeder Unterhaltung eine heitere Wendung zu geben verstehen und darum für Clubs und muntere Gesellschaften geradezu unentbehrlich sind. Ich meine jene wackeren Gentlemen, gegen welche sich alle Späße und Neckereien ihrer Gönner und Gesellschafter richten, die von Männern, Weibern und Kindern, von Freunden und Feinden aufgezogen werden und, mit einem Worte, die Zielscheibe bilden, auf die Jeder nach Gefallen seine Pfeile abschießt. Ich kenne einige dieser Opfer der Gesellschaft, welche, obgleich Männer von Geist und Verstand, durch irgend eine Seltsamkeit ihres Wesens, irgend eine unglückliche Eigenheit im Aeußern oder im Benehmen ihre Umgebung zur Heiterkeit reizen. In der That ist aber auch nur der Mann zum Stichblatt des Witzes geeignet, der neben der lächerlichen Seite seines Wesens selbst mit schlagfertigem Witz begabt ist. Ein Dummkopf kann nur zur Belustigung gewöhnlicher Menschen dienen; geistvolle Männer verlangen einen besondern Anreiz zum Scherz, ein Wesen, das sie auch in seinen Narrheiten anzuregen vermag. Ein Lustigmacher von solcher Vollkommenheit zieht die Lacher häufig auf seine Seite, und macht nicht selten diejenigen lächerlich, welche ihn angreifen.

Sir John Falstaff wär in dieser Beziehung ein Heros und giebt eine vortreffliche Beschreibung von sich selbst in seiner Eigen=

schaft als Zielscheibe des Scherzes. „Menschen aller Art,“ sagt der lustige Ritter, „bilden sich was darauf ein, mich zu necken. Das Gehirn des Menschen ist nicht im Stande, mehr zu erfinden, das zum Lachen dient, als was ich erfinde oder was über mich erfunden wird. Ich bin nicht blos selbst witzig, sondern auch Ursache, daß Andere Witz haben.“

XXIV.

(Ein Stutzerkopf.)

— — — Tribus Anticyris caput insanabile.
Horat.

Ein Kopf, den nichts zu heilen vermöchte.

Als ich mich gestern in einer Gesellschaft von Gelehrten und Kunstkennern befand, theilte eins der Mitglieder allerlei merkwürdige Beobachtungen mit, die er kürzlich bei der Section eines menschlichen Leichnams gemacht hatte. Ein Anderer unter den Anwesenden erzählte von einigen wundervollen Entdeckungen in demselben Fache, die ihm mit Hilfe guter Gläser gelungen waren, und dies gab Veranlassung zu einer Menge interessanter Bemerkungen und lieferte Unterhaltungsstoff für den Rest des Abends.

Die bei dieser Gelegenheit zu Tage kommenden Meinungsverschiedenheiten führten mir so viele neue Gedanken zu, und die Verbindung derselben mit meinen bereits feststehenden Anschauungen, beschäftigten in letzter Nacht meine Phantasie so lebhaft, daß ich einen höchst seltsamen Traum hatte.

Ich war, wie mir däuchte, eingeladen, der Zergliederung eines Stutzerkopfes und des Herzens einer Coquette beizuwohnen, die beide vor uns auf einem Tische lagen.

Ein Anatom öffnete den ersteren mit großer Geschicklichkeit. Derselbe glich bei flüchtiger, oberflächlicher Anschauung dem Kopfe jedes

andern Mannes, aber als wir vermittelst mikroskopischer Gläser genauere Untersuchungen anstellten, machten wir bald eine seltsame Entdeckung. Es zeigte sich nämlich, daß das, was wir für Gehirn gehalten, in der That keins war, sondern nur ein Klumpen merkwürdiger Stoffe, der in Form und Textur einem Gehirn glich und mit wunderbarer Geschicklichkeit in die Schädelhöhlung eingepaßt war. Wie uns Homer sagt, daß das Blut der Götter nicht wirkliches Blut war, sondern nur etwas Aehnliches, so fanden wir hier, daß das Hirn eines Stutzers kein wirkliches Hirn ist, sondern nur eine diesem ähnliche Masse.

Die Zirbeldrüse, welche viele unserer modernen Philisophen für den Sitz der Seele halten, duftete stark nach wohlriechenden Essenzen und Orangenblüthenwasser, und zeigte sich umhüllt von einer hornartigen Substanz, die in Tausende von kleinen, dem unbewaffneten Auge nicht sichtbaren Facetten geschliffen war, so daß die Seele, wenn wirklich eine solche dagewesen, sich fortwährend mit der Beobachtung ihrer eigenen Schönheit beschäftigt haben müßte.

Im Vorderhaupte bemerkten wir eine große, mit Bändern, Tressen und Stickereien ausgefüllte Höhle, und diese Gegenstände waren zu einem so kunstvollen Netzwerk verschlungen, daß die einzelnen Bestandtheile sich mit dem bloßen Auge nicht von einander unterscheiden ließen. Eine andere Schädelvertiefung war mit fast unsichtbaren Liebesbriefen, aufgezeichneten Tänzen und anderem derartigen Plunder gefüllt. In der nächsten Höhlung fanden wir eine Art von Pulver, welches die ganze Versammlung zum Niesen brachte und sich durch den Geruch als echten Spaniol verrieth. Verschiedene andere Zellen zeigten sich mit Dingen ähnlicher Art vollgestopft, deren einzelne Aufzählung indessen dem Leser langweilig werden müßte.

Außerdem befand sich aber zu jeder Seite des Kopfes noch eine große Höhle, die ich nicht übergehen darf. Die an der rechten Seite war mit Einbildungen, Schmeicheleien und Falschheiten, Gelübden, Versprechungen und Betheuerungen angefüllt — die zur Linken dagegen mit Eiden, Verwünschungen und Flüchen. Von jeder dieser Höhlen führte eine Röhre nach der Zungenwurzel, wo sich beide zu einem einzigen Gange vereinigten, der sich dann bis zur Zungenspitze fortsetzte. Wir entdeckten ferner mehrere kleine Kanäle, die

vom Ohre nach dem Gehirn führten, und gaben uns besondere Mühe, den Weg derselben durch seine Windungen hindurch zu verfolgen. Einer dieser Kanäle endigte in einem Bündel von Sonetten und kleinen musikalischen Instrumenten, andere führten zu großen Blasen, die mit Wind oder Schaum gefüllt waren. Der große Kanal aber fand seinen Endpunkt in einer weiten Höhle des Schädels, von welcher sich zugleich eine Röhre nach der Zunge hin erstreckte. Die große Höhle zeigte sich mit einer schwammigen Substanz gefüllt, welcher ein französischer Anatom den Namen Galimathias gegeben hat und welche die Engländer Nonsense*) nennen.

Die Stirnhaut zeigte sich außerordentlich hart und dick und, was uns am meisten wunderte, sie war nicht mit einem einzigen Blutgefäß versehen, wenigstens vermochten wir selbst mit Hilfe unserer Gläser kein solches aufzufinden, und wir schlossen daraus, daß diese Stirn im Leben ganz und gar der Fähigkeit beraubt gewesen sein müsse, zu erröthen.

Das Siebbein zeigte sich gänzlich verstopft und an einigen Stellen durch den Schnupftabak arg beschädigt. Ferner konnten wir nicht unterlassen, unsere besondere Aufmerksamkeit einem kleinen, bei anderen Sectionen gewöhnlich nicht berücksichtigten Muskel zuzuwenden. Derselbe hat die Bestimmung, die Nase aufwärts zu ziehen, wenn der Eigenthümer die Verachtung ausdrücken will, die er empfindet, indem er Dinge sieht, die ihm nicht gefallen, oder Sachen hört, die er nicht versteht. Ich brauche meinen gelehrten Lesern wohl nicht erst zu sagen, daß dieser Muskel jene Bewegung hervorbringt, welche von lateinischen Poeten so oft erwähnt wird, wenn sie erzählen, daß Jemand die Nase hochtrug, oder wie sie sich ausdrücken „das Rhinoceros spielte."

Am Auge fanden wir nichts besonders Bemerkenswerthes, außer daß der musculi amatorii oder, wie wir den lateinischen Namen vielleicht übersetzen könnten, „der Liebäugler" sich sehr verbraucht und abgenutzt zeigte, wo hingegen der elevator, d. h. der Muskel, welcher die Augen zum Himmel emporhebt, durchaus keine Abnutzung erfahren hatte.

Ich habe hier nur die neuen Entdeckungen besprochen, welche

*) Deutsch: Unsinn. A. d. Uebers.

zu machen wir Gelegenheit hatten, ohne der Dinge zu erwähnen, die wir fanden wie an gewöhnlichen Köpfen. Was den Schädel, das Gesicht, mit einem Worte das ganze äußere Ansehen des Hauptes betrifft, so konnten wir keinen Unterschied zwischen ihm und anderen menschlichen Köpfen entdecken. Man sagte uns, das Individuum, welchem der Schädel gehörte, habe fünf und dreißig Jahr lang für einen Mann gegolten, habe während dieser Zeit gegessen, getrunken und sich gekleidet wie andere Menschen, habe laut gesprochen, oft gelacht und sich bei besonderen Gelegenheiten, auf Bällen und in Gesellschaften ganz erträglich benommen. Einer der Anwesenden fügte hinzu: eine gewisse Sorte von Damen habe ihn sogar für einen Mann von Geist gehalten. Er wurde in der Blüthe seiner Jahre hinweggerafft durch den Schlag mit einem Scharreisen, den ihm ein angesehener Bürger versetzte, als er ihn, den Liebenswürdigen spielend, bei seiner Frau antraf.

Als wir endlich den Kopf in allen seinen Abtheilungen und Bestandtheilen genau geprüft hatten, nahmen wir das Gehirn, so wie es war, brachten es wieder an seinen Platz und legten dann den Kopf bei Seite unter ein Stück rothes Tuch, damit er präparirt, und einer Sammlung von ähnlichen anatomischen Merkwürdigkeiten einverleibt werde. Unser Operateur sagte uns, daß die Präparation dieses Gehirns weniger schwierig sein würde als die anderer, denn er hätte bemerkt, daß die vielen kleinen Gefäße und Röhren, welche dasselbe durchzogen, mit einer Art von mercurialischer Substanz gefüllt wären, die er für reines Quecksilber halte.

Er wandte sich hierauf zu dem Herzen der Coquette, welches er ebenfalls mit großer Geschicklichkeit zerlegte. Auch diese Section lieferte viel Merkwürdiges, da ich aber das Gedächtniß meiner Leser nicht überladen möchte, so verspare ich mir diese Beschreibung für einen andern Tag.

XXV.

(Das Herz einer Coquette.)

Poctoribus inhians spirantia consulit exta.
Virgil.

Sehnet sich ungestüm, die Brust eröffneter Thiere
Zu schau'n — — — — — — — — — — —
(Trauer.)

Nachdem ich die anatomische Untersuchung eines Stutzerkopfes und alle bei dieser Gelegenheit gemachten Entdeckungen beschrieben, komme ich hier meinem Versprechen in Bezug auf die Section des Herzens einer Coquette nach und theile dem Publikum mit, welche Absonderlichkeiten wir dabei fanden.

Ich würde von dieser Aufgabe vielleicht absehen, wenn nicht mehrere meiner unbekannten Correspondenten mich voll Ungeduld an meine Zusage erinnert hätten: das Herz einer Coquette zu zergliedern, wie ich es mit dem Kopfe eines Stutzers gethan. Es geschieht also auf Verlangen meiner Freunde, daß ich zu meinem Traume zurückkehre, um dem Publikum eine Fortsetzung meines Berichtes zu geben, und ich beginne ohne weitere Vorrede.

Unser Operateur sagte uns, ehe er sein Werk anfing, daß nichts schwieriger sei als die Section des Herzens einer Coquette, weil dasselbe eine Menge von Irrgängen und geheimnißvollen Windungen enthalte, wie sie sich bei keinem andern Thiere vorfinden.

Er forderte uns zuerst auf, das pericardium oder den Herzbeutel in's Auge zu fassen. Wir thaten dies mit Aufmerksamkeit und entdeckten darin mit Hilfe unserer Gläser Millionen kleiner Narben, hervorgebracht durch die Spitzen unzählicher Pfeile, welche diese äußere Hülle gestreift zu haben schienen, obwohl sich nicht die lei=

feste Spur entdecken ließ, daß einer derselben hindurchgedrungen wäre und die inneren Theile berührt hätte.

Jeder Anfänger in der Anatomie weiß, daß dies **pericardium**, oder der Herzbeutel, eine dünne, röthliche Flüssigkeit enthält, die, wie man glaubt, durch die Ausdünstungen des Herzens entsteht, die sich hier sammeln und in eine wässerige Substanz verwandeln. Als wir diese Flüssigkeit untersuchten, fanden wir, daß sie alle Eigenschaften des Spiritus besaß, welchen man zur Anfertigung von Wettergläsern benutzt.

Wir müssen hier ein Experiment erwähnen, das einer der Anwesenden, wie er versicherte, mit dem Liquor vorgenommen, den er ebenfalls in großer Menge in dem Herzen einer kürzlich secirten Coquette gefunden. Er erzählte uns nämlich, daß er die Flüssigkeit in eine enge Röhre, wie man sie zu Barometern braucht, gebracht habe, daß dieses Instrument aber, anstatt die atmosphärischen Veränderungen anzuzeigen, nur die Eigenschaften der Persönlichkeiten angab, die in das Zimmer traten, in dem es hing. Es stieg z. B., sobald ein Federhut, ein gestickter Rock oder ein Paar mit Goldfranzen besetzte Handschuhe sich näherten, und es fiel, wenn eine schlechte Perrücke, ein Paar plumpe Schuhe oder ein altmodischer Rock in's Haus kamen. Der Erzähler ging sogar so weit, uns zu versichern, daß der Spiritus merklich stieg, wenn er selbst laut lachte, sofort aber fiel, wenn er ein ernstes Gesicht machte. Genug der Berichterstatter behauptete, daß er mit Hilfe dieser Erfindung sehr genau wisse, ob er einen vernünftigen Mann oder einen Narren im Zimmer habe.

Nachdem nun der Herzbeutel und die erwähnte Flüssigkeit beseitigt waren, gelangten wir zum Herzen selbst. Die Außenseite desselben zeigte sich sehr schlüpfrig, und der Mucro, oder die Spitze, war so kalt, daß das Herz, wenn man es in die Hand nahm, wie ein glattes Stück Eis durch die Finger glitschte.

Die Muskelfasern waren enger in einander verschlungen und verflochten, als dies bei irgend einem andern Herzen vorkommt, und das Ganze glich einem unauflöslichen gordischen Knoten, dessen Bewegungen während seiner Lebensfunctionen sehr unregelmäßig und ungleich gewesen sein mußten.

Noch ein anderer merkwürdiger Umstand erregte unsere Aufmerksamkeit. Obgleich wir nämlich alle Gefäße genau unter=

suchten, die in's Herz münden oder von da auslaufen, so gelang es uns dennoch nicht, irgend eine Verbindung desselben mit der Zunge zu entdecken.

Auch drängte sich uns die Bemerkung auf, daß viele von den kleinen Herznerven, welche durch das Gefühl der Liebe, des Hasses oder andere Leidenschaften erregt werden, ihren Ursprung nicht im Gehirn nahmen, wie dies bei anderen Menschen der Fall ist, sondern daß sie von den kleinen, über den Augen liegenden Muskeln ausgingen.

Als ich das Herz in meiner Hand wog, fand ich es außerordentlich leicht — aber nachdem ich es inwendig betrachtet und gesehen hatte, welche Menge von Zellen und durcheinander laufender Höhlungen es enthielt, wie es gleichsam der vielfach beschriebenen Sommerlaube Rosamundens glich, wunderte ich mich nicht mehr darüber. Viele der kleinen Höhlen waren mit einer unzähligen Menge von Spielereien vollgestopft, die ich indessen nicht einzeln aufzählen werde. Ich will nur erwähnen, daß der Gegenstand, der zu oberst lag, sich, als wir unsere Gläser darauf richteten, als ein feuerrother Hut erwies.

Wir erfuhren, daß die Eigenthümerin dieses Herzens, als sie noch lebte, die Huldigung vieler ihr in Liebe zugethaner Männer empfing, und daß sie nicht nur Keinen entmuthigte, sondern vielmehr Jedem die Ueberzeugung beibrachte, daß er ihr nicht gleichgiltig wäre. Aus diesem Grunde erwarteten wir, in den Falten und Kammern ihres Herzens die Abdrücke vieler Gesichter zu finden, entdeckten aber zu unserem Erstaunen nicht ein einziges Bildniß dieser Art, bis wir den Mittelpunkt erreichten. Hier fanden wir eine kleine Figur, die, durch das Glas betrachtet, sehr phantastisch gekleidet erschien. Je mehr ich sie anschaute, je mehr kam es mir vor, als hätte ich dies Gesicht schon einmal gesehen, ohne mich indessen auf Ort und Zeit besinnen zu können, bis endlich Einer aus der Gesellschaft, der die Figur genauer betrachtet hatte als wir Uebrigen, uns bewies, daß, nach dem Schnitt und der Bildung des Antlitzes zu urtheilen, das kleine Idol, welches im Mittelpunkt dieses Herzens Raum gefunden, niemand Anders sein könnte, als der verstorbene Stutzer, dessen Kopf ich in der vorigen Nummer beschrieben habe.

Da wir uns über die Substanz dieses Herzens, das in so vielen Punkten von anderen Frauenherzen abwich, nicht einigen konnten, so beschlossen wir, nachdem die Section beendigt war, ein Experi-

ment damit vorzunehmen. Zu diesem Zweck legten wir es auf ein Becken mit glühenden Kohlen und bemerkten, daß es mit den Eigenschaften des Salamanders begabt war, denn es lag mitten in den Flammen, ohne verzehrt oder auch nur versengt zu werden.

Als wir noch rings im Kreise stehend, dies seltsame Phänomen bewunderten, zersprang das Herz mit einem starken Knall, und löste sich in Rauch und Dampf auf. Dieser geträumte Knall der mir lauter erschien, als der Donner einer Kanone, erschütterte mein Gehirn dermaßen, daß die Nebel des Schlafes sich sogleich zerstreuten, und ich im Augenblicke völlig wach war.

XXVI.

Qualis ubi audito venantum murmure tigris
Horruit in maculas — — — — — — — —

Statius.

Wie bei nahendem Jagdlärm das Fell der lauschenden Tigrin
Flecken erhält aus Furcht. — — — — — — — — — — — —

(Regis.)

Als ich in der Mitte des letzten Winters das Haymarket Theater besuchte, um eine Oper zu hören, bemerkte ich zwei Abtheilungen schöner Frauen, die in den sich gegenüber liegenden Seitenlogen Platz genommen hatten und in einer Art von Schlachtordnung, gegen einander aufgestellt schienen. Nachdem ich sie kurze Zeit beobachtet hatte, fiel mir auf, daß ihre Schönpflästerchen auf verschiedene Weise angebracht waren, daß nämlich die eine Partei sie auf der rechten Seite der Stirn, die andere auf der linken trug. Bald sah ich auch, daß sie sich gegenseitig feindliche Blicke zuschleuderten, und nahm wahr, daß die verschiedenartig angebrachten Schminkpflästerchen das Parteizeichen bildeten, an dem man Freund und Feind erkannte. In der Mittelloge, zwischen diesen zwei feindlichen Armeen, befanden sich mehrere Damen, deren Gesichter unparteiisch zu beiden Seiten mit schwarzen Pflästerchen verziert und die in keiner andern Absicht hier zu sein schienen, als in der, die Oper zu

hören. Auf mein Befragen erfuhr ich, daß die Schaar der Amazonen zur Rechten Whigs, die zur Linken Tories waren, und daß diejenigen, welche in den Mittellogen saßen, die neutrale Partei bildeten, die sich noch nicht zu einer bestimmten Farbe bekannte. Die Zahl dieser Neutralen verringerte sich indessen, wie ich späterhin fand, täglich. Sie schlugen sich zu der einen oder zu der andern Partei, und die bis dahin gleichmäßig vertheilten Schönpflästerchen gingen dann auf die Whig- oder Toryseite des Gesichts über.

Die Tadelsucht behauptet freilich, daß sehr oft Männer, auf deren Herzen man es abgesehen, die Schuld tragen, wenn die eine Seite des Gesichts eine solche Vernachlässigung erfährt und gleichsam in Ungnade fällt, während die andere sorgsam geschmückt und verziert wird, und daß die schwarzen Fleckchen rechts oder links je nach der Parteistellung des Mannes Platz finden, der gerade am meisten in Gunst steht. Aber welche auch immer die Motive einzelner launenhafter Coquetten sein mögen, die ihre Schönpflästerchen nicht sowohl in Rücksicht auf das allgemeine Wohl, als vielmehr in ihrem eigenen Interesse aufkleben, so ist doch gewiß, daß es auch viele ehrenhafte Frauen giebt, welche jene schwarzen Fleckchen nach Grundsätzen und lediglich zum Besten des Vaterlandes vertheilen. Ja, man hat mir gesagt, einige von ihnen hielten so fest zu ihrer Partei und dächten so wenig daran, ihren Eifer für das Allgemeine der Neigung für irgend eine Person zu opfern, daß kürzlich eine Dame bei Abfassung ihres Ehecontractes mit ihrem Bräutigam dahin übereinkam, daß, welches seine politische Meinung auch immer sein möge, ihr stets die Freiheit bleiben solle, ihre Schönpflästerchen aufzukleben, auf welche Seite sie wolle.

Rosalinde, eine berühmte Parteigängerin der Whigs, besitzt unglücklicher Weise ein schönes Maal auf der Toryseite der Stirn, welches, da es sehr in die Augen fällt, schon allerlei Mißverständnisse herbeiführt und ihren Feinden Gelegenheit geboten hat, das Gerücht zu verbreiten, sie sei den Interessen der Whigs untreu geworden. Aber, was dieses natürliche Schönpflästerchen auch immer zu sagen scheint, so weiß man doch, daß Rosalindens politische Ansichten stets dieselben geblieben sind. Dies unglückliche Maal hat dessen ohngeachtet — wie das Aufziehen einer falschen Flagge — mehrere Thoren irregeführt und sie veranläßt, mit Rosalinden von Dingen zu reden,

die sie dem Geiste ihrer Partei entsprechend hielten, bis die Dame plötzlich ein unerwartetes Feuer eröffnete und ihre Gegner in den Grund bohrte. Ist aber Rosalinde unglücklich wegen ihres Maales, so ist es Nigranilla eben so sehr wegen einer Warze, welche sie zwingt, sehr gegen ihre Neigung, ein Schönpflästerchen auf der Whigseite ihres Angesichts zu tragen.

Man hat mir gesagt, daß viele achtbare Matronen, von denen man früher glaubte, sie hielten dieses Bekleben mit schwarzen Flecken für unerlaubt, sich dennoch aus Eifer für ihre Sache dazu bekehrt haben und nun aus politischen Gründen thun, wozu sie sich aus Schönheitsrücksichten nicht entschließen konnten. Diese Art und Weise, einander Krieg zu erklären, erinnert mich an das, was man von den weiblichen Tigern erzählt: daß nämlich jeder Flecken ihrer Haut sichtbar wird, wenn sie in Wuth gerathen, wie das Motto sagt, das wir über diesen Artikel gesetzt haben:

> Wie bei nahendem Jagdlärm das Fell der lauschenden Tig'rin
> Flecken erhält aus Furcht.

Als ich mich, wie oben erwähnt, im Theater befand, war ich neugierig genug, die Fleckchen auf beiden Seiten zu zählen, und fand, daß die Torypflästerchen um zwanzig Stück stärker waren als die der Whigs. Um diesen geringen Unterschied aber auszugleichen, zeigte sich am nächsten Morgen das ganze Marionettentheater mit Gesichtern gefüllt, die ihre Schminkpflästerchen auf der Whigseite trugen. Ob sich die Damen hier in der Absicht zusammengefunden, ihre Streitkräfte zu vereinigen, weiß ich nicht zu sagen, aber am nächsten Abende erschienen sie in solcher Menge in der Oper, daß sie ihre Feinde an Zahl weit übertrafen.

Die Geschichte der Parteischönpflästerchen wird, wie ich fürchte, denen unglaublich erscheinen, die in einiger Entfernung von unserer fashionabeln Welt leben — da das gebrauchte Abzeichen aber so durchaus eigenthümlicher Natur ist und etwas Aehnliches vielleicht nie wieder vorkommt, so würde ich meine Pflicht als gewissenhafter Zuschauer nicht zu erfüllen glauben, wenn ich die Sache unerwähnt ließe.

Ich habe mich in früheren Artikeln bemüht, auf die Parteileidenschaft der Frauen hinzuweisen, die nur dazu dient, den zwischen

den Männern herrschenden Haß sowie ihre Feindseligkeiten zu verstärken und dem schönen Geschlecht einen großen Theil des eigenthümlichen Reizes zu rauben, mit welchem die Natur es begabt hat.

Als die Römer und Sabiner Krieg mit einander führten und sich eben eine Schlacht liefern wollten, legten sich die Frauen beider Theile mit Thränen und Vorstellungen in's Mittel, so daß das Blutvergießen zwischen den Völkern vermieden wurde und sie einen dauernden und festen Frieden schlössen.

Dies schöne Beispiel möchte ich gern in jetziger Zeit (da unser Vaterland von so vielen unnatürlichen Spaltungen zerrissen wird, daß es, wenn sie fortdauern, ein Unglück ist, darin geboren zu sein) unseren englischen Damen empfehlen. Die Griechen hielten es so unpassend für Frauen, an Streitigkeiten und Wettkämpfen Interesse zu nehmen, daß sie ihnen mit aus diesem Grunde bei Todesstrafe verboten, den olympischen Spielen beizuwohnen, obwohl diese in ganz Griechenland die öffentlichen Lustbarkeiten ausmachten. Da aber unsere englischen Frauen die aller übrigen Nationen an Schönheit übertreffen, so sollten sie sich auch bemühen, in allen Vollkommenheiten ihres Geschlechts den ersten Rang einzunehmen und sich lieber als zärtliche Mütter und treue Gattinnen, denn als wüthende Parteigängerinnen auszeichnen. Die weiblichen Tugenden sind häuslicher Art. Die Frauen sollen im Bereich der Familie glänzen. Müssen sie ihren Eifer für das öffentliche Wohl documentiren, so möge derselbe sich wenigstens nicht gegen Diejenigen richten, die vielleicht derselben Familie oder doch derselben Nation und Religion angehören, sondern gegen die offenkundigen, erklärten und unzweifelhaften Feinde ihres Glaubens, ihrer Freiheit und ihres Landes. Als die Römer von äußeren Feinden hart bedrängt wurden, opferten die Frauen freiwillig ihre Ringe und Juwelen, um die Regierung in der dringenden Noth zu unterstützen, und diese Handlungsweise erschien in den Augen der Männer so preiswürdig, daß von der Zeit an durch ein Gesetz gestattet wurde, bei den Begräbnissen der Weiber öffentliche Leichenreden zum Lobe der Dahingeschiedenen zu halten, was bis dahin ein Vorrecht der Männer gewesen war.

Zeigten unsere Damen, anstatt Schönpflästerchen gegen ihre eigenen Landsleute anzukleben, für das öffentliche Wohl so echte Begei-

sterung, daß Jede ihren Halsschmuck dem Kampfe gegen den gemeinsamen Feind opferte, welche Decrete würden nicht zu ihren Gunsten erlassen werden!

Indem ich mir mehrere alte Autoren, die sich auf diesen Gegenstand beziehen, in's Gedächtniß rufe, kann ich nicht umhin, eine Sentenz, aus einer berühmten Leichenrede von Perikles anzuführen. Er hielt dieselbe zu Ehren jener tapferen Athenienser, welche von den Lacedämoniern im Kampfe erschlagen wurden. Nachdem er die verschiedenen Stände und Rangklassen seiner Landsleute angeredet und ihnen gezeigt hatte, wie sie sich in öffentlichen Angelegenheiten verhalten sollten, wendete er sich zu dem weiblichen Theil seiner Zuhörerschaft: „Und was Euch betrifft," sagte er, „so läßt sich mein Rath in wenige Worte zusammenfassen: strebt einzig nach den Tugenden Eures Geschlechts; folgt Eurer natürlichen Bescheidenheit und haltet es für den größten Ruhm, wenn man weder auf die eine noch auf die andere Weise von Euch spricht."

XXVII.

— — — Animum pictura pascit inani.
Virg.

— Ergötzt das Gemüth an leeren Gemälden.
(Trauer.)

Wenn das Wetter mich hindert, Zerstreuung im Freien zu suchen, so verabrede ich mich zuweilen mit zwei oder drei guten Freunden zum Besuch irgend einer Sehenswürdigkeit, die sich unter Dach und Fach in Augenschein nehmen läßt. Die liebste Unterhaltung gewähren mir in solchen Fällen Bilder, ja neulich, als sich das Wetter sehr schlecht anließ, machte ich eine ganze Tagereise um eine Gallerie zu besuchen, welche Werke von der Hand der größten Meister enthält. Auf diese Weise entziehe ich mich, wenn der Himmel mit Wolken bedeckt, die Erde von Regen überfluthet

und die ganze Natur in Trauer gehüllt ist, einer so unangenehmen Wirklichkeit, um mich in die Welt der Kunst zu versetzen, wo ich sonnenbeglänzte Landschaften, prunkende Triumphzüge und schöne Gesichter erblicke, lauter Gegenstände, welche die Seele mit Heiterkeit erfüllen und die trübsinnige Stimmung verscheuchen, welche die düstere Jahreszeit mit sich zu bringen pflegt.

Vor einigen Wochen hatte ich mich anhaltend mit dergleichen Dingen beschäftigt, und dieselben erfüllten meine Phantasie so ausschließlich, daß ich endlich einen Traum hatte, welchen ich meinen Lesern mittheilen will, obwohl er mehr einer Skizze als einer vollendeten Vision gleicht.

Ich träumte, daß ich mich in einer langen, geräumigen Gallerie befand, deren eine Seite mit Werken der berühmtesten lebenden Maler bedeckt war, während sich auf der andern die der großen Meister zeigten, welche todt sind.

An der Seite der lebenden Künstler bemerkte ich eine Menge mit Zeichnen, Coloriren und Skizziren beschäftigter Menschen, während ich auf der Seite der todten Meister nur eine einzige Person in Thätigkeit sah, deren Bewegungen außerordentlich langsam, deren Pinselstriche aber von wunderbarer Feinheit waren.

Ich hatte mir vorgenommen, die Künstler, die ich vor mir sah, zu beobachten, und verfügte mich zuerst nach der Seite der lebenden Maler. Die erste Persönlichkeit, welche ich hier bei der Arbeit fand, war die Eitelkeit. Sie war nach französischer Mode gekleidet und ihr Haar am Hinterkopf in einen Knoten verschlungen. Alle Gesichter, die sie malte, zeichneten sich durch ihr Lächeln und durch ein gewisses conventionelles Air aus, das von dem Alter und Stande beider Geschlechter völlig unabhängig erschien. Eine ewige fade Heiterkeit lag auf den Gesichtern selbst der Richter, Bischöfe und Consulenten — mit einem Worte: alle Männer waren petits-maitres und alle Frauen Coquetten. Die Drapirung er Figuren schien sehr sorgfältig den Gesichtern angepaßt und zeigte alle glänzenden Farben, die sich nur immer zusammenstellen lassen. Jeder Theil derselben befand sich in flatternder Bewegung und schien bestimmt, sich vor allen anderen bemerklich zu machen.

Zur Linken der Eitelkeit stand ein sehr fleißiger Arbeiter. Derselbe war, wie ich fand, ihr demüthiger Bewunderer und copirte

nach ihr. Er war gekleidet wie ein Deutscher und hatte einen harten Namen, welcher beinahe klang wie Dummheit.

Der dritte Künstler, den ich beobachtete, nannte sich Phantasie, und war angezogen wie ein venetianischer Hanswurst. Er besaß eine gute Hand für das Ungeheuerliche, befleißigte sich auf Verdrehungen und Grimassen, erschrak aber zuweilen selbst über die Gestalten, die sein Pinsel schuf. Das am sorgfältigsten ausgearbeitete seiner Werke war im besten Falle ein furchtbarer Traum zu nennen, und von seinen schönsten Figuren ließ sich kaum etwas Anderes sagen, als daß sie hübsche Ungeheuer wären.

Die vierte Person, die ich beobachtete, war durch ihre hastige Arbeit merkwürdig. Sie ließ ihre Bilder so unfertig, daß die Schönheit derselben, welche doch die Bestimmung hatte, auf die Nachwelt überzugehen, schneller verblich als die der Person, welche zu dem Gemälde gesessen. Der Künstler war so eilig, seine Arbeit zu vollenden, daß er sich nicht Zeit ließ, seine Pinsel zu reinigen und seine Farben zu mischen. Der Name dieses flüchtigen Arbeiters war Geiz.

Unfern von diesem Künstler sah ich einen andern von ganz verschiedenem Wesen. Er war gekleidet wie ein Niederländer und hieß Fleiß. Seine Bilder waren wundervoll ausgeführt. Malte er ein Portrait, so vergaß er nicht ein Härchen in dem Gesicht, malte er ein Schiff, so entging ihm keine Leine des Takelwerks. Er hatte einen Theil der Wand mit Nachtstücken behangen, die von den darauf angebrachten brennenden Kerzen so grell erleuchtet waren und bei dem Sonnenschein, der zufällig darauf fiel, so flammend erschienen, daß ich mich beim ersten Anblick kaum enthaltend konnte, Feuer zu schreien.

Die fünf genannten Künstler waren die bedeutensten auf dieser Seite, aber es befanden sich dort noch mehrere, welche zu betrachten ich keine Zeit hatte. Nur den einen von ihnen mußte ich noch näher in Augenschein nehmen. Er schien sehr eifrig beschäftigt, die schönsten Bilder zu retouchiren, obwohl er selbstständig nichts hervorbrachte. Sein Pinsel verstärkte jede schon übertriebene Linie, vergrößerte jeden Fehler und verdarb jede Farbe, die er berührte. Dieser Arbeiter, der so viel Unheil auf der Seite der Lebenden anrichtete, wendete sich indessen niemals zu den todten Meistern. Sein Name war Neid.

Nachdem ich diese Seite der Gallerie überschaut, wendete ich

mich jener zu, welche die Werke der alten Meister enthielt, und plötzlich war es mir, als stände eine große Menge Menschen vor mir und ich fühlte tausend Augen zugleich auf mich gerichtet, denn alle jene gemalten Gestalten glichen ganz und gar leibhaftigen Frauen und Männern, und ich vergaß beinahe, daß es nur Bilder waren. Raphael's Gemälde hingen in einer Reihe, die Tizian's in einer andern, und die Guido Reni's in einer dritten. Ein Theil der Wände war von den Werken Hannibal Caraccio's, ein anderer durch Correggio's und noch ein anderer durch Rubens eingenommen — genug es gab nicht einen großen, alten Meister, der nicht zum Schmucke dieser Seite der Gallerie beigetragen hätte. Die Gestalten, welche ihr Dasein diesen Künstlern verdankten, schienen sämmtlich wirkliches Leben zu besitzen, und unterschieden sich von einander nur durch Gesicht, Figur und Kleidung, so daß sie den Eindruck von Menschen verschiedener Nationen machten.

Als ich den schon vorhin erwähnten Mann, den einzigen Arbeiter auf dieser Seite der Gallerie, näher in's Auge faßte, bemerkte ich, daß er langsam von einem Bilde zum andern schlich und alle Meisterwerke mit seinem Pinsel überging. Meine Aufmerksamkeit wurde durch sein Thun gefesselt. Ich sah, daß sein Pinsel eine außerordentliche Leichtigkeit besaß und kaum leise Spuren hinterließ, so daß sich an den Bildern, mit denen er beschäftigt war, selbst nachdem er sie tausendmal berührt, fast keine Veränderung wahrnehmen ließ. Da er aber unaufhörlich in Bewegung blieb und ohne Rast und Aufhören Pinselstrich an Pinselstrich reihte, so entfernte er unmerklich jeden kleinen unangenehmen Farbenglanz, der die Gemälde entstellte, fügte dafür ein schönes Braun zu den Schatten und verlieh den übrigen Farben eine solche Reife, daß jedes Gemälde schöner erschien, als in dem Augenblicke, da es aus den Händen des Meisters gekommen war. Als ich das Gesicht des alten Arbeiters genauer betrachtete, sowie die langen Locken, welche über seine Stirn herabhingen, sah ich, daß es die Zeit war.

Ob nun vielleicht der Faden meines Traumes zu Ende war, vermag ich nicht zu sagen, aber nachdem ich den alten Mann eine Weile beobachtet hatte, erwachte ich.

XXVIII.

Heu! quam difficile est, crimen non prodere vultu.
O v i d.

Ach, wie fällt es so schwer, Schuld nicht zu verrathen im Antlitz.
(S u c h i e r.)

Es giebt Künste, in denen fast alle Menschen bis zu einem gewissen Grade Meister sind, ohne daß sie sich Mühe gegeben hätten dieselben zu lernen. Jeder Mensch, welcher spricht oder urtheilt, ist ein Grammatiker und Logiker, mag er auch mit den Regeln der Grammatik oder Logik, wie sie in Büchern gelehrt werden und in Systeme gebracht sind, völlig unbekannt sein. In gleicher Weise ist fast Jeder einigermaßen in der Kunst bewandert, die man gewöhnlich Physiognomik nennt, d. h. fast Jeder bildet sich unwillkürlich, nach den Gesichtslinien und dem Gesichtsausdrucke eines Fremden, ein Urtheil über seinen Charakter oder seine Schicksale. Kaum stehen wir Jemand gegenüber, den wir bis dahin nie gesehen, so drängt sich uns auch der Gedanke auf, daß wir entweder einen stolzen, zurückhaltenden, oder einen leutseligen, gutmüthigen Menschen vor uns haben — und treten wir zum ersten Male in einen Kreis von Unbekannten, so empfinden wir Wohlwollen oder Widerwillen, Furcht oder Geringschätzung gegen einzelne Personen, ohne daß wir noch ein Wort von ihnen gehört oder auch nur wissen, wer sie sind.

Jede Leidenschaft drückt dem Aeußern des Menschen einen gewissen Stempel auf und verräth sich in dem einen oder andern Zuge seines Gesichts. Ich habe einst ein Auge gesehen, das eine halbe Stunde lang fluchte, und Augenbrauen, die einen Mann „Schurke" nannten. Nichts ist gewöhnlicher, als einen Verliebten durch stumme Blicke Rache üben, schmachten, verzweiflen, ja sterben zu sehen. Ich

meinestheils bin so gewöhnt, mir über jedes Menschen Gemüthsart oder Stimmung nach seinem Ansehen ein Urtheil zu bilden, daß ich mich oft auf dem Wege von Charing=Croß nach der königlichen Börse nur damit beschäftige, die Charaktere der an mir Vorübergehenden zu enträthseln. Sehe ich einen Mann mit verdrießlichem, gerunzeltem Gesicht, so kann ich nur seine Frau beklagen und begegnet mir ein Mensch von offenem, freimüthigem Ansehen, so beurtheile ich danach das Glück seiner Freunde, seiner Familie und seiner Verwandten.

Ich kann mich nicht besinnen, wer es war, der zu einem stumm dastehenden Fremden die berühmten Worte sagte: „Sprich, damit ich Dich sehe!" meiner Meinung nach aber vermögen wir uns nach dem Gesicht ein besseres Urtheil zu bilden, als nach dem Gehör; denn der Mensch vermag eher seine Rede zu verstellen als seine Physiognomie. Es kommt indessen dabei mehr auf den Gesammtausdruck eines Gesichts an, als auf einzelne Züge, denn dieser Ausdruck ist gewöhnlich nichts als die innere, sichtbar werdende Disposition des Menschen.

Diejenigen, welche die Physiognomik als Kunst behandeln und gewisse Regeln aufgestellt haben, nach welchem sich aus dem Aeußern des Menschen auf sein Inneres schließen lassen soll, fassen mehr die Form in's Auge, als den Charakter, und Martial hat in Bezug auf diese Anschauung ein hübsches Epigramm gemacht:

Rothhaarig, schwarz von Bart, einäugig und ein Hinkefuß!
Fürwahr ein Wunder hieß' ich es, wärst Du vortrefflich, Zoilus!

Ich kannte einen sehr geistreichen Autor, welcher über diesen Gegenstand geschrieben hat und seine Lehre auf die Behauptung gründete, daß, wenn das Gesicht eines Menschen in der Form Aehnlichkeit mit einem Ochsen, einem Schafe, einem Löwen, einem Schweine oder irgend einen andern Thiere zeigte, auch seelisch eine solche Aehnlichkeit vorhanden sei, und dieser Mensch alle Leidenschaften und Neigungen besitze, die in dem der Aehnlichkeit entsprechenden Thiere vorherrschen. Zum Beweis gab er die Umrisse von Menschengesichtern verschiedener Bildung, in welchen man durch eine kleine Uebertreibung der Aehnlichkeit leicht die Thierphysiognomie herausfand.

Ich erinnere mich, daß der Verfasser einer Lebensgeschichte des berühmten Condé bemerkte, das Antlitz desselben habe Aehnlichkeit mit dem eines Adlers gehabt, und es sei dem Prinzen immer sehr

angenehm gewesen, wenn man ihm das gesagt. Man kann in diesem Falle sicher sein, daß dem Feldherrn ein unklarer Begriff jener Kunst der Physiognomik vorgeschwebt hat, die ich weiter oben erwähnte, und daß, wenn seine Höflinge ihm sagten, sein Gesicht gleiche dem eines Adlers, er das so verstand, als hätten sie ihm gesagt, sein Blick sei von durchdringender Schärfe, Kraft und Schnelligkeit, und verrathe seine königliche Abkunft.

Ob nun die Erregung der verschiedenartigsten Leidenschaften in den Thierseelen wirklich etwas zur Bildung ihrer Physiognomien beiträgt, so lange die Linien noch zart und biegsam sind, oder ob dieselbe Art der Seele dieselbe Art der Hülle fordert, überlasse ich dem Urtheile der Gelehrten, aber ich bin überzeugt, daß es nichts Rühmlicheres für einen Menschen geben kann, als sein Gesicht Lügen zu strafen und ein ehrlicher, gerechter, gutmüthiger Mann zu sein, trotz aller jener Marken und Zeichen, mit welchen die Natur ihn für das Gegentheil bestimmt zu haben scheint. Und in der That ist dies ziemlich oft bei jenen Menschen der Fall, die, statt sich über ihr eigenes Aussehen zu grämen und das Anderer zu beneiden, sich im Gegentheil bemühen, ihren Geist zu bilden und jene seelische Schönheit zu erreichen, die dauernder und werthvoller ist. Ich habe manche liebenswürdige Häßlichkeit gekannt, und in manchem Gesichte, das nur aus unschönen Zügen zusammengestellt schien, eine Güte entdeckt, welche die Reize der stolzesten Schönheit überstrahlte. Doppeltes Lob gebührt der Tugend wenn sie in einem Körper wohnt, der dazu gemacht scheint, dem Laster zur Hülle zu dienen. Es hat in solchen Fällen zuweilen den Anschein, als ob Leib und Seele nicht zusammen gehörten.

Sokrates war ein merkwürdiges Beispiel dieser Art. Es gab zu seiner Zeit einen Physiognomen, der, von dem Aeußern auf das Innere schließend, sehr merkwürdige Aussprüche in Bezug auf das Wesen und Temperament der Menschen gethan hatte. Sokrates Schüler, welche diesen Künstler prüfen wollten, führten ihn zu ihrem Lehrer, den er nie gesehen, und den er auch jetzt nicht erkannte. Nach einer kurzen Betrachtung des Gesichts sagte der Physiognom, er glaube den lüderlichsten, wollüstigsten alten Trunkenbold vor sich zu haben, der ihm je im Leben vorgekommen. Die Schüler brachen in ein Gelächter aus, weil sie mit diesem Ausspruche die Unzuverlässigkeit und Thorheit dieser Kunst bewie-

sen glaubten, aber Sokrates sagte ihnen, daß die Principien derselben; trotz dieses Mißgriffs, wohl richtig sein möchten, denn er sei von Natur zu den Lastern geneigt, die der Physiognom an ihm entdeckt, habe aber die angeborenen starken Triebe durch die Grundsätze der Philosophie besiegt.

In der That theilt uns ein alter Autor mit, daß das Gesicht des Weisen dem des Silen ungemein ähnlich war, und wir sehen dies sowohl durch die noch vorhandenen Statuen und Büsten, wie durch antike Siegel und geschnittene Steine bestätigt, die sich in Cabinetten und Sammlungen befinden. Aber welche derartige Beobachtungen man auch immer zu machen Gelegenheit hat, so wird doch ein weiser Mann bei der Beurtheilung eines Menschen nach dem Aeußern sehr vorsichtig zu Werke gehen. Es ist eine nicht wieder gut zu machende Ungerechtigkeit, wenn wir Leute, die wir nicht kennen, nach ihrem Gesicht und Ansehen beurtheilen. Wie oft empfinden wir Abneigung gegen einen Menschen von großem inneren Werth, oder halten einen Mann seinem Ansehen nach für stolz und boshaft, den wir, nachdem wir seinen Charakter erkannt, nicht genug schätzen können! Dr. Moore zählt, in seinem wunderbaren System der Ethik, diese Neigung, den Menschen nach seiner äußeren Erscheinung zu beurtheilen, zu den kleinen Sünden gegen die Moral, und giebt ihr, wenn ich nicht irre, den Namen Prosopolepsia.

XXIX.

Ipse thymum pinosque ferens de montibus altis,
Tecta serat late circum, cui talia Curae:
Ipse labore manum duro terat, ipse feraces
Figat humo plantas, et amicos irriget Imbres.
Virg.

Selber Thimus sich tragend und Fichtengehölz von den Berghöh'n,
Pflanz' er weit um die Wohnungen her, wem solcherlei obliegt.
Härte selbst durch Arbeit die Hände sich, selber des Obstes
Sprößlinge heft' er an's Land, mit freundlichem Regen sie wässernd.
(Voß.)

Jeder Stand hat seine eigenen ihm zugewiesenen Pflichten. Der Mensch, welchem es vergönnt ist, sich selbst seinen Beruf zu

wählen, ist unzweifelhaft glücklicher als derjenige, der sich durch die Nothwendigkeit zu einem solchen bestimmen lassen muß. Beide aber haben die Aufgabe, sich einer Thätigkeit zu widmen, die entweder nützlich für sie selbst oder segenbringend für Andere ist, und keiner der Söhne Adam's sollte daran denken, sich der Arbeit und Thätigkeit zu entziehen, die unserem Stammvater und seiner Nachkommenschaft auferlegt wurde. Diejenigen, welche durch Geburt und Reichthum der Nothwendigkeit zu arbeiten überhoben werden, haben die Verpflichtung, für sich selbst eine Thätigkeit, einen Wirkungskreis zu suchen, damit sie der Menschheit keine unnütze Last sind und man sie nicht als die einzigen unbrauchbaren Creaturen der Schöpfung betrachten darf.

Viele unserer Landjunker widmen ihr Leben ausschließlich der Jagd oder anderen Vergnügungen, die Feld und Wald ihnen gewähren, und dies gab einem der größten Schriftsteller Englands Veranlassung zu dem Ausspruche, daß auf Jedem von ihnen eine Art von Fluch laste, jener Fluch, der in den Worten Goliath's liegt: „Ich will dein Fleisch geben den Vögeln unter dem Himmel und den Thieren auf dem Felde!" Denn obgleich die genannten Leibesübungen, wenn sie mäßig betrieben werden, einen guten Einfluß auf Körper und Seele haben mögen, so bietet das Landleben dennoch eine Menge anderer Amüsements edlerer Art.

Unter diesen halte ich nun aber keins für angenehmer und für das öffentliche Wohl ersprießlicher, als das Anlegen von Pflanzungen. Ich könnte einen Edelmann nennen, den sein Schicksal in die verschiedensten Theile Englands führte und der überall diese Spuren seines Daseins zurückließ; er bewohnte niemals ein Haus, ohne ringsum Keime des Reichthums auszustreuen und so den Nachkommen des Eigenthümers ein Legat zu hinterlassen. Hätten alle englischen Edelleute dasselbe auf ihren Besitzungen gethan, so würde das ganze Land jetzt einem großen Garten gleichen.

Auch Männer vom höchsten Range dürften eine solche Verwendung ihrer Zeit nicht für eine unrühmliche halten, denn es hat Heroen in diesem Fache gegeben wie in jedem andern. So hören wir z. B. von König Cyrus rühmen, daß er ganz Kleinasien bepflanzte. Die Liebhaberei des Bäumepflanzens hat etwas wirklich Großartiges, denn sie veredelt ganze Gegenden, verschönert die

Erde und wirkt gewissermaßen schöpferisch. Die Befriedigung, welche sie gewährt, gleicht aus diesem Grunde der des Dichters, von welchem Aristoteles sagt, daß er größere Freude an seinen Werke habe, als irgend ein anderer Schriftsteller oder Künstler.

Das Anlegen von Pflanzungen bietet außerdem einen Vortheil, welcher fast jeder andern Beschäftigung abgeht, es gewährt einen lange dauernden Genuß, und das Werk vervollkommnet sich von selbst unter dem Auge seines Schöpfers. Hat man ein Bauwerk oder ein anderes derartiges Unternehmen beendigt, so tritt auch alsbald der Verfall ein. Man sieht es den höchsten Punkt der Vollkommenheit erreichen, aber es geht von diesem Moment an bereits wieder dem Ruin entgegen. Ist im Gegentheil eine Pflanzung angelegt, so sieht man sie, so lange man lebt, mit jedem Jahre zu immer größerer Vollkommenheit heranwachsen.

Aber ich empfehle diese Beschäftigung nicht nur den Grundbesitzern als einen angenehmen Zeitvertreib, sondern als eine verdienstliche Lebensaufgabe, zu deren Erfüllung wir uns auch durch moralische Gründe, durch die Liebe zum Heimathlande und durch die Rücksicht auf unsere Nachkommen getrieben fühlen sollten. Was die Liebe zu unserem Lande betrifft, so brauche ich nur die vielfach beobachtete Thatsache zu erwähnen, daß der Zuwachs an Waldbäumen in keinem Verhältniß zu der Ausrottung derselben steht, und daß die Nation, vielleicht schon nach wenigen Menschenaltern, nicht mehr im Stande sein wird, das für die Flotte nöthige Holz herbeizuschaffen. Ich weiß, daß ein Mann, der in dieser Weise von den nach uns kommenden Geschlechtern spricht, gewöhnlich von selbstischen Menschen lächerlich gemacht wird, denn die meisten Leute sind der Meinung jenes alten Collegiaten, der, als man ihn aufforderte einer Sache beizutreten, welche für den Nachfolger von Nutzen sein sollte, ärgerlich ausrief: „Wir thun Alles für die Nachkommen, aber ich möchte nur erleben, daß diese einmal etwas für uns thäten.“

Ich meinestheils halte die Vernachlässigung einer Pflicht, die so leicht zu erfüllen ist, kaum für verzeihlich. Wenn der Mensch bedenkt, daß das Setzen einiger Schößlinge denen zu Gute kommt, welche fünfzig Jahre nach ihm leben werden, oder daß er vielleicht einen seiner eigenen Abkömmlinge mit so unbedeutenden Kosten wohl-

habend, ja sogar reich machen kann, und er thut es dennoch nicht; so besitzt er sicherlich ein kleinliches Herz, und es mangelt ihm an allen höheren Grundsätzen so wie an echter Menschenliebe.

Noch Eins möchte ich zur Unterstützung des eben Gesagten anführen. Es giebt manche ehrliche Seele, die von Natur geneigt ist, Gutes zu thun und der Menschheit zu nützen, die aber bei sich selbst beklagt, daß es ihr dazu an Talent fehlt. Hier ist eine Wirksamkeit, die sich auch für den Geringbegabten eignet und der sich die große Menge derer zuwenden kann, welche nicht die Fähigkeit besitzen, ihrem Vaterlande in anderer Weise zu dienen und für ihre Nachkommenschaft etwas zu thun. Einer meiner Freunde pflegte, wenn unter seinen ländlichen Nachbarn ein tüchtiger Mann starb, zu sagen: „Man wird seine Spuren noch lange bemerken," und ich betrachte dies als eine gute Leichenrede beim Tode eines braven Landwirthes, der nachhaltige Spuren seines Wirkens an dem Orte hinterläßt, an dem er gelebt hat.

Nach dem Vorhergehenden kann ich den Gegenstand dieser Abhandlung kaum anders betrachten, denn als ein Gebot der Moral, dessen Befolgung, wie ich nachgewiesen, ihren Lohn schon in dem Vergnügen findet, das sie uns gewährt. Allerdings ist es keiner jener rauschenden Genüsse, wie die heißblütige Jugend sie begehrt, aber ist die Freude auch nicht so stürmisch, so ist sie doch dauernder. Nichts kann ja erquicklicher sein, als uns in das Anschauen unserer eigenen guten Werke zu versenken und uns in dem Schatten zu ergehen, den wir durch unseren Fleiß geschaffen. Genüsse dieser Art beruhigen das Gemüth und besänftigen die Leidenschaften, welche des Menschen Seele quälen. Sie geben uns gute Gedanken und befähigen uns zu heilsamen Betrachtungen. Mehrere unserer alten Philosophen brachten den größten Theil ihres Lebens in ihren Gärten zu. Epicur selbst konnte sich ein sinnliches Vergnügen nicht anders als in solcher Umgebung denken. Jeder, der Homer, Virgil und Horaz, die größten Geister des Alterthums kennt, weiß auch, daß sie mit Begeisterung vom Landbau gesprochen und Virgil ein ganzes Buch darüber geschrieben hat.

Namentlich scheint diese Beschäftigung dem primitiven Menschen zugesagt zu haben, der noch Zeit hatte, seine Unternehmungen wachsen und bis zur höchsten Vollendung gedeihen zu

sehen und dann langsam mit ihnen verging. Ein vor der Sündfluth lebender Mensch hätte vielleicht einen Wald der höchsten Eichen emporwachsen sehen können. Indessen erwähne ich das nur, weil ich in der nächsten Nummer eine Geschichte zu erzählen gedenke, die ich in einer Sammlung chinesischer Sagen fand, und die man vielleicht als eine antediluvianische Novelle bezeichnen darf.

XXX.

(Die Liebe Hilpa's und Shalum's.)

Hic gelidi fontes, hic mollia prata, Lycori,
Hic nemus, hic toto tecum consumere aevo.
Virg.

Hier sind kühlende Quellen, hier schwellende Matten Lycoris,
Hier ein Gehölz, hier möcht ich mit Dir durchleben die Tage!
(Binder.)

Hilpa war eine der hundertundfünfzig Töchter von Zilpah aus dem Geschlecht des Cohu, unter welchem man nach der Meinung einiger gelehrter Männer Kain zu verstehen hat. Das Mädchen war sehr schön, und als sie ein Alter von siebenzig Jahren erreicht hatte, empfing sie die Huldigungen mehrerer Männer, die sie liebten. Unter diesen befanden sich zwei Brüder, Harpath und Shalum. Harpath war der Erstgeborene und Herr der fruchtbaren Gegend, die am Fuße des Berges Tirzah im südlichen Theile China's liegt. Shalum (das heißt chinesisch: der Pflanzer) besaß alle benachbarten Hügel und jene große Bergkette, welche mit dem Namen Tirzah bezeichnet wird. Harpath war von stolzem, hochmüthigem Wesen, Shalum dagegen von sanfter Gemüthsart und wohlgefällig vor Gott und den Menschen.

Die Sage berichtet, daß unter den vorsündfluthlichen Weibern gerade die Töchter Cohu's nach reichen Männern trachteten, und dies war auch der Grund, daß Hilpa den Harpath seinem Bruder

Shalum vorzog, denn seine Schafe und Rinderheerden bedeckten die ganze Ebene, die sich am Fuße des Tirzah hinzieht und durch mehrere in dem Gebirge entspringende Quellen und Ströme bewässert wird.

Harpath beeilte sich aber mit seiner Werbung, so daß er Hilpa im hundertsten Jahre ihres Alters heirathete. In seiner unfreundlichen Gemüthsart verlachte er seinen Bruder Shalum darum, daß er an die schöne Hilpa hatte denken können, obgleich er nichts besaß, als eine lange felsige Bergkette. Dies erbitterte Shalum so sehr, daß er, wie man sagt, dem Bruder im Zorne seines Herzens fluchte und den Himmel bat, er möge einen seiner Berge auf des Bruders Haupt schleudern, wenn dieser je wieder wage, ihren Schatten zu betreten.

Von dieser Zeit an verließ Harpath die Ebenen nicht mehr. Er fand einen frühzeitigen Tod, als er im zweihundertundfünfzigsten Jahre seines Alters einen Fluß durchschreiten wollte, der ihn mit sich fortriß. Dieser Fluß wird nach ihm bis auf den heutigen Tag Harpath genannt. Das Merkwürdige dabei ist aber, daß dies Gewässer auf einem jener Berge entspringt, von denen Shalum wünschte, sie möchten auf seinen Bruder niederstürzen, als er ihn in der Bitterkeit seines Herzens verfluchte.

Hilpa stand beim Tode ihres Mannes im hundertundsechszigsten Jahre und hatte ihm, bevor er von ihr genommen wurde, nur fünfzig Kinder geboren. Viele Männer warben um die junge Wittwe, obgleich man wußte, daß Keiner hoffen durfte, sie zu gewinnen, als Shalum, ihr erster Freier, der seine Bewerbung zehn Jahre nach Harpath's Tode erneuerte; denn man hielt es in jenen Tagen nicht für wohlanständig, daß eine Wittwe von anderen Männern gesehen wurde, ehe zehn Jahre nach dem Hinscheiden des Gatten verflossen.

Shalum, der in tiefe Schwermuth gefallen war, hatte den Entschluß gefaßt, das Hinderniß zu beseitigen, das sich ihm in den Weg gestellt, als er das erste Mal um Hilpa geworben. Unverzüglich nach ihrer Verheirathung mit Harpath hatte er angefangen, alle Höhen und Berge, welche bei der Theilung des Landes ihm zugefallen, zu bepflanzen. Er verstand es, jedem Baume den passenden Boden anzuweisen, eine Kunst, deren traditionelle Geheimnisse,

wie man sagt, von den ersten Menschen auf ihn übergegangen waren. Diese Beschäftigung gereichte ihm auf die Länge der Zeit eben so sehr zum Nutzen, wie zum Vergnügen. Seine Berge waren nach wenigen Jahren von jungen Bäumen beschattet, die nach und nach zu Hainen und Wäldern heranwuchsen und von Wegen, Rasenplätzen und Gärten durchschnitten und unterbrochen wurden, so daß das sonst nackte und unfruchtbare Gebiet das Ansehen eines zweiten Paradieses gewann.

Die Schönheit der Gegend und die gütige Gesinnung Shalum's, den man zu den mildesten und weisesten Männer rechnet, welche vor der Sündfluth lebten, zog eine Menge Menschen in das Land, die man damit beschäftigte, Brunnen zu graben, Abzugsgräben anzulegen und Baumstämme zu Röhren auszuhöhlen, deren man zur besseren Vertheilung des Wassers nach allen Richtungen der ausgedehnten Pflanzung bedurfte.

Shalum's Wohnsitz erschien in den Augen Hilpa's alljährlich schöner und nach Verlauf von siebenzig Sommern weidete sie ihre Blicke an der Aussicht auf Shalum's Berge, die sich jetzt, mit zahllosen Baumgruppen und schattigem Buschwerk bedeckt, zu der schönsten Landschaft umgewandelt hatten, auf der des Menschen Auge nur immer ruhen konnte.

Die Chinesen bewahren einen Brief, den Shalum an Hilpa im elften Jahre ihrer Wittwenschaft geschrieben haben soll. Ich gebe hier eine Uebersetzung desselben ohne der edeln Einfachheit des Gefühls und der Schlichtheit des Ausdruckes, die im Original zu Tage tritt, Abbruch zu thun.

Shalum war zu jener Zeit einhundertundachtzig Jahre alt, und Hilpa zählte einhundertundsiebenzig.

„Ich, Shalum, Herr des Gebirges Tirzah, an Hilpa, Beherrscherin der Ebene.

„Im Jahre 778 nach Erschaffung der Welt.

„Was habe ich nicht erduldet, o Tochter Zilpah's, seitdem Du Dich hingabst an meinen Nebenbuhler! Ich war müde des Sonnenlichtes und habe mich bedeckt mit den Schatten der Haine und Wälder. Siebenzig Jahre lang habe ich Deinen Verlust beweint auf dem Gipfel des Berges Tirzah und meinen Trübsinn genährt in dem Schatten, den ich selbst geschaffen. Meine Wohnstätte gleicht

dem Garten Gottes und ist überall geschmückt mit Früchten, Blumen und Quellen. Das ganze Gebirge ist mit Duft erfüllt zu Deinem Empfange. Steige herauf zu mir, o meine Geliebte, und laß uns diesen Platz der Erde bevölkern mit einem herrlichen Geschlecht. Wir wollen uns mehren und ausbreiten in diesem erquickenden Schatten, und unsere Söhne und Töchter sollen nach allen Himmelsgegenden darunter wohnen.

„Bedenke, o Tochter Zilpah's, daß das Leben des Menschen höchstens tausend Jahre währt und des Weibes Schönheit nur wenige Jahrhunderte. Sie prangt wie die Eiche des Berges und wie die Ceder auf dem Gipfel des Tirzah, die in drei= oder vierhundert Jahren dahin stirbt, und deren man nicht mehr gedenkt, wenn nicht junge Schößlinge ihren Wurzeln entsprießen. Bedenke das wohl und erinnere Dich Deines Nachbars im Gebirge."

Nachdem ich diesen Brief wiedergegeben, den ich für das einzige noch existirende, vorsündfluthliche Billet=doux halte, werde ich in nächster Nummer die Antwort darauf sowie die Fortsetzung dieser Geschichte mittheilen.

XXXI.

Ipsi laetitia voces ad sidera jactant
Intonsi montes: ipsae jam carmina rupes,
Ipsa sonant arbusta — — — — — — —

Virg.

Selbst nun heben mit Jauchzen die Stimmen empor zu den Sternen
Berge, die nie heimsuchte das Beil, Lob singen die Felsen
Selbst aus Büschen ertönt's! — — — — — — — — — — — — — — —

(Binder.)

Der Brief, den ich in meiner letzten Nummer mittheilte, machte einen solchen Eindruck auf Hilpa, daß sie ihn noch vor Ablauf von zwölf Monaten in folgender Weise beantwortete:

„Hilpa, die Beherrscherin des Thales, an Shalum, den Herrn des Gebirges Tirzah.

„Im Jahre 789 der Schöpfung.

„Was habe ich mit Dir zu schaffen, o Shalum? Du preisest Hilpa's Schönheit — aber bist Du nicht vielmehr heimlich verliebt in das Grün ihrer Wiesen? Bist Du nicht mehr eingenommen von der Aussicht auf ihre reichen Thäler, als Du von dem Anblick ihrer Person sein würdest? Das Gebrüll meiner Rinder und das Blöken meiner Schafe, das in Deinen Bergen wiederhallt, mag Deinem Ohre angenehm sein. Deine rauschenden Wälder und die Düfte, die vom Gipfel des Tirzah herniederwehen, sind mir wohlgefällig, aber wie ließen sie sich vergleichen mit dem Reichthum meiner Thäler?

„Ich kenne Dich, o Shalum! Du bist der weiseste und glücklichste unter allen Menschen. Deine Wohnung liegt zwischen Cedern Du erforschest die Verschiedenheit des Bodens, Du kennst den Einfluß der Sterne und beobachtest den Wechsel der Jahreszeiten. Kann eine Frau schön erscheinen in den Augen eines solchen Mannes? Beunruhige mich nicht, o Shalum, sondern laß mich allein, damit ich in Frieden des Reichthums genieße, der mir zu Theil geworden. Suche mich nicht zu gewinnen durch lockende Worte. Mögen Deine Bäume wachsen und sich vermehren, mögest Du Wald zum Wald und Schatten zum Schatten fügen, aber verleite Hilpa nicht, Deine Abgeschiedenheit zu stören und Deine Einsamkeit zu bevölkern.“

Die Chinesen erzählen, daß Shalum kurze Zeit darauf Hilpa zu einem Gastmahl auf einen benachbarten Hügel einlud, und daß sie die Einladung annahm. Dies Fest währte zwei Jahre, und man sagt, daß es Shalum zweihundert Antilopen, zweitausend Straußen und tausend Tonnen Milch gekostet habe. Das Beste aber waren die Menge und Mannichfaltigkeit der ausgezeichneten Früchte und Gemüse, in welchen kein damals Lebender es Shalum gleich that.

Er bewirthete sie in einer Laube, die er mitten in einem Nachtigallenhain angepflanzt hatte. Dieser Hain bestand aus den Fruchtbäumen und Gewächsen, welche den verschiedenen Sorten der Singvögel am angenehmsten sind, so daß er alle Sänger der Gegend anlockte und das ganze Jahr hindurch von den lieblichsten Melodien wiederhallte.

Shalum zeigte Hilpa jeden Tag irgend eine herrliche und überraschende Scene in dieser Waldregion. Er fand dabei so viel Gelegenheit, als er nur wünschte, ihr sein Herz zu offenbaren, und dies gelang ihm so gut, daß sie ihm bei der Abreise eine Art von Zusage gab, indem sie noch vor Ablauf von fünfzig Jahren eine gewisse Antwort versprach.

Aber sie hatte noch nicht lange wieder unter ihrem Volke im Thale gelebt, als sie neue Anträge und zugleich einen glänzenden Besuch von Mishpach empfing, einem Manne, der unter den Alten hohen Ansehens genoß und eine große Stadt gebaut hatte, die seinen Namen trug. Jedes Haus war wenigstens für die Dauer eines Jahrtausends erbaut — einige von ihnen waren bereits auf ein Menschenalter hinaus verpachtet, und die Masse der Steine und des Holzes, die man dazu verwendet, war so groß, daß unsere Zeitgenossen sich kaum einen Begriff davon zu machen vermöchten. Dieser berühmte Mann unterhielt Hilpa mit der Musik verschiedener Instrumente, die man kürzlich erfunden hatte, und tanzte vor ihr beim Schalle der Trommel. Er überreichte ihr ferner mehrere Hausgeräthe, die von Kupfer und Eisen gefertigt und zur Bequemlichkeit des Lebens bestimmt waren.

Zu derselben Zeit aber verfiel Shalum in großen Mißmuth und war voll Zorn gegen Hilpa um der Aufnahme willen, die sie Mishpach zu Theil werden ließ. Während eines vollen Umlaufes des Saturnius schrieb er nicht an sie und sprach er nicht zu ihr — aber als er endlich sah, daß es mit Mishpach nicht weiter kam als zu einem Besuch, so erneuerte er seine Bewerbung um Hilpa, die, wie man erzählt, während seines langen Schweigens oft mit nassen Augen nach dem Gebirge Tirzah geschaut hatte.

Noch etwa zwanzig Jahre lang schwankte sie zwischen Shalum und Mishpach, denn wenn ihre Neigung sie zu dem Erstern hinzog, so sprach der Eigennutz eben so stark für den Zweiten. Während sie aber noch so unentschlossen zögerte, ereignete sich folgender Vorfall, der ihre Wahl entschied. Ein hoher hölzerner Thurm, der in der Stadt des Mishpach stand, wurde vom Blitz entzündet, und nach wenigen Tagen lag die ganze Stadt in Asche. Mishpach beschloß, den Ort um jeden Preis wieder aufzubauen, und da er bereits alles Holz seines eigenen Landes verbraucht hatte,

war er gezwungen, sich an Shalum zu wenden, dessen Wälder jetzt bereits zweihundert Jahre alt waren. Er erkaufte das Holz mit so viel Rinder- und Schafheerden, mit so viel Feld und Weideland, daß Shalum jetzt reicher war als Mishpach, und er dadurch den Augen von Zilpah's Tochter so wohlgefällig erschien, daß sie ihm ihre Hand nicht länger weigerte.

Am Tage, da er sie in die Berge führte, errichtete er von Cedern und anderen wohlriechenden Hölzern eine ungeheure Pyramide, welche gegen dreihundert Ellen hoch war. Er warf auch Bündel von Myrrhen und Lavendel sowie andere gewürzige Kräuter hinein und tränkte sie mit Harz aus seinen Wäldern. Dies war das Brandopfer, welches Shalum am Tage seiner Vermählung mit Hilpa darbrachte. Der Rauch desselben stieg auf zum Himmel und erfüllte das ganze Land mit Wohlgeruch.

XXXII.

— — — — — — — — — — — — — Spatio brevi
Spem longam reseces: dum loquimur, fugeret invida
Aetas: carpe diem, quam minimum credula postero.
Hor.

— — — — — — — — — — — — — — — Und in den engen Raum
Lange Hoffnung beschränkt! Mitten im Wort flieht uns die neidische
Jugend. Raffe den Tag, nicht um ein Haar trauend dem folgenden!
(Voß.)

„Wir Alle beklagen uns über die Kürze der Zeit," sagt Seneca, „und doch haben wir so viel, daß wir nicht wissen, was wir damit anfangen sollen. Unser Leben," fährt er fort, „geht dahin, indem wir entweder gar nichts thun, oder nicht das Zweckdienliche vornehmen, oder nicht das ausführen, was wir uns vorgenommen hatten. Wir klagen stets, daß unserer Tage nur wenige sind, und benehmen uns, als dächten wir, sie könnten kein Ende nehmen." Der große Philosoph hat hier den Widerspruch, in welchem wir

uns in diesem Falle mit uns selbst befinden, mit dem ganzen Reichthum des Wortes und der Gedanken dargelegt, der seinen Schriften eigen ist.

Ich selbst habe schon oft Betrachtungen über die Inconsequenz der Menschen bezüglich eines andern, diesem verwandten Punktes angestellt. Obgleich wir nämlich die Kürze des Lebens im Allgemeinen tief beklagen, wünschen wir doch das Ende einer jeden Periode herbei. Der Minderjährige sehnt sich, das Alter der Mündigkeit zu erreichen, wünscht dann, selbstständiger Geschäftsmann zu werden, dann ein Vermögen zu erwerben, dann zu Ehren zu gelangen und endlich sich zurückzuziehen. Und obwohl Jeder darüber klagt, daß das Leben kurz ist, so scheinen die einzelnen Perioden dennoch Jedem lang und lästig. Wir wünschen die uns gegebene Spanne Zeit im Allgemeinen zu verlängern, aber wir möchten doch die einzelnen Theile, aus denen sie besteht, abkürzen. Der Wucherer wäre sehr zufrieden, die zwischen dem gegenwärtigen Augenblicke und dem nächsten Zinstermine liegende Zeit ausstreichen zu können. Der Politiker würde gern drei Jahre aus seinem Leben verlieren, wenn er im Stande wäre, damit die Dinge so zu gestalten, wie er sich einbildet, daß sie sich nach Verlauf dieser Zeit gestaltet haben werden. Der Verliebte würde glücklich sein, alle Momente aus seinem Dasein zu streichen, welche noch zwischen ihm und der ersehnten glücklichen Vereinigung liegen. So schnell die Zeit auch verrinnt, so wünschen wir ihr doch in den meisten Verhältnissen einen noch schnelleren Verlauf. Viele Stunden des Tages werden uns lang, zuweilen wünschen wir ganze Jahre hinweg. Wir eilen durch die Zeit wie durch ein Land mit vielen wüsten und öden Strecken, an denen wir nicht bald genug vorüberkommen können, um die wenigen kleinen Ansiedelungen oder die hier und da zerstreut liegenden imaginären Ruhepunkte zu erreichen.

Wenn wir das Leben der meisten Menschen in zwanzig Theile scheiden, so werden wir finden, daß wenigstens neunzehn dieser Abschnitte hohl und leer, weder durch Genuß noch durch Arbeit ausgefüllt sind. Ich schließe in diese Berechnung nicht das Leben derjenigen Menschen ein, die sich in einem ewigen Drang von Geschäften befinden, sondern ich meine nur die, welche nicht immer in Anspruch genommen sind, und ich glaube gerade diesen Personen

einen annehmbaren Dienst zu erweisen, wenn ich ihnen Mittel und Wege zeige, die leeren Zeiträume ihres Lebens auszufüllen. Diese Mittel sind:

Erstens die Ausübung unserer Pflichten im ausgedehntesten Sinne des Wortes. Schon die eine Abtheilung derselben, die sogenannten socialen Pflichten, können auch den thätigsten Menschen vollständig beschäftigen, und ihn mehr in Anspruch nehmen als ein arbeitsreiches Amt. Den Unwissenden zu unterrichten, dem Bedürftigen beizustehen, den Traurigen zu trösten, das sind Pflichten, die fast jeden Tag an uns herantreten. Wie oft bietet sich Gelegenheit, den Eifer einer Partei zu mäßigen, dem Charakter eines verdienten Mannes Anerkennung zu verschaffen, Neidische zu besänftigen, Zornige zu beruhigen und Vorurtheile zu berichtigen — lauter Beschäftigungen, die jedem vernünftigen Menschen wohl anstehen und demjenigen große Befriedigung gewähren, der sich ihnen zu widmen vermag.

Dann giebt es noch andere Pflichten, welche die einsamen Stunden ausfüllen können, in denen wir ohne Gesellschaft und Unterhaltung uns selbst überlassen sind: ich meine den Verkehr und die Gemeinschaft, in welchen jedes vernünftige Wesen mit dem Urheber seines Daseins stehen sollte. Der Mensch, welcher von dem Gefühl der Gegenwart Gottes erfüllt ist, gewinnt eine beständige Heiterkeit des Gemüths, und genießt jeden Augenblick das Glück, sich in Gesellschaft seines theuersten und besten Freundes zu wissen. Die Zeit wird ihm niemals lang, er fühlt sich niemals allein. Seine Gedanken sind gerade dann am geschäftigsten, wenn die Anderer am unthätigsten sind. Er hat kaum das Geräusch der Welt verlassen, so erglüht sein Herz von Andacht und schwillt in Hoffnung und Glück, denn er ist sich der Gegenwart dessen bewußt, der ihn nie verläßt — oder er schüttet seine Sorgen, seine Befürchtungen, seinen Kummer vor dem großen Erhalter seines Daseins aus.

Ich habe hier nur die Nothwendigkeit in's Auge gefaßt, daß der Mensch seine Pflicht thue, um beschäftigt zu sein; aber wenn wir bedenken, daß diese Pflicherfüllung nicht nur als Zeitvertreib zu betrachten ist, sondern daß sich der Einfluß derselben auf den jenseits des Grabes liegenden Theil unserer Existenz hinaus erstreckt,

daß unsere ganze Ewigkeit gerade von jenen Stunden abhängig ist, die wir der Tugend oder dem Laster geweiht haben, so finden wir doppelte Beweggründe, unsere Zeit in dieser Weise zu benutzen.

Was sollte man von einem Manne denken, der nur ein kleines Capital auszuleihen hätte und Gelegenheit fände, es ganz und mit Vortheil zu verwerthen, trotzdem aber neunzehn Theile todt liegen ließe und den zwanzigsten dazu verwendete, sich zu schaden und zu Grunde zu richten? Da es indessen dem Menschen nicht möglich ist, sich allezeit bei gleichem Eifer und in angestrengter Thätigkeit zu erhalten, so ist es nöthig, auch für diese Zeit der Erschlaffung eine geeignete Beschäftigung zu finden.

Ich würde dazu unschuldige und zugleich nützliche Vergnügungen empfehlen. Ich muß gestehen, daß ich es unter der Würde vernünftiger Geschöpfe halte, sich Amüsements hinzugeben, die an und für sich zwar harmlos sind, zu deren Lobe sich aber nicht das Geringste sagen läßt, als daß sie eben nicht schaden. Ob sich von allen Arten des Kartenspiels auch nur soviel behaupten läßt, will ich nicht entscheiden — aber es ist ziemlich wunderlich, zu sehen, wie Leute von Verstand oft zwölf Stunden lang beisammensitzen und sich damit beschäftigen, Karten zu mischen und auszugeben, ohne daß sie dabei etwas Anderes sprächen, als die gewöhnlichen Spielphrasen, und ohne einen andern Gedanken, als den an diese schwarzen oder rothen Punkte, welche verschiedene Formen und Figuren auf den Kartenblättern bilden. Würde man nicht lachen, wenn man diese Leute darüber klagen hörte, daß das Leben so kurz ist?

Dahingegen könnte das Theater zu einer ewig neuen Quelle nützlicher und edler Unterhaltung werden, wenn es demgemäß eingerichtet würde.

Keine Erholung ist aber angenehmer, als die Unterhaltung mit einem auserwählten Freunde. Es giebt kein Glück, das sich irgendwie mit dem vergleichen ließe, einen treuen und zuverlässigen Freund zu besitzen. Der Verkehr mit einem solchen erfreut und erleichtert die Seele, klärt und läutert das Verständniß, erzeugt neue Gedanken und Anschauungen, stärkt die Tugend und die guten Entschlüsse, besänftigt und mäßigt die Leidenschaften und füllt fast alle unsere müssigen Stunden.

Und nächst dem vertrauten Umgange mit einem Einzelnen

sollte Jeder nach einem mehr allgemeinen Verkehr mit Menschen streben, welche zugleich unterhaltend und bildend auf ihren Umgangskreis zu wirken vermögen, Eigenschaften, die sich ja meist beisammen finden.

Es giebt noch manche andere nützliche Unterhaltung, und man sollte sich die Aufgabe stellen, die Zahl derselben zu vermehren, damit man bei jeder Gelegenheit seine Zuflucht zu ihnen nehmen könnte, statt sich dem Müssiggange oder den Leidenschaften zu überlassen, die daraus hervorgehen.

Ein Mensch, der Geschmack an Musik, Malerei oder an der Baukunst findet, ist in Vergleich zu denen, welche diese Neigung nicht kennen, wie Einer, der einen Sinn mehr besitzt. Das Wohlgefallen an der Blumenzucht, der Gärtnerei, der Anlage von Plantagen oder an der Oekonomie ist für einen vermögenden Mann eine große Hilfe, und namentlich werden ihm diese Neigungen für den Aufenthalt auf dem Lande vielfach nützlich sein.

Von allen Unterhaltungen, welche das Leben bietet, ist aber gewiß keine besser geeignet, leere Stunden auszufüllen, als das Lesen belehrender und unterhaltender Bücher. Für heute muß ich mich jedoch mit dieser Andeutung begnügen, denn ich berühre damit bereits die dritte Art und Weise einer angenehmen und fruchtbringenden Zeitverwendung, und habe mir vorgenommen, diese für die nächste Nummer meines Blattes aufzusparen. Nur soviel will ich heute noch sagen, daß ich damit das Streben nach wissenschaftlicher Bildung meine.

XXXIII.

— — — — — — — — Hoc est
Vivere bis, vita posse priore frui.
Mart.

Doppelt lebt, wer auch das Vergangene genießt.

Der letzte meiner gestern gemachten Vorschläge, die leeren Stunden zu füllen, welche trägen Menschen so lästig werden, betraf die

Beschäftigung mit wissenschaftlichen Dingen. Ich erinnere mich, daß Mr. Boyle, von einem gewissen Mineral sprechend, sagt: daß ein Mensch sein ganzes Leben mit dem Studium desselben zubringen könnte, ohne alle seine Eigenschaften zu ergründen. Thatsache ist, daß es weder eine Wissenschaft noch den Zweig einer solchen giebt, der nicht ein volles Menschenleben auszufüllen vermöchte, selbst wenn es bedeutend länger wäre als es ist.

Ich will hier aber nicht das schon vielfach abgehandelte Thema: die Nützlichkeit der Wissenschaften, das Vergnügen und die geistige Vervollkommnung besprechen, welche die Beschäftigung mit ihnen gewährt; ich beabsichtige auch nicht, auf die Wege hinzuzeigen, auf denen man zu ihnen gelangt, noch weniger gedenke ich einen einzelnen Zweig derselben zu empfehlen, wie schon Viele vor mir gethan haben, sondern ich will ein anderes, ungewöhnlicheres und deshalb vielleicht unterhaltenderes Verfahren einschlagen.

Ich habe schon früher nachgewiesen, wie lang und langweilig Stunden sind, die nicht durch eine Beschäftigung ausgefüllt werden, und will mich hier bemühen, zu zeigen, daß die Zeit, welche wir mit Lesen, Studiren und Nachdenken über wissenschaftliche Gegenstände hinbringen, wohl lang, aber niemals langweilig erscheinen kann, und wie wir auf diese Weise ein Mittel finden, unser Leben zu verlängern und zugleich alle Theile desselben zu unserem Nutzen zu verwenden.

Mr. Locke bemerkt, daß wir einen Begriff von der Zeit und ihrer Dauer nur durch die Reflexion über die Menge der Gedanken empfangen, die in unserem Geiste aufeinander folgen, und aus diesem Grunde auch keinen Begriff von der Zeit und ihrer Länge haben, wenn wir tief und ohne Träume schlafen, ja daß zwischen dem Augenblicke, da wir beim Einschlafen aufhören zu denken, und dem Moment, da wir wieder zu denken anfangen, kein Zwischenraum zu liegen scheint. Der Autor fügt hinzu: „und dasselbe würde unzweifelhaft auch einem Wachenden geschehen, wenn es ihm möglich wäre, einen einzigen Gedanken ohne Wanken festzuhalten und keinen andern daneben aufkommen zu lassen. Wir können täglich beobachten, daß Jemand, der sein Denken fest auf einen gewissen Punkt fixirt und wenig Acht auf andere Dinge giebt, die ihm durch den Kopf gehen, während er sich ernstlich mit jenem Punkte beschäftigt, auch das Maß

für die Zeit verliert und sie immer kürzer findet, als sie wirklich ist.“

Wir können diesen Gedanken noch weiter verfolgen wenn wir uns vorstellen, wie der Mensch auf der einen Seite seine Zeit verkürzt, indem er nichts oder doch nur Weniges denkt, und sie auf der andern Seite verlängert, indem er seine Gedanken auf vielerlei Gegenstände richtet oder einen schnellen und steten Wechsel der Ideen unterhält. Malebranche sagt in seiner „Untersuchung über die Wahrheit,“ die mehrere Jahre vor Locke's: „Versuch über den menschlichen Verstand“ erschien, daß es vielleicht Geschöpfe gäbe, die in einer halben Stunde soviel zu denken vermöchten wie wir in tausend Jahren, oder für welche der Zeitraum, den wir eine Minute nennen, die Bedeutung einer Stunde, einer Woche, eines Monats oder eines ganzen Menschenalters besitzt.

Dieser Gedanke von Malebranche findet seine Erklärung durch die angeführte Stelle von Locke, denn wenn unsere Begriffe von Zeit nur aus den Reflexionen über die Menge von Vorstellungen entspringen, die in unserer Seele auf einander folgen, und wenn diese Gedankenfolge eine ungeheure Beschleunigung oder Verlangsamung erfahren kann, so folgt daraus, daß die verschiedenen Wesen die verschiedensten Ansichten über die Dauer eines Zeitraumes hegen können, je nachdem die Folge ihrer Ideen eine schnellere oder langsamere ist.

Es giebt eine Stelle im Koran, welche darauf hinzudeuten scheint, daß Mohamed die eben dargelegte Ansicht getheilt hat. Es wird dort erzählt: daß der Engel Gabriel den Propheten eines Morgens aus dem Bett holte, um ihm die sieben Himmel des Paradieses sowie die Hölle zu zeigen. Der Prophet nahm Alles genau in Augenschein und wurde, nachdem er neunzigtausend Unterredungen mit Gott gehabt, in sein Bett zurückgebracht. Alles dies, sagt der Koran, ging in so kurzer Zeit vor sich, daß Mohamed, als er sein Lager wieder erreichte, dasselbe noch warm fand, und daß er einen irdenen Krug, den er umgestoßen hatte, als ihn der Engel mit sich genommen, aufheben konnte, ehe noch alles Wasser ausgelaufen war.

Auch unter den türkischen Märchen befindet sich eine sehr hübsche Erzählung, welche im Zusammenhange mit jener Stelle des Korans

und in einer gewissen Verwandtschaft zu unserem Thema steht. Ein Sultan von Aegypten, so lautet die Erzählung, war ein Ungläubiger und pflegte jenen Vorfall aus Mohamed's Leben als unmöglich und absurd zu verlachen, aber als er eines Tages darüber mit einem großen Schriftgelehrten sprach, der die Gabe besaß, Wunder zu verrichten, sagte ihm dieser, er könne sich von der Wahrheit jener Begebenheit überzeugen, wenn er thun würde, was man von ihm verlange. Darauf bat er den Sultan, sich neben eine Tonne mit Wasser zu stellen, und als dieser darein willigte und umgeben von seinen Großen an die Tonne trat, ersuchte ihn der heilige Mann, den Kopf in das Wasser zu stecken und sogleich wieder herauszuziehen. Der Sultan tauchte sein Haupt in die Tonne und sah sich im selbigen Augenblicke an den Fuß eines Berges am Meeresstrande versetzt. Er wurde über diesen Verrath und die Zauberei des weisen Mannes sehr zornig, aber als er endlich sah, daß aller Grimm ihm nichts nützte, setzte er sich nieder, um darüber nachzudenken, auf welche Weise er sein Leben in diesem fremden Lande fristen sollte. Dann wendete er sich an einige Leute, die er in einem benachbarten Gehölz arbeiten sah, und diese führten ihn nach einer in der Nähe liegenden Stadt, wo er nach verschiedenen Abenteuern eine Frau von großer Schönheit und großem Vermögen heirathete. Er lebte mit dieser Frau so lange, bis er sieben Söhne und sieben Töchter mit ihr hatte. Späterhin wurde er so arm, daß er daran denken mußte, als Lastträger zu arbeiten, um seinen Lebensunterhalt zu gewinnen. Eines Tages, als er allein am Ufer des Meeres spazieren ging, versunken in melancholische Betrachtungen über sein früheres und sein jetziges Schicksal, empfand er eine Regung der Frömmigkeit, und legte seine Kleider ab, um sich nach mohamedanischem Gebrauch zu waschen, ehe er seine Gebete sagte.

Kaum aber war er in's Wasser getaucht und hatte den Kopf wieder daraus erhoben, als er sich urplötzlich neben der Tonne inmitten seiner Großen stehen sah, den heiligen Mann an seiner Seite. Der Sultan begann sogleich diesen auszuschelten, daß er ihn in solche Abenteuer gestürzt und so lange Zeit in Elend und Dienstbarkeit gelassen habe, aber wie war er erstaunt zu hören, daß die Zustände, von denen er sprach, nur Traum und Täuschung gewesen, daß er sich nicht von dem Platze bewegt, auf dem er stand,

sondern nur den Kopf in's Wasser getaucht und sogleich wieder herausgezogen hatte.

Der Anhänger Mohamed's benutzte die Gelegenheit, den Sultan zu belehren, daß für Gott kein Ding unmöglich sei, und daß Er, vor dem tausend Jahre sind wie ein Tag, auch machen kann, daß ein einziger Tag, ja ein einziger Moment, seinen Geschöpfen wie ein Zeitraum von tausend Jahren erscheint.

Ich überlasse es meinen Lesern, diese orientalische Fabel mit den Ansichten der zwei obenangeführten großen Philosophen zu vergleichen, und kann nur wünschen, daß die Nutzanwendung sie zu der Einsicht führen möge, wie wir im Stande sind, unser Leben durch ernstliche Beschäftigung mit den Wissenschaften weit über seinen natürlichen Umfang zu erweitern.

Die Stunden eines weisen Mannes werden durch seine Gedanken verlängert, wie die eines Thoren durch seine Thorheit. Die Zeit des Einen erscheint lang, weil er nicht weiß, was er damit anfangen soll, die des Andern, weil sich ihm jeder Moment durch einen ersprießlichen oder angenehmen Gedanken bemerklich macht. Mit andern Worten, die Zeit erscheint Beiden lang, weil der Eine sie hinwegwünscht, der Andere sich jedes Augenblickes erfreut.

Wie verschieden aber erscheint der Rückblick auf das Leben eines Menschen, der in Weisheit und wissenschaftlicher Thätigkeit alt geworden, von dem eines andern, der seine Lebenszeit in Unwissenheit und Thorheit hingebracht? Der Letztere gleicht dem Eigenthümer einer unfruchtbaren Landstrecke, auf welcher er nur kahle Hügel und öde Flächen erblickt, die nichts hervorbringen, was Vortheil oder Annehmlichkeit verspräche. Der Andere ist Besitzer schöner ausgedehnter Ländereien, bestehend in prächtigen Gärten, grünen Wiesen und fruchtbaren Feldern, auf denen sein Auge kaum ein Plätzchen findet, das nicht mit einer köstlichen Pflanze oder Blume geschmückt wäre.

XXXIV.

— — — Tanta est quaerendi cura decoris.
Juvenal.

— — — Nicht anders, als schweb' in Entscheidung die Ehre
Oder das Leben, so arg beeifert sich Alles am Putztisch.
(Haugwitz.)

Kein Ding in der Welt ist so veränderlich als der Kopfputz der Damen, denn ich kann mich selbst erinnern, ihn in dreißig verschiedenen Graden fallen und steigen gesehen zu haben. Vor etwa zehn Jahren schoß er zu einer so enormen Höhe empor, daß die Frauen viel größer erschienen als die Männer, ja sie erreichten eine solche Größe, daß wir wie Grashüpfer neben ihnen aussahen, während jetzt plötzlich das schöne Geschlecht zu einer Zwerghaftigkeit zusammenschrumpft, die es als eine ganz andere Species erscheinen läßt. Ich kenne mehrere Damen, die einst sieben Fuß hoch waren und jetzt noch einige Zoll weniger als fünf Fuß messen. Welche Bewandtniß es mit diesem plötzlichen Kleinwerden hat, vermochte ich noch nicht zu ergründen. Ob entweder das ganze Geschlecht sich einer uns unbekannten Buße unterworfen, oder seine Frisur abgelegt hat, um uns mit etwas ganz Neuem dieser Art zu überraschen, oder auch, ob nicht einige der Größten des Geschlechts, den übrigen an List überlegen, dies Mittel erdacht haben, um sich selbst auf das gehörige Maß zu reduciren, ist bis jetzt ein Geheimniß. Die meisten Männer sind der Meinung, daß die Frauen gegenwärtig beschnittenen und ausgeputzten Bäumen gleichen, die sicherlich weiter ausschlagen und eine größere Krone bekommen werden als vorher.

Ich meinestheils, der ich es nicht liebe, von Frauen, die größer sind als ich, über die Achsel angesehen zu werden, bewundere das schöne Geschlecht mehr in seiner gegenwärtigen Bescheidenheit, die es in seiner natürlichen Größe erscheinen läßt, als in der früheren riesenhaften Gestalt. Ich bin nicht dafür, die wundervollen Kunstwerke der Natur mit phantastischen Aufsätzen zu belasten, sondern muß wiederholen, daß mir die Frisur, die jetzt Mode ist, sehr gefällt, und daß ich sie als ein gutes Zeichen des unter dem besseren Theile der Frauenwelt herrschenden Geistes ansehe. Die Frauen haben zu allen Zeiten mehr darauf gehalten, die Außenseite ihres Kopfes zu schmücken als die Männer, und ich wundere mich, daß jene weiblichen Baukünstler, die so herrliche Werke aus Bändern, Spitzen und Drath aufthürmen, noch nicht die ihren Erfindungen entsprechende Anerkennung gefunden haben. Es ist gewiß, daß es in diesem Zweige der Architektur eben so verschiedene Arten des Styls gegeben hat, als in den von Steinen ausgeführten Bauwerken, denn zuweilen erhoben sie sich in der Form einer Pyramide, zuweilen in der eines stumpfen oder spitzigen Thurmes. Schon zu Juvenal's Zeiten wurden derartige mehrere Etagen hohe Bauwerke ausgeführt, wie er es in seinen Satyren sehr humoristisch beschreibt:

„Manch' Stockwerk setzt lastend sie auf, noch manches Gebäu steigt
Ueber dem ragenden Haupt: Andromache scheinet sie vornher.
Rückwärts kleiner, Du glaubst sie sei's nicht." —

Aber ich erinnere mich nicht, gelesen zu haben, daß der Kopfschmuck je so übertriebene Dimensionen angenommen hätte als im vierzehnten Jahrhundert, als die Frisur zwei Kegel oder spitzige Thürme bildete, die sich zu jeder Seite des Kopfes so hoch aufbauten, daß eine Frau, die ohne dieses Haar-Arrangement zu den Pygmäen gehörte, mit demselben zu einem Koloß emporwuchs. Paradin erzählt, daß diese altväterischen Frisuren höher als eine Elle emporragten und spitzig zuliefen wie die Kirchthürme. Auf dem obersten Gipfel waren eigenthümlich gekraußte Streifen Krepp angebracht, die auf den Rücken herunter hingen wie Fahnen.

Die Frauen würden diese gothischen Bauwerke vielleicht noch viel höher gemacht haben, hätte nicht ein berühmter Mönch, Namens Thomas Conecte, die Mode mit Eifer und Entschlossenheit angegriffen.

Der heilige Mann reiste von Ort zu Ort, um gegen diese monströse Haartracht zu predigen, und erreichte seinen Zweck so gut, daß, gleich wie die Magier in Folge der Predigt eines Apostels ihre Bücher den Flammen opferten, viele Frauen inmitten seines Vortrages ihre Frisuren herunter rissen und der Kanzel gegenüber ein Freudenfeuer damit anzündeten. Conecte war wegen der Heiligkeit seines Lebens wie wegen seiner Art und Weise zu predigen so berühmt, daß er oft eine Zuhörerschaft von zwanzigtausend Köpfen hatte. Die Männer stellten sich an der einen Seite der Kanzel auf, die Weiber an der andern, und sie glichen dann, um den Ausdruck eines damaligen genialen Schriftstellers zu brauchen, „einem Walde von Cedern, die ihre Häupter zu den Wolken emporstreckten.“ Der eifrige Mönch verstand es so gut, das Volk gegen diese ungeheuerlichen Kopfputze aufzuregen, daß sie zum Gegenstande der Verfolgung wurden und der Pöbel sie den Frauen vom Haupte riß, sobald sie sich öffentlich damit sehen ließen, ja sogar mit Steinen nach ihnen warf. Aber obgleich die anstößigen Frisuren verschwanden, so lange Conecte anwesend war, so begannen sie doch wenige Monate nach seiner Abwesenheit wieder zu erscheinen, oder, um Paradin's eigene Worte zu gebrauchen: „Die Frauen, die wie erschrockene Schnecken die Fühlhörner eingezogen hatten, streckten sie sofort wieder heraus, nachdem die Gefahr vorüber war.“ Auch Monsieur d'Argentré bespricht in seiner Geschichte der Bretagne die Ungeheuerlichkeit der Frisuren, und ebenso geschieht derselben in anderen Geschichtswerken Erwähnung.

Es ist eine gewöhnliche Bemerkung, daß gerade die Zeit einer guten Regierung die rechte ist, Gesetze gegen die Mißbräuche der Macht zu erlassen. Demnach dürfte es auch am gerathensten sein, gegen einen übertriebenen Kopfputz zu sprechen, wenn die Mode sich gegen ihn erklärt, und ich empfehle deshalb meinen weiblichen Lesern diesen Artikel als eine Art Vorbeugungsmittel.

Namentlich aber möchte ich das schöne Geschlecht bitten, wohl in Erwägung zu ziehen, wie unmöglich es ist, ein Meisterwerk der Natur durch ein Anhängsel zu verschönern. Der Kopf, als der höchste Punkt des menschlichen Körpers ist auch der schönste Theil desselben. Die Natur hat ihre ganze Kunst aufgeboten, um das menschliche Gesicht zu formen. Sie hat es mit sanfter Röthe angehaucht, mit einer doppelten Reihe von Elfenbein geziert, es zum

Sitze des Lächelns und Erröthens gemacht, es mit dem Glanze der Augen erleuchtet und belebt, und mit einer unbeschreiblichen Lieblichkeit und Grazie übergossen. Das Haupt des Menschen ist an jeder Seite mit künstlichen Sinneswerkzeugen versehen und von Haaren beschattet, die alle seine Schönheiten auf das angenehmste hervortreten lassen — kurz die Natur hat es zu dem glorreichsten ihrer Werke bestimmt. Beladen wir es mit einer Menge überflüssigen Putzes, so zerstören wir die Symmetrie der menschlichen Figur und ziehen thörichterweise das Auge des Beschauers von großen und wirklichen Schönheiten ab, um es auf kindische Spielereien, Bänder und Spitzen zu lenken.

XXXV.

— — — — — — parcit
Cognatis maculis similis fera...
Juvenal.

— — — — — — Es schonet
Gleich gesprenkelt Gethier Befreundeter..
(Haugwitz.)

Der Club, dessen Mitglied ich bin, besteht aus Personen der verschiedensten Lebensstellungen, die gleichsam als Vertreter eben so vieler Klassen der menschlichen Gesellschaft zu betrachten sind. Auf diese Weise bekomme ich die mannichfaltigsten Anregungen und Materialien, und erfahre, was sich in allen Theilen und Gegenden, nicht nur dieser großen Stadt, sondern des ganzen Königreiches ereignet, während es meinen Lesern gewiß zur Genugthuung gereicht, zu wissen, daß es kaum einen Rang und Stand giebt, der nicht seinen Repräsentanten in unserem Club besäße, daß also immer Jemand gegenwärtig ist, der sich ihrer verschiedenartigen Interessen annimmt, und deshalb nichts geschrieben oder veröffentlicht werden kann, was ihren Rechten und Privilegien zu nahe tritt.

Gestern Abend saß ich lange in diesem vertrauten Freundes-

kreise, und die einzelnen Mitglieder desselben theilten mir mit, welche Bemerkungen sie und Andere über meine Artikel in diesem Blatte gemacht, und welchen Erfolg ich unter den verschiedenen Klassen meiner Leser erreicht hätte. —

Will Honeycomb erzählte mir in seiner liebenswürdigsten Weise, daß einige Damen über die Freiheiten entrüstet wären, die ich mir in Bezug auf die Oper und das Marionettentheater erlaubt. „Aber zu Eurem Troste muß ich sagen," fügte Will in Parenthese hinzu, „daß es nicht eben die klügsten ihres Geschlechts waren." Ebenso wären einige Andere überrascht, daß ich so ernste Dinge, wie den Anzug und die Equipage von Standespersonen, zur Zielscheibe meines Spottes gemacht hätte.

Er wollte noch weiter fortfahren, aber Sir Andreas Freeport fiel ihm in die Rede. Er sagte, die Blätter, auf welche er anspielte, hätten sehr viel Gutes gewirkt, und viele Frauen und Töchter wären durch sie gebessert worden. Er fügte hinzu, die ganze City wäre mir dankbar für das edelmüthige Bestreben, Laster und Thorheiten, wie sie sich im Großen und Ganzen darstellen, zu geißeln, ohne doch einzelne Liebesintriguen oder Hahnreischaften an den Pranger zu stellen. „Kurz," fuhr Sir Andreas fort, „wenn Ihr den alten, breitgetretenen Weg vermeidet, über Aldermen und Bürger herzufallen, und statt dessen Eure Feder gegen die Eitelkeit und Verschwendung der Höfe wendet, so wird Euer Blatt von allgemeinen Nutzen sein."

Hierauf sagte ihm mein Freund aus dem Tempel, daß er sich wundere, einen Mann von Sir Andreas Verstande in solcher Weise reden zu hören. Die City wäre von jeher das eigentliche Gebiet für die Satyre gewesen, und die Witzköpfe unter der Regierung König Karl's hätten sich nie über etwas Anderes lustig gemacht. Darauf bewies er durch Beispiele aus Horaz, Juvenal, Boileau und den besten Schriftstellern aller Zeiten, daß auch die Thorheiten der Bühne und der Höfe niemals für so erhaben gegolten, daß man sie nicht hätte lächerlich machen dürfen, möchten sie auch durch noch so hochgestellte Persönlichkeiten protegirt worden sein. „Aber nach Alledem," fügte er zu mir gewendet hinzu, „glaube ich doch, daß Ihr Euch zuviel erlaubt, indem Ihr Mitglieder der Gerichtshöfe

angreift, und ich glaube nicht, daß Ihr irgend ein Vorbild für Eure Handlungsweise in dieser Beziehung aufweisen könnt."

Mein guter Freund, Sir Roger de Coverley, der die ganze Zeit über geschwiegen hatte, begann seine Rede mit einem Bah! und sagte uns dann, er wäre erstaunt, so viele verständige Männer so ernsthaft über Thorheiten verhandeln zu hören. „Laßt doch unsern guten Freund Jeden angreifen, der es verdient," sagte er. „Ich möchte Euch nur den Rath geben, Herr Zuschauer," fuhr er dann zu mir gewendet fort, „daß Ihr Euch in Acht nehmt, nicht mit den Landedelleuten anzubinden. Sie sind die Zierde der englischen Nation, Männer mit hellem Kopf und gesundem Körper. Ich muß Euch sagen, daß einige von ihnen Euch den geringen Respect übel nehmen, mit dem ihr von den Fuchsjägern redet."

Capitän Sentry sprach wenig bei dieser Gelegenheit. Er empfahl mir nur, die Armee nicht anzugreifen, und rieth mir in diesem Punkte mit Vorsicht zu Werke zu gehen.

So fand ich denn, daß mir jeder Stoff zur Besprechung durch das eine oder das andere Clubmitglied entzogen wurde, und ich befand mich ungefähr in dem Zustande jenes armen Mannes, der ein Weib besaß, das seine grauen, und ein anderes, das seine schwarzen Haare nicht leiden mochte. Eine Jede riß ihm die Haare aus, die ihr mißfielen und der Arme blieb mit kahlem, nacktem Schädel zurück.

Während ich diesen Betrachtungen nachhing, nahm sich mein würdiger Freund, der Geistliche, der diesen Abend glücklicherweise anwesend war, meiner Sache an. Er müsse sich wundern, sagte er, daß es irgend eine Menschenklasse gebe, die sich zu gut dünke, um des Rathes zu bedürfen; denn nicht der Rang, sondern nur die Schuldlosigkeit könne den Menschen gegen gerechten Tadel schützen — Laster und Thorheit aber müßten überall bekämpft werden, wo man ihnen begegnete, und zwar um so mehr, je höher der Rang und die Lebensstellung, in denen man sie fände. Er fügte hinzu, daß mein Blatt nur dazu beitragen würde, den Druck der Armuth zu erhöhen, wenn ich hauptsächlich diejenigen angreifen wollte, die schon durch die Dürftigkeit ihrer Verhältnisse niedergedrückt und dem Spott preisgegeben wären. Er wies darauf hin, welchen großen Nutzen dies Blatt für das Publikum haben könne, wenn es die

Sünden und Gebrechen rügte, die für die Strafe des Gesetzes zu gering und für die Ermahnungen der Kanzel zu frivol sind. Dann ermunterte er mich, auf dem betretenen Wege unbekümmert weiter zu gehen, und gab mir die Versicherung, daß ich, wie unzufrieden auch Einzelne mit mir sein möchten, doch auf den Beifall solcher Leute rechnen dürfte, deren Lob eine Ehre für den ist, welchem es zu Theil wird.

Der ganze Club pflegt die Aussprüche dieses Mannes mit besonderer Ehrerbietung aufzunehmen und wird für das, was er sagt, sowohl durch seine biedere und geistvolle Weise gewonnen, wie durch die Klarheit seiner Gedanken und die Kraft der Vernunftgründe, die er anführt. Will Honeycomb erklärte auch sogleich: Das Gesagte wäre vollkommen richtig und er für seinen Theil wolle nicht auf der Nachsicht bestehen, die er für die Damen in Anspruch genommen. Sir Andreas überantwortete mir die City mit derselben Freimüthigkeit. Der Rechtsgelehrte wollte hinter den Beiden nicht zurückbleiben und Sir Roger und der Capitän folgten seinem Beispiele. Sie Alle gestanden mir die Freiheit zu, meinen Krieg nach allen Seiten und ganz nach eigenem Belieben fortzuführen, vorausgesetzt, daß ich mich, wie bisher, darauf beschränken wolle, das Laster im Allgemeinen zu bekämpfen und dasselbe zu geißeln, ohne Personen zu verletzen.

Diese Debatte, welche zum Besten der Menschen geführt wurde, erinnerte mich an jenen Streit, der einst im römischen Triumvirate zum Verderben desselben stattfand. Anfangs stand jeder Römer seinem Freunde bei, bis Alle endlich zu der Ueberzeugung gelangten, daß sie dadurch die Verbannung der Triumvirn verhinderten. Nun brachte Jeder seine Freundschaft und Verwandtschaft zum Opfer, und es kam zu einem geziemenden Urtheilsspruch.

Da ich nun den festen Vorsatz gefaßt habe, in Sachen der Tugend und Vernunft unerschrocken vorwärts zu gehen und die Widersacher derselben zu bekämpfen, in welchem Rang und Stand ich sie auch finden mag, so werde ich in Zukunft gegen alle Vorstellungen taub sein, die man mir in Bezug darauf machen sollte. Wenn Punch unverschämt wird, so werde ich ihm das freimüthig sagen; wenn die Schaubühne sich als Pflanzschule der Thorheit und Abgeschmacktheit erweist, so werde ich mich nicht scheuen, darauf

hinzuweisen, — kurz, wenn mir in der Stadt, am Hofe oder auf dem Lande etwas begegnet, das den Anstand oder die gute Sitte verletzt, so soll es meine Aufgabe sein, dies auf das strengste zu rügen. Uebrigens muß ich jeden Einzelnen, der mir die Ehre erzeigt, dies Blatt zu lesen, dringend ersuchen, niemals zu glauben, daß er oder irgend Einer seiner Freunde oder Feinde mit dem gemeint sein könne, was ich sage. Ich verspreche, nie einen fehlerhaften Charakter zu zeigen, der nicht zum wenigsten auf tausend Menschen passen würde, und nie einen Artikel zu veröffentlichen, der nicht vom reinsten Wohlwollen und von wirklicher Menschenliebe dictirt ist.

XXXVI.

— — — Id arbitor
Ad prime in vita esse utile, ne quid nimis.
Terent.

— — — Und nicht mit Unrecht; denn mir däucht,
Gar nützlich sei's im Leben, nie zu viel zu thun.
(Donner.)

Mein Freund Will Honeycomb thut sich viel auf das zu Gute, was er Menschenkenntniß nennt, und was er in seiner Jugend durch manche böse Erfahrung erkauft hat, denn Will betrachtet jedes Mißgeschick, das ihm bei den Frauen passirt ist, und jedes Rencontre mit Männern als einen Theil seiner Erziehung, und bildet sich ein, daß er nicht der Mann sein würde, der er ist, wenn er in seinen jungen Tagen keine Fenster eingeworfen, keine Constabler geprügelt, keine friedlichen Leute durch mitternächtliche Serenaden beunruhigt und niemals die Wohnungen liederlicher Dirnen besucht hätte. Sich in Abenteuer dieser Art einzulassen, nennt er: die Menschen studiren, seine Kenntniß Londons tauft er Weltkenntniß. Will gesteht freimüthig, daß er während der Hälfte seines Lebens Morgens mit Kopfweh aufsteht, welches er sich durch

dieses nächtliche Studium der Menschen zuzieht, und über gewisse Leiden, die ihn von Zeit zu Zeit heimsuchen, tröstet er sich damit, daß er ohne dieselben die Galanterien des Zeitalters nicht würde kennen gelernt haben. Er betrachtet dies als die Wissenschaft eines Gentlemans und hält jede andere Art von Gelehrsamkeit nur nothwendig für solche Leute, die er Stubenhocker, Schulfüchse und Philosophen nennt.

Aus diesen Gründen glänzt Will Honeycomb nur in gemischten Gesellschaften, in denen er nicht den Grund unter den Füßen verliert, sondern die Möglichkeit findet, seine wirkliche Unwissenheit nur als eine angenommene erscheinen zu lassen. Unser Club hingegen hat ihn nicht selten straucheln sehen und ihn dann keineswegs geschont. Denn da Will uns oft durch seine Kenntniß der Stadt beschämt, so benutzen wir unsere wissenschaftliche Ueberlegenheit, um uns an ihm zu rächen.

In letzter Woche zeigte er zwei oder drei Briefe vor, die er in seiner Jugend an eine coquette Dame gerichtet hatte. Der Witz darin war natürlich und gut genug für einen Mann, der nichts kennt als London, aber unglücklicherweise waren mehrere Worte falsch geschrieben. Will lachte anfänglich darüber, so viel er konnte, aber als er sich von allen Seiten angegriffen sah, namentlich von dem Templer, sagte er uns mit einigem Eifer, daß er in Bezug auf die Orthographie niemals ein Pedant gewesen und daß er schreibe wie ein Gentleman, nicht wie ein Schulfuchs. Damit war Will bei seinem alten Thema, dem beschränkten Geist, dem Hochmuth und der Unwissenheit der Pedanten, welches er so ausführlich behandelte, daß ich, zu Hause angekommen, nicht unterlassen konnte, die Betrachtungen zusammen zu stellen, die über diesen Gegenstand in mir aufgestiegen waren.

Ein Mensch, der mit Büchern aufgezogen ist und sonst über Nichts zu sprechen weiß, ist allerdings ein sehr uninteressanter Gesellschafter und das, was wir einen Pedanten nennen. Aber mich dünkt, man könnte diese Benennung viel weiter ausdehnen und sie Jedem beilegen, der nicht über seinen Beruf und seinen eigenen Lebensweg hinauszudenken vermag.

Wer ist ein größerer Pedant als ein bloßer Lebemann? Man verschließe ihm die Theater, den Catalog berühmter Schönheiten und

verbiete ihm, von einigen kleinen modischen Unpäßlichkeiten zu reden, die ihn befallen, und man hat ihn völlig stumm gemacht. Wie manches feinen Herrn Kenntnisse beschränken sich ausschließlich auf das, was in den Hofkreisen vorgeht. Er ist im Stande, die Namen der Hauptgünstlinge aufzuzählen, die boshaften Bemerkungen eines hochgestellten Mannes zu wiederholen, Jemand eine noch nicht allgemein bekannte Liebesintrigue in's Ohr zu zischeln, oder vermag — wenn sein Horizont ein wenig weiter ist, als gewöhnlich — über jede Chance einer l'Hombre-Partie Auskunft zu geben. Ist er aber so weit gegangen, so hat er den ganzen Umfang seines Wissens dargelegt, seine Rolle ist ausgespielt, und er ist zu jedem andern Gespräch unfähig. Was sind diese Leute, als die vollkommensten Pedanten? Und doch thun sie sich viel darauf zu Gute, von aller Schulpedanterie frei zu sein.

Ich möchte hier ferner die Militär-Pedanten erwähnen, die unaufhörlich von Feldlagern und mit Sturm genommenen Städten reden, jahraus jahrein Verschanzungen aufwerfen und Gefechte bestehen. Alles, was ein solcher Mann sagt, riecht nach Schießpulver, und wenn man ihm seine Artillerie nimmt, so hat er kein Wort weiter zu sagen. Ich möchte ferner die juristischen Pedanten erwähnen, welche unablässig Rechtsfälle besprechen und die Verhandlungen aus Westminster-Hall wiederholen, über die gleichgiltigsten Dinge streiten und weder von der Entfernung eines Ortes noch von sonst einem unbedeutenden Gesprächsgegenstande anders zu überzeugen sind, als durch schlagende Beweise. Der Staatspedant zeigt sich in politische Neuigkeiten eingewickelt und geht in Staatsangelegenheiten völlig auf. Erwähnt man den König von Polen oder Spanien so weiß er davon sehr gut zu reden, spricht man aber von Dingen, die über die Zeitungen hinausgehen, so ist er verloren. Mit einem Worte: ein bloßer Hofmann, Soldat, Gelehrter oder bloßer Irgendetwas ist ein eben so abgeschmackter wie lächerlicher Pedant.

Von allen Arten der hier angeführten Pedanten ist der Bücher-Pedant noch der erträglichste, denn er besitzt wenigstens einen geübten Verstand und einen Wust confuser Kenntnisse, die freilich für ihn selbst immer werthlos bleiben. Andere, die mit einem solchen Manne umgehen, empfangen durch ihn aber dennoch häufig Winke über wissenswerthe Dinge, die sich nützlich verwenden lassen.

Die schlimmste Sorte der gelehrten Pedanten sind allerdings diejenigen, welche, von Natur mit geringen Geisteskräften begabt, eine große Menge von Büchern ohne Geschmack und Wahl gelesen haben, denn es ist eine Thatsache, daß das Lernen, wie das Reisen und jedes andere Hilfsmittel der Bildung, welches einen Menschen mit gesunder Urtheilskraft vervollkommnet, den Einfältigen noch zehntausendmal unerträglicher macht, weil Jedes ihm vielfältigen Stoff für seine Thorheit liefert und ihm Gelegenheit giebt, sich in Abgeschmacktheiten zu ergehen.

Seichte Pedanten machen mehr Geschrei von einander, als Männer von solider und tiefer Bildung. Wenn man die Ausdrücke liest, in denen sie von dem Herausgeber oder Collator eines Manuscriptes sprechen, so sollte man glauben, dieser sei die Zierde der ganzen gelehrten Welt und ein Wunder seines Jahrhunderts; prüft man dann seine Arbeit, so findet sich häufig, daß er nur ein griechisches Particel corrigirt oder einen Satz mit den gehörigen Kommas versehen hat.

Und in der That haben diese Leute Ursache, mit ihrem Lobe so verschwenderisch umzugehen, damit sie einander im Ansehen erhalten. Es ist aber auch kein Wunder, daß eine Menge gelehrter Kenntnisse, welche nicht im Stande sind, einen Menschen weise zu machen, die Wirkung haben, ihn eitel und arrogant werden zu lassen.

XXXVII.

— — — Hinc tibi copia
Manabit ad plenum, benigno
Ruris honorum opulenta cornu.
Hor.

— — — Reichlicher Segen geußt
Hier voll um Dich, aus überschwänglich
Strömendem Horne, die Pracht des Feldes.
(Voß.)

Nachdem mein Freund, Sir Roger de Coverley, mich wiederholt eingeladen, einen Monat mit ihm auf dem Lande zuzubringen, begleitete ich ihn letzte Woche dorthin. Ich habe mich für einige Zeit auf seinem Landsitz eingerichtet und gedenke von da aus eine Reihe von Artikeln für dies Blatt zu schreiben. Sir Roger der meine Neigungen kennt, gestattet mir, aufzustehen und mich niederzulegen, wenn es mir gefällt, nach Belieben an seinem Tische oder in meinem Zimmer zu speisen und stumm und still dazusitzen, ohne daß er mich auffordert, heiter zu sein. Wenn die Gentlemen der Nachbarschaft ihn besuchen, so zeigt er mich ihnen nur aus der Ferne, und zuweilen bemerke ich bei meinen Spaziergängen durch die Felder, daß sie mir über eine Hecke hinweg verstohlen nachblicken, und höre, daß der Ritter sie bittet, sich nicht sehen zu lassen, weil ich es hasse, beobachtet zu werden.

Ich befinde mich in Sir Roger's Hause sehr behaglich, weil es nur sehr mäßige und gesetzte Personen umfaßt. Der Ritter, welcher der beste Gebieter unter der Sonne ist, wechselt nur selten mit den Domestiken und da er von allen geliebt wird, verlangen

auch sie nicht danach, ihn zu verlassen. So sind denn alle seine Leute schon bei Jahren und werden mit ihm alt. Man könnte seinen Kammerdiener für seinen Bruder halten, der Haushofmeister ist ein grauköpfiger Mann, der Reitknecht einer der ernstesten Menschen, die mir je vorgekommen, und der Kutscher hat das Aussehen eines Geheimraths. Die Güte des Hausherrn verräth sich selbst an dem alten Hofhunde und dem invaliden Pferde, welches letztere in Berücksichtigung seiner früher geleisteten Dienste mit Sorgfalt und Zärtlichkeit im Stalle gepflegt wird, obwohl es schon seit Jahren nicht mehr benutzt werden kann.

Ich konnte sehen, welche Freude und Befriedigung es diesen alten Dienern gewährte, meinen Freund nach seinem Landsitze zurückkehren zu sehen. Einige vermochten sich beim Anblick ihres Herrn der Thränen nicht zu erwehren. Jeder drängte sich herzu, um etwas für ihn zu thun, und schien betrübt, wenn seine Dienste abgelehnt wurden — während der gute alte Ritter, mit einer Mischung von väterlicher und hausherrlicher Würde, abwechselnd nach seinen eigenen Angelegenheiten fragte und sich in der gütigsten Weise nach Dingen erkundigte, welche die Dienerschaft betrafen. Diese Humanität und Gutmüthigkeit gewinnt Aller Herzen, so daß, wenn er sich über einen seiner Diener lustig macht, das ganze Haus guter Laune ist, Niemand aber mehr, als der Gegenstand seines Scherzes selbst. Hustet er aber vielleicht, oder meldet sich sonst eine Schwäche des Alters, so wird der Beobachter auch sogleich die stille Sorge in dem Auge jedes Dieners wahrnehmen.

Mich hat mein würdiger Freund der speciellen Sorgfalt seines Haushofmeisters, der ein sehr verständiger Mann ist, empfohlen, und auch die übrigen Diener zeigen sich bemüht, mir gefällig zu sein, denn sie haben oft gehört, daß ihr Herr von mir als von einem besonders lieben Freunde gesprochen hat.

Wenn Sir Roger sich in Feld und Wald belustigt, ist ein sehr ehrenwerther Mann, der seit etwa dreißig Jahren das Amt eines Capellans im Hause verwaltet, mein Hauptgesellschafter. Dieser Mann besitzt viel gesunden Verstand sowie einige wissenschaftliche Bildung, lebt sehr regelmäßig und ist angenehm im Umgang. Er liebt Sir Roger auf's herzlichste und weiß, daß er bei dem

alten Herrn viel gilt, so daß er im Hause mehr als Verwandter, denn als abhängiger Mann betrachtet wird.

Ich habe in mehreren Aufsätzen erwähnt, daß mein Freund Sir Roger de Coverley trotz aller seiner guten Eigenschaften ein wunderlicher Kauz ist, und daß seine Tugenden wie seine Fehler den Anstrich einer gewissen Absonderlichkeit tragen, die sie als ihm eigenthümlich bezeichnen und sie von denen anderer Menschen unterscheiden. Da aber diese Originalität an sich selber höchst unschuldig ist, so giebt sie dem Verkehr mit dem Ritter etwas sehr Angenehmes und wirkt erquicklicher, als der gleiche Grad von Vernunft und Tugend in gewöhnlicher Färbung wirken würde.

Als ich gestern Abend mit Sir Roger spazieren ging, fragte er mich, wie mir der brave Mann gefiele, dessen ich eben Erwähnung gethan? Und ohne meine Antwort abzuwarten, sagte er mir, daß es ihn geärgert haben würde, wenn Latein und Griechisch ihn bis an seinen eigenen Tisch verfolgt hätten, und daß er sich deshalb an einen Freund an der Universität mit der Bitte gewendet, ihm einen Geistlichen auszusuchen, der sich mehr durch vernünftige Anschauungen als durch Gelehrsamkeit auszeichne, eine angenehme Persönlichkeit, eine klare Stimme, sowie Neigung zur Geselligkeit besitze und womöglich etwas Tricktrack spielen könne. „Mein Freund," fuhr Sir Roger fort, „empfahl mir nun diesen Gentleman, welcher außer den geforderten Eigenschaften, wie man mir sagt, auch noch das Verdienst besitzt, ein ziemlich tüchtiger Gelehrter zu sein, obgleich er das nicht zeigt. Ich habe ihm die Pfarre des Kirchspiels gegeben und ihm, da ich seine Verdienste kenne und schätze, ein gutes Jahrgehalt für Lebenszeit ausgesetzt. Ueberlebt er mich, so wird er finden, daß er höher in meiner Achtung gestanden, als er vielleicht glaubte. Er ist jetzt ziemlich dreißig Jahre bei mir und hat noch niemals das Geringste für sich selbst verlangt, obgleich er jeden Tag zu Gunsten eines oder des andern seiner Beichtkinder etwas von mir zu erbitten hat. Es ist, seitdem er hier lebt, kein Proceß in der Gemeinde vorgekommen, denn so bald sich ein Streit erhebt, wenden sich die Parteien an ihn, als Schiedsrichter, und glauben sie sich bei seinem Urtheile nicht beruhigen zu können, was übrigens, soviel ich weiß, nur zwei- oder dreimal dagewesen ist, so werde ich zum Vermittler angerufen. Bei seiner Ankunft hier machte ich ihm

ein Geschenk mit allen guten Predigten, die in englischer Sprache gedruckt sind, und bat ihn, jeden Sonntag eine derselben von der Kanzel zu verlesen. Demzufolge hat er diese Vorträge in eine zusammenhängende Reihenfolge gebracht, und sie bilden nun ein vollständiges systematisches Lehrgebäude."

Als Sir Roger noch bei diesen Mittheilungen verweilte, sahen wir den eben erwähnten Gentleman auf uns zukommen. Der Ritter fragte ihn, wer morgen die Predigt halten würde — es war nämlich Sonnabend — und er sagte uns, daß der Bischof von St. Asaph Morgens und Dr. South Nachmittags sprechen würde. Er zeigte uns dann eine Liste der Prediger für das ganze Jahr, und ich bemerkte mit Vergnügen unter ihnen den Erzbischof Tillotson, den Bischof Sannderson, Dr. Barrow, Dr. Calamy und einige noch lebende Autoren, welche Predigten haben drucken lassen.

Als ich darauf den würdigen Mann auf der Kanzel sah, begriff ich vollständig, warum mein Freund auf ein angenehmes Aeußere und ein gutes Organ bestanden hatte, denn ich war eben so erfreut über das Aussehen des Predigers und seinen Vortrag, wie über die Predigt selbst, und ich glaube nicht, daß ich jemals zufriedener mit der Verwendung meiner Zeit gewesen bin als an diesem Tage. Eine gute Predigt, in dieser Weise gesprochen, gleicht dem Werke eines Poeten im Munde eines vorzüglichen Schauspielers.

Ich möchte nur herzlich wünschen, daß mehrere unserer Landprediger diesem Beispiele folgten, und anstatt ihren Kopf mit der mühsamen Zusammenstellung eigener Predigten zu zermartern, vielmehr danach strebten, sich einen angenehmen Vortrag und überhaupt Talente anzueignen, durch die sie das, was größere Geister geschaffen, zur Geltung zu bringen vermögen. Dies würde nicht nur für sie selbst leichter, sondern auch für das Volk erbaulicher sein.

XXXVIII.

Gratis anhelans, multa agendo, nihil agens.
Phädr.

Außer Athem ohne Zweck und geschäftig um nichts.

Als ich gestern Morgen mit Sir Roger vor seinem Hause auf und ab ging, brachte ihm ein Bauernbursche einen ungeheuern Fisch, welchen, wie er sagte, Mr. William Wimble diesen Morgen in der Frühe gefangen hatte. Mr. Wimble schickte denselben mit seiner Empfehlung, indem er sagen ließ, daß er die Absicht hege, heute Mittag zu kommen, um mit Sir Roger zu speisen. Zugleich gab der Bursche einen Brief ab, den mir mein Freund, nachdem der Bote sich entfernt hatte, vorlas. Derselbe lautete:

„Sir Roger!

Ich bitte Euch, beifolgenden Hecht, den besten, den ich in dieser Saison gefangen, anzunehmen. Ich beabsichtige zu kommen und eine Woche bei Euch zu bleiben, um zu sehen, wie die Barsche im Blackriver beißen. Neulich, als ich Euch auf dem Bosselplatz *) sah, bemerkte ich zu meiner Beschämung, daß an Eurer Peitsche die Schmitze fehlte. Ich werde ein halbes Dutzend derselben, die ich vorige Woche geflochten habe, mitbringen, und hoffe, daß sie ausreichen sollen, so lange Ihr auf dem Lande seid. Die letzten sechs Tage bin ich nicht aus dem Sattel gekommen, denn ich war mit John's ältestem Sohne in Eton. Er läßt sich seine Studien ausnehmend angelegen sein.

Ich bin, Sir, Euer gehorsamer Diener
Will Wimble."

---

*) Ein kurz gehaltener Rasenplatz, auf welchem mit Kugeln gespielt wird.
A. d. Uebers.

Dieser wunderliche Brief und die ihn begleitende Botschaft machte mich neugierig, den Charakter und die Verhältnisse des Gentlemans, der sie sandte, kennen zu lernen und ich erfuhr über ihn Folgendes. Will Wimble ist der jüngere Bruder eines Baronets und stammt aus der alten Familie der Wimbles. Er ist ein Mann zwischen vierzig und fünfzig, aber da man ihn nicht zu einem Beruf erzogen hat, und er auch kein Vermögen besitzt, so lebt er gewöhnlich bei seinem älteren Bruder, und zwar als Oberjägermeister. Er führt eine Koppel Hunde besser als irgend Jemand im Lande und ist berühmt wegen seiner Geschicklichkeit, einen Hasen aufzuspüren. In allen kleinen Handarbeiten, deren sich müssige Männer gewöhnlich befleißigen, besitzt er große Uebung. Er verrichtet mit einer Maifliege Wunder und versorgt die ganze Nachbarschaft mit Angelruthen. Da er ein gutmüthiger, dienstfertiger Mensch ist und schon seiner Familie wegen in Ansehen steht, so wird er in jedem Hause als willkommener Gast empfangen und vermittelt zwischen den Gentlemen der Umgegend einen freundschaftlichen Verkehr. Er trägt Tulpenzwiebeln in seiner Tasche von Einem zum Andern und tauscht junge Hunde zwischen Freunden aus, die an den entgegengesetzten Enden der Grafschaft wohnen. Will ist der besondere Liebling aller jungen Erben, die er oft mit einem Netz, das er selbst gestrickt, oder einem Hühnerhund, den er selbst dressirt hat, zu Dank verpflichtet. Dann und wann präsentirt er auch ihren Müttern und Schwestern ein Paar Strumpfbänder, die er eigenhändig angefertigt, und erregt oft Heiterkeit unter ihnen, wenn er fragt, wie sie sich tragen? Diese kleinen edelmännischen Talente und gutmüthigen Scherze machen Will zum Liebling der ganzen Gegend.

Sir Roger verweilte noch bei dieser Charakterschilderung, als wir den Betreffenden selbst auf uns zukommen sahen. Er trug in der Hand einige Haselruthen, die er in Sir Roger's Gehölz, durch das sein Weg ihn führte, geschnitten hatte. Ich war einerseits erfreut über den herzlichen und aufrichtigen Willkommen, mit welchem Sir Roger ihn empfing, und andererseits über das sichtliche Vergnügen, welches der Gast beim Anblick des guten alten Ritters zeigte.

Nachdem die ersten Begrüßungen vorüber waren, stellte Will an Sir Roger die Bitte, ihm einen Diener zu leihen. Er wollte mit demselben eine Schachtel voll Federbälle, die er bei sich trug,

an eine in der Nachbarschaft wohnende Dame senden, welcher er dies Geschenk vor einem halben Jahre versprochen. Sir Roger hatte aber kaum den Rücken gekehrt, als der ehrliche Will anfing, mir von einem Fasanen zu erzählen, den er in einem der benachbarten Wälder geschossen hatte, sowie von zwei oder drei anderen Abenteuern dieser Art — und da die Jagd, welcher ich nachgehe, und an der ich das meiste Vergnügen finde, die auf seltsame und ungewöhnliche Charaktere ist, so ergötzte mich die Originalität des Erzählers eben so sehr wie diesen der Fasan, und ich hörte ihm mit ungewöhnlicher Aufmerksamkeit zu.

Mitten aus dieser Unterhaltung rief uns die Glocke zum Mittagessen, bei welchem der Gentleman, von dem ich spreche, das Vergnügen hatte, den großen von ihm gefangenen Hecht als erstes Gericht und mit einer gewissen Feierlichkeit auftragen zu sehen. Nachdem wir uns gesetzt hatten, erzählte er uns sehr ausführlich, wie er den Fisch angehauen, mit ihm gespielt, ihn bemeistert und endlich an's Ufer gezogen habe, und dies sowie andere derartige Details füllten die Zeit während des ersten Ganges aus. Eine Schüssel wildes Geflügel, die darauf folgte, bot für den Rest des Mittagessens Stoff zum Gespräch, welches mit einer neuen Erfindung Will's zur Verbesserung der Lockpfeifen schloß.

Als ich mich nach dem Mahle in mein Zimmer zurückzog, fühlte ich ein geheimes Mitleid mit dem ehrlichen Gentleman, der mit uns gegessen hatte, und konnte mich des Bedauerns nicht erwehren, daß ein so gutes Herz und so thätige Hände sich nur mit Nichtigkeiten beschäftigten, daß so viel Humanität Anderen so wenig zu Gute kommen und so viel Geschicklichkeit ihm selbst so geringen Vortheil bringen sollte. Hätte er sich bei seiner Gemüthsart und seinem Thätigkeitstriebe einem Berufe zugewendet, so hätte er sich sicherlich die allgemeinste Achtung und ein Vermögen erworben. Wie viel Nutzen würde nicht z. B. ein Kaufmann mit solchen Gaben sowohl für das Land wie für sich selbst bewirkt haben?

Will Wimble's Leben gleicht dem vieler jüngeren Söhne vornehmer Familien, die man lieber als Edelleute zu Grunde gehen als irgend ein Geschäft oder Gewerbe betreiben läßt, das unter ihrem Stande ist. Durch diese Grille wird Hochmuth und Bettelhaftigkeit in vielen Ländern Europas verbreitet. Es ist das Glück

einer handeltreibenden Nation wie die unsrige, daß die jüngeren Söhne, selbst wenn sie zu irgend einer der freien Künste oder den Wissenschaften untüchtig sind, dennoch einen Lebensweg finden können, der es ihnen möglich macht, sich den Besten ihrer Familie gleich zu stellen. Wie manche Männer der City haben mit geringen Mitteln angefangen und sich zu größerem Reichthum aufgeschwungen als ihre älteren Brüder! Es ist nicht unwahrscheinlich, daß man Will in der Jugend zum Studium der Gottesgelehrtheit, der Rechte oder der Medicin bestimmt hatte, daß seine Eltern aber, als sie sahen, wie er dazu weder Befähigung noch Neigung besaß, ihn endlich sich selbst überließen. Aber so wenig er auch für ein Studium höherer Art geeignet gewesen sein mag, so hätte sich ihm doch sicherlich eine große Begabung für den Handelsstand nicht absprechen lassen. Da ich glaube, daß man gerade auf dergleichen Verhältnisse nicht oft genug hinweisen kann, so behalte ich mir vor, gelegentlich darauf zurück zu kommen.

XXXIX.

Horror ubique animos, simul ipsa silentia terrent.
Virg.

Ueberall Schauer: ja selbst das todte Schweigen erschreckt mich.
(Trauer.)

In geringer Entfernung von Sir Roger's Hause befindet sich zwischen den Ruinen einer ehemaligen Abtei eine lange Allee uralter Ulmen, die so hoch aufgeschossen sind, daß man das Geschrei der in ihren Wipfeln nistenden Dohlen und Krähen nur wie aus einer andern Region vernimmt. Ich liebe diese Art von Geräusch, das mir immer wie ein natürliches Gebet zu jenem Wesen erscheint, welches alle Bedürfnisse seiner Geschöpfe erfüllt und, wie es in der herrlichen Sprache der Psalmen heißt: „die jungen Raben speiset, die ihn anrufen.“ Dieser stille Ort ist mir um so lieber, da die

Sage von ihm geht, daß es hier spuke, aus welchem Grunde ihn, wie man mich versichert, außer dem Capellan, kein lebendiges Wesen betritt. Mein guter Freund, der Haushofmeister, bat mich neulich mit sehr ernstem Gesicht, nach Sonnenuntergang nicht mehr dorthin zu gehen, weil erst kürzlich einer der Lakaien fast zum Tode durch einen Geist erschreckt wurde, welcher ihm in Gestalt eines schwarzen Rosses ohne Kopf erschien. Er fügte hinzu, daß vor etwa einem Monat auch eins der Mädchen, die mit dem Milcheimer auf dem Kopfe spät des Weges ging, ein solches Rascheln in den Büschen hörte, daß sie den Eimer fallen ließ.

Ich machte gestern Abend einen Spaziergang unter den Bäumen und muß gestehen, daß mir dieser Ort als einer der passendsten Plätze der Welt für Geisterbesuche erschien. Die Ruinen der Abtei liegen zu beiden Seiten versteckt von Epheu und Hollunderbüschen, welche einer Menge lichtscheuer Vögel, die nur Abends zum Vorscheine kommen, Schutz gewähren. Der Platz war früher ein Kirchhof. Er zeigt noch immer einige Ueberreste von Gräbern und Begräbnißstätten und unter den alten Ruinen und Bogen ist das Echo so stark, daß der laute Widerhall jedes Schrittes zu hören ist, wenn man ein wenig stärker auftritt als gewöhnlich. Auch die Ulmenallee mit dem von Zeit zu Zeit aus ihren Gipfeln ertönenden Rabengeschrei macht einen außerordentlich feierlichen und ehrfurchtgebietenden Eindruck. Alle diese Dinge bringen natürlich eine ernste Stimmung hervor, und wenn die Nacht die Schauerlichkeit des Ortes erhöht und jedes Ding mit einem gewissen Grausen umgiebt, so ist's kein Wunder, daß schwache Geister Gespenster und Erscheinungen erblicken.

Locke stellt in seiner Abhandlung über die Association der Ideen sehr merkwürdige Beobachtungen darüber an, wie sich durch die Erziehung oft ein Vorurtheil in der Seele des Menschen festsetzt, aus dem sich dann eine Reihe von Vorstellungen entwickeln, welche mit der eigentlichen Natur der Dinge durchaus keine Verwandtschaft mehr haben. Unter vielen anderen Beispielen dieser Art führt er das folgende an: „Der Glaube an Kobolde und Gespenster hat mit der Dunkelheit eben so wenig zu thun wie mit dem Lichte, aber wenn ein abergläubisches Dienstmädchen einem Kinde diese beiden Dinge stets im Zusammenhange nennt, so wird

seine Lehre ihn nöthigte, die Ansicht aufrecht zu erhalten, daß der Körper nicht ohne den Geist bestehen könnte, zweifelte weder an der Wahrheit der Geistererscheinungen, noch daran, daß Menschen sich oft nach ihrem Tode zeigten, und ich halte dies für einen sehr bemerkenswerthen Zug. Lucretius wurde durch Thatsachen, die er nicht zu leugnen wagte, so sehr in die Enge getrieben, daß er sich gezwungen sah, die ungereimteste Hypothese aufzustellen, die je erdacht wurde. Er sagt: Alle Körper stoßen von Zeit zu Zeit ihre Oberfläche ab, und zwar in dünnen Hülsen, die, so lange sie dem Körper angehören, wie Zwiebelschalen übereinander liegen. Die eine oder die andere dieser Hülsen möchte wohl, nachdem sie sich abgelöst, zuweilen noch als ein Ganzes gesehen werden, und so wäre es möglich, daß wir hin und wieder die Gestalt oder den Schatten verstorbener oder abwesender Personen wahrnähmen.

Ich schließe dieses Blatt mit einer Erzählung aus Josephus, die ich weniger um ihrer selbst, als um der Moral willen anführe, welche der Autor daraus zieht, und lasse sie in wörtlicher Uebertragung folgen:

„Glaphyra, die Tochter des Königs Archelaus, hatte sich nach dem Tode ihrer ersten beiden Männer mit einem dritten vermählt, welcher der Bruder des ersten war, und der sie so sehr liebte, daß er seine Gemahlin verstieß, um für Glaphyra Platz zu machen. Glaphyra aber hatte einst einen sonderbaren Traum. Es war ihr, als sähe sie ihren ersten Gemahl auf sich zukommen, der sie mit großer Zärtlichkeit umarmte. Aber mitten in der Freude, die sie bei seinem Anblick aussprach, richtete er einen Vorwurf an sie. Glaphyra, sagte er, Du hast das alte Sprichwort: daß den Frauen nicht zu trauen ist, wahr gemacht. Bin ich nicht der Gemahl, der Dich als Jungfrau heimgeführt? Habe ich nicht Kinder von Dir gehabt? Wie konntest Du unsere Liebe so weit vergessen, um eine zweite Ehe einzugehen und nach dieser eine dritte? Wie konntest Du einen Mann zum Gemahl erwählen, der ohne Scham das Bett seines Bruders bestieg? Dennoch will ich Dich, um unserer einstigen Liebe willen, von diesen Vorwürfen reinigen, und Du sollst mein sein für immer! — Glaphyra erzählte diesen Traum mehreren Frauen ihrer Bekanntschaft und starb bald darauf.

„Ich glaube," fährt Josephus fort, „daß diese Geschichte als

Beweis für die Unsterblichkeit der Seele, wie für das Dasein einer göttlichen Vorsehung hier an ihrem Platze steht. Hält Jemand die Thatsache für unglaublich, so lasse man ihm seine Meinung, aber er soll auch nicht versuchen, den Glauben Anderer zu zerstören, die durch Beispiele dieser Art in der Liebe zur Tugend bestärkt werden."

XXXIX.

Αδανατες μὲνπρῶτα ϑεος νόμῳ ωε διακεται, νιμᾶ. — — — — — — — — — — —

Pyth.

Gehorchend Deines Vaterlandes Sitten,
Verehre die ewigen Götter!

Ich liebe es, die Sonntage auf dem Lande zu verleben, und glaube, daß, wenn die Heilighaltung dieses Tages auch nur eine menschliche Satzung wäre, diese Satzung dennoch als das geeignetste Mittel für die Gesittung und Civilisation der Menschheit betrachtet werden müßte. Es ist gewiß, daß das Landvolk bald in Verwilderung und Rohheit versinken würde, wenn nicht ein häufig wiederkehrender bestimmter Tag festgesetzt wäre, an welchem sich die ganze Bewohnerschaft des Dorfes mit Sonntagsgesichtern und in reinlichen Kleidern versammelte, um sich über die verschiedensten Gegenstände zu unterhalten, sich ihre Pflichten erklären zu lassen und sich miteinander in der Anbetung des höchsten Wesens zu vereinigen.

Der Sonntag nimmt den Rost der ganzen Woche hinweg, denn nicht nur, daß er die religiösen Begriffe auffrischt, er nöthigt auch beide Geschlechter, sich in ihrer angenehmsten Gestalt zu zeigen, und zwingt Jeden, alle die guten Eigenschaften herauszukehren, welche geeignet sind, ihm ein Ansehen in den Augen der übrigen Dorfbewohner zu geben. Der Dörfler macht sich auf dem Kirchhofe

eben so geltend, wie der Kaufmann der City an der Börse, denn in der Regel werden die Angelegenheiten des Kirchspiels auf diesem Platze, entweder nach der Predigt oder vor dem Läuten durchgesprochen.

Da mein Freund Sir Roger ein guter Kirchenpatron ist, so hat er das Innere des Gotteshauses mit Bibelsprüchen seiner eigenen Wahl verzieren lassen, hat der Gemeinde ein sehr hübsches Kanzeltuch geschenkt und den Communiontisch auf eigene Kosten mit einem Gitter umgeben lassen. Als er die Besitzung übernahm, fand er, wie er mir erzählte, seine Pfarrkinder ziemlich vernachlässigt. Er schenkte Jedem von ihnen ein Kniepolster und ein Gebetbuch, damit sie niederknien und den Responsorien folgen konnten, und engagirte zugleich einen wandernden, in der der Gegend umherziehenden Gesanglehrer, um die Leute Psalmen singen zu lehren, worauf sie sich jetzt nicht wenig einbilden. Und in der That habe ich nie eine Landgemeinde so gut singen hören wie diese.

Da die ganze Gemeinde nur aus Gutsangehörigen meines Freundes besteht, so hält er sie in guter Ordnung, und duldet namentlich nicht, daß, außer ihm selbst, Jemand in der Kirche schlafe. Hat er während der Predigt sein Schläfchen gehalten, so steht er beim Erwachen sofort auf und blickt sich um. Sieht er Jemand nicken, so weckt er den Schläfer entweder selbst oder schickt seinen Diener dazu ab. Auch andere kleine Seltsamkeiten des Ritters kommen bei dieser Gelegenheit zum Vorschein. Zuweilen dehnt er einen Psalmenvers beim Singen eine halbe Minute länger als die übrigen, und ein anderes Mal, wenn ein Gebet ihm gefällt, spricht er drei- oder viermal sein Amen. Zuweilen steht er auch auf, während alle Anderen noch knien, um die Gemeinde zu überzählen und zu sehen, ob der eine oder der andere seiner Pächter etwa fehlt.

Ich war gestern sehr erstaunt, als mein alter Freund mitten im Gottesdienst einen gewissen John Mathias zurief, er solle bedenken, wo er wäre, und die Versammlung nicht stören. John Mathias ist, wie es scheint, als ein fauler Bursche bekannt, und war eben damit beschäftigt, zu seinem Vergnügen mit den Absätzen zu trommeln. Diese Autorität des Ritters übt, obgleich sie sich zuweilen in so absonderlicher Weise geltend macht, die beste Wirkung

auf die Gemeinde, welche nicht gebildet genug ist, um etwas Lächerliches in seinem Benehmen zu finden. Die Freunde aber, welche den Werth seines Charakters kennen, betrachten solche kleine Seltsamkeiten als Flecken, die eher dazu dienen, des alten Edelmanns Vorzüge hervorzuheben, als sie zu verdunkeln.

Ist der Gottesdienst zu Ende, so entfernt sich Niemand, bis Sir Roger hinausgegangen ist. Der Ritter spaziert von seinem Sitze im Chore zwischen den doppelten Reihen seiner Pächter hindurch, welche aufstehen und sich vor ihm verbengen. Er fragt dann wohl Diesen oder Jenen nach seiner Frau, nach seiner Mutter, seinem Sohn oder Vater, die er nicht in der Kirche erblickt, und man betrachtet dies stets als eine Art von Verweis für die Abwesenden.

Der Capellan erzählte mir, daß der Ritter, wenn ihm an den Examentagen die Antwort eines Knaben gefällt, nicht selten den Befehl giebt, demselben zur Ermunterung eine Bibel zu verabreichen, und daß er dieser Gabe zuweilen eine Speckseite für die Mutter beifügt. Auch dem Vorleser der Responsorien hat Sir Roger jährlich fünf Pfund zum Gehalt zugelegt, und außerdem, um die jungen Burschen zur Vervollkommnung im Kirchendienste anzuspornen, versprochen, nach dem Tode des jetzigen, schon sehr alten Inhabers der Stelle dieselbe mit dem Verdientesten unter ihnen zu besetzen.

Das vollkommene Einverständniß zwischen Sir Roger und seinem Capellan, und die gegenseitige Unterstützung, die sie sich bei ihren guten Werken gewähren, ist um so bemerkenswerther, da das nächste Dorf wegen der Differenzen zwischen dem Geistlichen und dem Gutsherrn, die in ewigem Kriegszustande miteinander leben, eines übeln Rufes genießt. Der Geistliche predigt stets gegen den Squire, und der Squire rächt sich dadurch, daß er niemals in die Kirche geht. Er hat alle seine Pächter zu Atheisten gemacht und veranlaßt sie, den Zehnten des Geistlichen zu verkürzen, während der Pfarrer sie alle Sonntage auf die Würde seines Amtes hinweist und ihnen in fast jeder Predigt zu Gemüth führt, daß er ein besserer Mann ist, als sein Patron. Kurz die Sachen sind dort nachgerade so weit gediehen, daß der Gutsherr seit einem halben Jahre weder öffentlich noch im Geheimen ein Gebet gesprochen hat, und daß der Pfarrer

droht, vor der versammelten Gemeinde für ihn zu beten, wenn er sein Benehmen nicht ändert.

Streitigkeiten dieser Art sind auf dem Lande nur zu häufig und außerordentlich schädlich für den gemeinen Mann. Vom Reichthum verblendet, besitzt derselbe in der Regel eben so viel Vertrauen auf die Einsicht eines vermögenden Herrn, wie auf die seines Pfarrers und kann nur schwer dazu gebracht werden, die wichtigsten ihm gepredigten Wahrheiten als solche anzuerkennen, wenn er weiß, daß es Männer mit fünfhundert Pfund jährlichem Einkommen giebt, die nicht daran glauben.

XL.

— — — Ipsi sibi somnia fingunt.
Virg.

— — — Und bilden sich selbst ihre Träume.

Es giebt Meinungen, denen gegenüber man die Pflicht hat, sich neutral zu verhalten, d. h. sich weder dafür noch dagegen zu erklären. Eine solche Neutralität ist namentlich für Menschen unbedingt nöthig, welche bemüht sind, sich von Irrthümern und Vorurtheilen frei zu halten. Wenn in Dingen, die uns gleichgiltig sind, die Beweisgründe auf beiden Seiten gleich schwer wiegen, so ist es eben das Klügste, sich für keine von beiden zu entscheiden.

In dieser Lage befinde ich mich gegenüber dem Glauben an Zauberei. Wenn ich Berichte darüber aus allen Theilen der Erde höre, nicht allein aus Norwegen, Lappland, Ost- und Westindien, sondern von jeder Nation Europas, so kann ich nicht umhin, zu glauben, daß es wirklich einen solchen Verkehr, einen solchen Zusammenhang mit bösen Geistern giebt, wie wir ihn mit dem Worte Zauberei bezeichnen. Ziehe ich dagegen in Betracht, daß die ungebildetsten und leichtgläubigsten Völker der Erde auch diejenigen sind,

unter denen dergleichen Dinge am häufigsten vorkommen, und daß die Personen, welche man solchen höllischen Verkehrs bezichtigt, meist Leute von schwachem Verstande und zerrütteter Einbildungskraft sind, wenn ich zugleich bedenke, wie viele Betrügereien und Täuschungen dieser Art man zu allen Zeiten nachgewiesen hat, so bemühe ich mich, mein Urtheil zurückzuhalten, bis mir überzeugendere Beweise zur Kenntniß kommen. Kurz, wenn ich mir die Frage vorlege, ob es das in der Welt giebt, was wir Hexen nennen, so stehe ich zwischen den beiden entgegengesetzten Ansichten mitteninne, oder — um meine Gedanken frei heraus zu sagen — ich glaube im Allgemeinen, daß es etwas wie Zauberei giebt und gegeben hat, aber ich kann mich gleichwohl nicht entschließen, einem einzelnen Falle Glauben zu schenken.

Ich bin auf diese Betrachtungen durch einen gestern erlebten Vorfall gekommen, den ich meinen Lesern ausführlich erzählen will.

Als ich nämlich mit meinem Freunde Sir Roger nach der Seite des Waldes hin spazieren ging, kam eine alte Frau auf mich zu und bat mich um ein Almosen. Ihr Anzug und ihr Gesicht erinnerten mich an jene Verse im Otway:

Indem ich weiter schritt, sah ich ein runzlig Weib,
Vom Alter tief gebeugt im Heckenwege geh'n.
Still murmelnd suchte sie das dürre Holz zusammen;
Ihr Aug' war trüb und roth, es zitterte ihr Haupt,
Gelähmt schien Arm und Hand, und ihre dürren Glieder
Bedeckte spärlich nur ein Mantelüberrest,
Farblos und ganz zerfetzt, der nicht der Kälte wehrte.
Zerfetzt war auch ihr Rock, einst sorgsam ausgeflickt
Mit schwarz und gelb und roth, und dieses bunte Flickwerk
War wie ein stummer Mund, der ihre Noth bezeugte.

Als ich noch über diese Beschreibung nachsann und sie mit dem Gegenstande vor mir verglich, sagte mir der Ritter, daß die alte Frau in der ganzen Gegend als Hexe verrufen sei. Man sähe ihre Lippen unaufhörlich in Bewegung, und es stehe keine Besenruthe vor ihrem Hause, von welcher die Nachbarn nicht behaupteten, daß die Alte Hunderte von Meilen darauf geritten sei. Geschähe es einmal, daß sie stolperte, so fände man gewiß die Ursache in einem Paar vor ihren Füßen über's Kreuz liegenden Strohhalmen oder Hölzchen,

und wenn sie sich vielleicht in der Kirche einmal irrte und an einer falschen Stelle Amen riefe, so schlösse Jedermann daraus, daß sie ihre Gebete verkehrt hersage. Es sei kein Mädchen im Kirchspiele, die eine Nadel von ihr annehmen würde, und wenn sie ihr einen Beutel Gold dazu gäbe. Die alte Frau heiße Moll White, berichtete Sir Roger weiter, und dieser Name sei in Folge einer Menge böser Künste, die man damit in Verbindung bringe, der Schrecken der ganzen Gegend. Könne eine Magd die Butter nicht so schnell fertig bekommen, wie sie gedacht, so sei sicherlich Moll White auf dem Boden des Butterfasses. Schwitze ein Pferd im Stalle, so habe Moll White es geritten. Entwische ein Hase ganz unvermuthet den Hunden, so verwünsche der Jäger Moll White; „ja," sagte Sir Roger, „ich habe einen Jägermeister gekannt, der bei solchen Gelegenheiten einen seiner Diener abschickte, um nachzusehen, ob Moll White an dem Morgen ausgewesen wäre."

Die Erzählung erregte dermaßen meine Neugier, daß ich Sir Roger bat, mich nach der Hütte der alten Frau zu führen, welche in einem einsamen Winkel des Waldes lag. Nachdem wir eingetreten waren, winkte mir Sir Roger zu und deutete auf Etwas, das hinter der Thür stand und sich bei näherer Betrachtung als ein alter Besenstiel erwies. Zugleich zischelte er mir zu, ich möchte auf die bunte Katze Acht geben, die in der Kaminecke saß, und die, wie er mir später mittheilte, eines eben so schlechten Rufes genoß wie ihre Herrin; denn abgesehen davon, daß Moll im Verdacht stand, sie oft in derselben Gestalt zu begleiten, erzählte man von der Katze, daß sie zwei- oder dreimal in ihrem Leben gesprochen und auch sonst Dinge verübt habe, deren eine gewöhnliche Katze nicht fähig wäre.

Ich war tiefinnerlich betrübt, einen Menschen in solchem Elend, in so großer Mißachtung zu sehen, aber ich konnte dennoch nicht umhin, zu lächeln, als Sir Roger, der vor der alten Frau offenbar ein wenig Furcht hatte, sie in seiner Eigenschaft als Friedensrichter ermahnte, allen Umgang mit dem Teufel aufzugeben und dem Vieh der Nachbarn ferner keinen Schaden zuzufügen. Endlich schlossen wir unsern Besuch mit einem annehmbaren Geschenk.

Auf dem Nachhausewege erzählte mir Sir Roger, daß man ihm die alte Moll schon mehrere Male vorgeführt, weil sie schuld sein sollte, daß Kinder Nadeln ausspieen und Mägde am Alpdrücken litten,

und daß die Landleute täglich bereit wären, sie in einen Teich zu werfen oder andere Experimente mit ihr vorzunehmen, wenn nicht die Rücksicht auf ihn und den Capellan sie davon abhielt.

Auf weitere Erkundigungen erfuhr ich späterhin, daß Sir Roger durch die Berichte, die er in Bezug auf das alte Weib empfangen, sehr zweifelhaft geworden wäre und Moll White mehr als einmal der Behörde übergeben haben würde, wenn sein Capellan es ihm nicht mit vieler Mühe ausgeredet hätte.

Ich bin in dieser Sache auf Einzelnheiten eingegangen, weil ich höre, daß es kaum ein Dorf in England giebt, das nicht seine Moll White hätte. Wenn eine alte Frau anfängt, kindisch und dem Kirchspiel lästig zu werden, so bringt man sie gewöhnlich in den Ruf einer Hexe, und bald ist die ganze Gegend voll Angst, eingebildeter Krankheiten und fürchterlicher Träume. Zugleich beginnt die unglückliche Alte, welche die unschuldige Ursache so vieler Uebel sein soll, vor sich selbst zu erschrecken, und gesteht nicht selten einen geheimen Verkehr und überhaupt Dinge zu, welche ihren Ursprung lediglich in einem durch Altersschwäche kindisch gewordenen Kopfe haben. Dies entzieht dann solchen Leuten, welche das vollste Mitleid verdienen, die Theilnahme ihrer Nebenmenschen und erfüllt das Volk mit Haß gegen diese armen, elenden Creaturen, in denen die menschliche Natur durch Alter und Gebrechen entstellt ist.

XI.

— — — Equidem credo, quia fit divinibus illis
Ingenium. — — — — — — — — — — — —

Virg.

— Nicht heg' ich den Wahn, weil etwa ihr Geist von der Gottheit
Ausging. — — — — — — — — — — — — — — — — —

(Voß.)

Mein Freund, Sir Roger, macht sich oft darüber lustig, daß ich so viel Zeit bei seinem Geflügel zubringe. Er hat mich zwei oder

dreimal dabei getroffen, daß ich nach einem Vogelnest sah und zuweilen eine oder zwei Stunden bei einer Henne und ihren Küchlein saß. Er meint, ich sei mit allen gefiederten Bewohnern seines Hauses persönlich bekannt, nennt den einen Hahn meinen Liebling, und behauptet, daß seine Enten und Gänse mehr von meiner Gesellschaft profitirten als er selbst.

Ich gestehe, daß ich die Beobachtungen der Natur, wie man sie bei einem Landaufenthalt zu machen Gelegenheit hat, sehr liebe. Da ich viele naturgeschichtliche Bücher gelesen, so rufe ich mir in's Gedächtniß, was ich in den Schriftstellern gefunden, und vergleiche ihre Bemerkungen mit meinen eigenen Beobachtungen. Die Beweisgründe, welche man aus der Naturgeschichte der Thiere für das Dasein einer Vorsehung gezogen hat, sind meiner Ansicht nach überzeugend.

Die Gestalt jeder Thierart ist verschieden von der andern, und doch ist bei keinem Geschöpf auch nur die kleinste Muskel, die kleinste Verzweigung der Fibern zu finden, die nicht dazu diente, dies Geschöpf geschickter zu der ihm eigenthümlichen Lebensweise zu machen, als jede andere Form oder Bildung es könnte.

Die stärksten Begierden in allen Creaturen sind: der Geschlechtstrieb und der Nahrungstrieb, der erstere als ewiger Anreiz zur Fortpflanzung der Racen, der letztere dem Zwecke der Selbsterhaltung dienend.

Erstaunlich ist es zu beobachten, welche verschiedenen Grade der Sorgfalt Seitens der Alten für die Jungen nöthig sind, um Nachkommenschaft zu erzielen. Einige Thiere, wie z. B. Insecten und mehrere Arten von Fischen, legen ihre Eier, wohin sie eben kommen und kümmern sich dann nicht weiter darum. Andere von etwas sorgsamerem Wesen, wie z. B. die Schlange, das Krokodil, der Strauß, suchen sich eine Art von Nest, um ihre Eier hineinzulegen, und verlassen sie dann. Noch andere brüten ihre Eier aus und sorgen für die Jungen, bis diese im Stande sind, sich selbst fortzuhelfen.

Welcher Lehrmeister ist es aber, der die verschiedenen Vogelarten anleitet, beim Bau ihrer Nester nach einem gewissen Plane zu verfahren, der die Vögel derselben Art bestimmt, nach demselben Muster zu bauen? Es kann nicht nur der Trieb der Nachah=

mung sein, denn wenn man eine Krähe auch von einer Henne ausbrüten und sie niemals ein Krähennest sehen läßt, so wird sie doch ihr Nest immer über einen Stock bauen, wie andere Krähen zu thun pflegen. Eben so wenig kann es aber Vernunft sein, welche die Thiere leitet; denn besäßen sie einen so hohen Grad von Vernunft wie der Mensch, so würden ihre Nester sich eben so mannichfaltig gestalten wie die menschlichen Bauwerke, je nach Verschiedenheit der dabei verfolgten Zwecke.

Ist es ferner nicht eine merkwürdige Erscheinung, daß dieselbe Temperatur, welche in den Thieren die zeugende Wärme wachruft, zugleich für ihre Erhaltung und Nahrung sorgt, indem sie die Bäume mit Blättern, die Wiesen mit Gras bekleidet und ein Heer von Insecten zum Unterhalt und Futter der Jungen hervorbringt?

Ist es nicht wunderbar, daß die Liebe der Alten, die eine so zärtliche scheint, dennoch nicht länger währt, als es für die Erhaltung der Jungen nöthig ist?

Wie groß die Macht dieser Liebe ist, geht aus einem grausamen Experimente hervor, welches ich anführe, weil ich es in einem vortrefflichen Schriftsteller finde. Ich hoffe, daß meine Leser mir die Mittheilung einer solchen Barbarei verzeihen, weil es kein Beispiel giebt, in welchem sich die Stärke dieses Naturtriebes deutlicher ausspricht, als gerade in diesem. „Ein geschickter Anatom öffnete einst eine lebendige Hündin und zeigte ihr, als sie in den größten Qualen lag, eins ihrer Jungen. Sie fing sogleich an, dasselbe zu lecken, und schien ihre Schmerzen ganz und gar darüber zu vergessen. Als man ihr das Junge wieder nahm, sah sie ihm nach, so lange sie es erblicken konnte und brach dann in ein klägliches Geheul aus, das mehr dem Verlust des Jungen, als der Empfindung ihren eigenen Qualen zu gelten schien.“

Aber obgleich diese verwandtschaftliche Liebe sich in den Thieren ungleich heftiger zeigt als in vernünftigen Creaturen, so hat doch die Vorsehung dafür gesorgt, daß die Alten dadurch nicht mehr belästigt werden, als für die Jungen durchaus nothwendig ist, denn sobald die Bedürfnisse der letzteren aufhören, ist auch die Liebe der Mutter zu Ende, und sie überläßt es nun ihrer Brut, für sich selbst zu sorgen. Als ein merkwürdiger Umstand darf es ferner betrach-

tet werden, daß die Liebe der Eltern sich über die gewöhnliche Zeit hinaus erstreckt, wenn sich dies zur Erhaltung ihrer Nachkommenschaft nöthig erweist. Man kann dies namentlich an den Vögeln beobachten, die ihre Jungen aus dem Neste treiben, sobald diese im Stande sind, sich ihren Unterhalt selbst zu suchen, aber fortfahren, sie zu füttern, wenn sie an's Nest gebunden, oder in einen Käfig gesperrt oder auf irgend eine andere Weise verhindert werden, für sich selbst zu sorgen.

Weniger stark ist, allen Beobachtungen nach, die Liebe der Jungen zu ihren Eltern, denn dieselbe ist zum Fortbestehen der Species nicht nöthig. Ja, selbst bei den vernunftbegabten Wesen steht die aufwärts steigende Liebe, d. h. die der Kinder zu den Eltern, in keinem Verhältniß zu der abwärts gehenden — der Liebe der Eltern zu den Kindern. Wir finden in jeder Familie, daß die Gewährung eines Schutzes, einer Gunst oder Wohlthat ein viel stärkeres Motiv zur Liebe ist als das Empfangen derselben.

Wundern kann man sich nur, wenn man hört, daß skeptische Männer für die Vernunft der Thiere eintreten und uns einreden möchten, daß es Stolz und Vorurtheil ist, wenn wir ihnen diese Eigenschaft nicht zugestehen.

Die Vernunft zeigt sich, wo sie existirt, in allen Lebensverhältnissen, während wir sie bei den Thieren nur da bemerken, wo es sich entweder um ihre eigene Erhaltung oder um die Fortpflanzung ihrer Art handelt. Die Thiere sind oft klüger als die Menschen, aber ihre Klugheit ist eng begrenzt und zeigt sich nur in wenigen Dingen. Man beraube das Thier seiner Instincte, und man wird es sofort auch aller Klugheit baar finden. Wir wollen hier nur ein häufig beobachtetes Beispiel anführen.

Mit welcher Sorgfalt bereitet die Henne ihr Nest an wenig besuchten, von Geräusch und Störungen fernen Orten? Und wenn sie die Eier so hineingelegt, daß sie dieselben bedecken kann, mit welchem Bedacht sorgt sie dann dafür, sie immer gehörig zu wenden, damit sie von allen Seiten die nöthige Wärme empfangen! Muß sie sich erheben, um zu fressen, wie pünktlich kehrt sie zum Nest zurück, damit die Eier nicht kalt und zur Bildung eines Küchleins untüchtig werden. Im Sommer gestattet sie sich größere Freiheiten und verläßt zuweilen ihren Posten auf zwei Stunden,

aber im Winter, wenn die Kälte den Lebenskeim in Gefahr bringt und die Jungen zu tödten droht, ist sie auch eifriger in der Erfüllung ihrer Pflicht und bleibt nicht die Hälfte der Zeit vom Neste. Und wenn endlich der Moment naht, da die Jungen auskriechen, mit welcher Geschicklichkeit hilft sie dann dem Küchlein, sein Gefängniß zu zerbrechen? Wie sorgsam behütet sie die junge Brut vor der Unbill des Wetters, wie müht sie sich um passende Nahrung und zeigt ihr, wie sie sich selbst helfen kann! Nicht zu gedenken des Umstandes, daß sie ihr Nest verläßt, wenn nach Verlauf der gewöhnlichen Brütezeit das eine oder andere der Jungen noch nicht ausgekrochen ist. Ein chemischer Proceß könnte nicht mit größerer Kunst und Umsicht geleitet und vollendet werden, als das Ausbrüten eines Küchleins — und dennoch giebt es Vögel, die bei alle den erwähnten Proceduren mit noch ungleich größerem Scharfsinn zu Werke gehen.

Gleichzeitig ist aber die Henne, welche bei allen zur Fortpflanzung ihres Geschlechts durchaus nöthigen Dingen so viel Klugheit zeigt, in anderen Punkten ohne den leisesten Funken von Verstand oder Nachdenken. Sie hält ein Stück Kalk für ein Ei und setzt sich darauf, um es auszubrüten; sie merkt nicht, ob die Eier, die sie legt, sich vermehren oder vermindern; sie unterscheidet ihre eigenen Eier nicht von denen anderer Vögel, nnd wenn das ausgebrütete Junge auch von ihrer Art ganz und gar verschieden ist, so sieht sie es doch für ihr eigenes an. Genug, in allen Punkten, die sich nicht unmittelbar auf ihre eigene Erhaltung oder die Fortpflanzung ihres Geschlechts beziehen, ist sie eine völlige Idiotin.

Meiner Meinung nach kann es nichts Wunderbareres in der Natur geben, als diesen Instinct der Thiere, der sich bald weit über die Vernunft erhebt, bald weit unter dieselbe herabsinkt. Man kann ihn nicht als Eigenschaft der Materie erklären, und dennoch wirkt er so eigenthümlich, daß man ihn eben so wenig als die Fähigkeit eines mit Verstand begabten Wesens betrachten darf. Ich meinestheils sehe ihn an, wie das Gesetz der Schwere aller Körper, welches sich weder durch eine der bekannten Eigenschaften der Körper noch durch mechanische Gesetze erklären läßt, sondern das man, nach der Ansicht des größten Philosophen, als unmittelbare Einwir-

kung der bewegenden Kraft und des göttlichen, in den Creaturen wirkenden Geistes zu betrachten hat.

XLII.

Comes jucundus in via pro vehiculo est.
Publ. Syrus.

Ein angenehmer Reisegesellschafter ist eben so gut als ein Reisewagen.

Jedes Menschen erste Sorge muß dahin gehen, Vorwürfe seines eigenen Gewissens zu vermeiden, die zweite aber sollte die sein, auch der Welt keine Veranlassung zum Tadel zu geben. Streitet das Zweite gegen das Erstere, so muß es ganz und gar unberücksichtigt bleiben — sonst aber dürfte kaum etwas geeigneter sein, die Zufriedenheit eines rechtschaffenen Gemüths zu erhöhen, als die Zustimmung der Welt. Der Mensch wird seines Verhaltens und Thuns sicherer, wenn er das Urtheil, welches er selber darüber hegt, durch die Meinung Anderer gerechtfertigt und bestätigt sieht.

Mein würdiger Freund Sir Roger ist einer jener glücklichen Menschen, die nicht nur in Frieden mit sich selbst leben, sondern auch von ihrer gesammten Umgebung geliebt und geehrt werden. Er empfängt für seine Menschenfreundlichkeit den schuldigen Tribut in der Zuneigung und Gegenliebe, die Jedermann in der Nachbarschaft ihm zollt, und ich erlebte erst kürzlich einige wunderliche Beispiele der allgemeinen Achtung, in welcher der gute alte Ritter steht.

Eines Tages hatte er nämlich Will Wimble und mich aufgefordert, mit ihm das ländliche Geschwornengericht zu besuchen, und während wir uns auf dem Wege dahin befanden, ritten zwei Männer geringeren Standes vor uns her, mit denen Will Wimble eine Weile sprach. Währenddem machte mich Sir Roger mit ihren Verhältnissen bekannt.

„Der Erste,“ begann er, „der, welcher einen Hühnerhund bei

sich hat, ist ein Freisasse mit etwa hundert Pfund jährlichem Einkommen, und ein ehrlicher Mann. Er ist jagdberechtigt und darf also einen Hasen oder Fasanen schießen. Zwei- oder dreimal wöchentlich verschafft ihm seine Flinte ein Mittagessen, und so lebt er billiger als Andere, die weniger gut situirt sind. Er würde ein guter Nachbar sein, wenn er nicht so viele Rebhühner vertilgte. Dessen ohngeachtet ist er ein sehr verständiger Mann, schießt einen Vogel im Fluge und hat mehrere Male als Obmann bei der kleinen Jury fungirt.

„Der Andere, welcher mit ihm reitet, heißt Tom Touchy, ein Bursche, der berüchtigt ist, weil er Jedermann verklagt. Es giebt keinen Menschen in seiner Stadt, den er nicht schon vor Gericht gefordert hätte — selbst Wittwen und Waisen verschont er nicht. Er denkt an nichts als an Unkosten, Schadenersatz, gerichtliche Auspfändungen u. s. w. Gegen ein paar ehrliche Gentlemen processirte er wegen einer Hecke, die sie niedergebrochen haben sollten, so lange bis er sich gezwungen sah, das eingehegte Stück Grund und Boden zu verkaufen, um die aufgelaufenen Gerichtskosten zu bezahlen. Sein Vater hinterließ ihm achtzig Pfund jährliche Einkünfte, aber er ist so oft verklagt worden und hat Andere so oft verklagt, daß er jetzt wohl kaum noch dreißig Pfund besitzt. Ich glaube, daß er auch heute wieder seiner gewöhnlichen Hantirung, Streit zu suchen, nachgeht."

Als Sir Roger noch dabei war, mir diese Notizen über Tom Touchy zu geben, blieben Will Wimble und seine Gefährten halten, um uns zu erwarten. Nachdem sie Sir Roger ihre Achtung bezeigt, sagte Will dem alten Herrn, daß er und Mr. Touchy in einer zwischen ihnen schwebenden Streitfrage sein Urtheil einholen wollten. Will schien nämlich seinen Begleitern mitgetheilt zu haben, daß er eines Tages an einer gewissen tiefen Stelle des Flusses geangelt, und Touchy, anstatt die Erzählung zu Ende kommen zu lassen, hatte ihm sogleich gesagt, daß ein Herr So und So ihn, wenn er wolle, darum verklagen könne. Mein Freund, Sir Roger, hörte sie Beide an, und nachdem er eine Weile geschwiegen, sagte er mit der Miene eines Mannes, der sein Urtheil nicht überstürzen will: daß sich für beide Theile Vielerlei anführen ließe. Keiner von ihnen schien mit diesem Ausspruche des Ritters unzufrieden, denn Keiner fand, daß

ihm dadurch ein Unrecht geschehe — und so setzten wir den Weg nach dem Sitzungsgebäude im besten Einvernehmen fort.

Das Gericht war schon versammelt, als Sir Roger ankam, aber obgleich Alle bereits saßen, machte man doch sofort einen der oberen Plätze für den alten Herrn leer, und dieser flüsterte, gestützt auf sein Ansehen in der Umgegend, dem Richter in's Ohr: Er sei sehr froh, daß Sr. Lordschaft so gutes Wetter in diesem District getroffen.

Ich lauschte den Verhandlungen des Gerichtshofes mit großer Aufmerksamkeit und war sehr erfreut über die Feierlichkeit, mit welcher diese öffentlichen Sitzungen vor sich gehen, als ich plötzlich, nachdem die Session eine Stunde gewährt hatte, zu meinem Erstaunen bemerkte, daß mein Freund Sir Roger sich mitten in einem Verhör erhob, um zu sprechen. Ich war ein wenig besorgt um seinetwillen, bis ich sah, daß er die zwei oder drei Sentenzen, auf die er sich beschränkte, mit Ernst und großer Unerschrockenheit vorbrachte.

Sobald er sich erhob, entstand tiefe Stille, und das anwesende Landvolk zischelte sich zu: Sir Roger wäre aufgestanden! Die Rede, die er hielt, paßte aber so wenig zur Sache, daß ich meine Leser nicht mit der Mittheilung belästigen will. Ich glaube fast, daß der Ritter damit weniger die Belehrung und Aufklärung des Gerichtshofes beabsichtigte, als daß es ihm darum zu thun war, sich in meinen Augen geltend zu machen und sein Ansehen in der Grafschaft zu erhöhen.

Als die Sitzung geschlossen wurde, war es mir angenehm zu sehen, wie die Gentlemen der Umgegend sich um meinen alten Freund drängten, ihn begrüßten und sich bestrebten, ihm etwas Angenehmes zu sagen, während die gewöhnlichen Leute sich begnügten, ihn aus der Ferne anzustaunen und den muthigen Mann zu bewundern, der sich nicht fürchtete, zu dem Richter zu sprechen.

Bei unserer Rückkehr nach Hause hörte ich von einem seltsamen Vorfall, den ich erwähnen muß, weil er zeigt, wie alle Welt sich bemüht, dem alten Edelmann Beweise der Achtung und Liebe zu geben. Als wir nämlich die Grenze seines Gebietes erreicht hatten, hielten wir an einem kleinen Gasthause, um uns und unseren Pferden ein wenig Ruhe zu gönnen. Der Wirth schien früher als

Diener in des Ritters Hause gewesen zu sein und hatte, um seinem alten Herrn eine Ehre anzuthun, vor einiger Zeit das Bild desselben als Schild vor seiner Thür aufgehangen, ohne ihm etwas davon zu sagen, so daß des „Ritters Kopf“ schon eine Woche an der Straße geprangt hatte, ehe dieser selbst die Sache erfuhr. Da Sir Roger fand, daß die Indiscretion des Dieners lediglich aus der Liebe zu ihm hervorgegangen war, so begnügte er sich, zu bemerken, daß man ihm zu viel Ehre angethan, und als der Mann das nicht einzusehen schien, fügte er mit einem strengerem Blicke hinzu, die Ehre wäre für Jeden zu groß, der nicht im Range eines Herzogs stände, das Versehen ließe sich aber mit wenigen Pinselstrichen wieder gut machen, und er selber wolle das besorgen. Diesem Versprechen gemäß wurde ein Maler angenommen, der nach Anweisung des Ritters dem Bilde einen Schnurrbart in's Gesicht malte und durch eine geringe Verschärfung der Linien einen Saracenenkopf daraus machte.

Ich würde die Sache kaum geglaubt haben, wenn der Gastwirth nicht Sir Roger in meiner Gegenwart erzählt hätte, daß Sr. Gnaden Kopf mit den angegebenen Veränderungen gestern Abend zurückgebracht worden sei. Mein Freund erzählte mir darauf in seiner gewöhnlichen liebenswürdigen Manier den Vorfall und befahl, das Bild in's Zimmer zu bringen.

Ich konnte mich einer gewissen, mir sonst ungewöhnlichen Heiterkeit nicht erwehren, als ich das monströse Gesicht erblickte, in welchem sich trotz der wunderlich gerunzelten Stirn und des stechenden Blickes dennoch eine entfernte Aehnlichkeit mit meinem alten Freunde nicht verkennen ließ. Da Sir Roger sah, daß ich lachte, verlangte er, ich sollte aufrichtig sagen, ob ich glaubte, daß ihn die Leute auch in dieser Entstellung noch erkennen würden. Ich behauptete anfänglich mein gewöhnliches Stillschweigen, aber als der Ritter mich beschwor, ihm zu sagen, ob das Bild ihm ähnlicher wäre oder einem Saracenen, so nahm ich mich zusammen, so gut ich vermochte und erwiderte: daß sich „für beide Ansichten Vielerlei sagen ließe.“

Diese Vorfälle und des Ritters Benehmen dabei machten mir den Tag zu einem der vergnügtesten, den ich jemals auf Reisen verlebte.

XLIII.

Doctrina sed vim promovet insitam,
Rectique cultus pectora roborant;
Utcunque defecere mores,
Dedecorant bene nata culpae.
Hor.

Doch Lehre fördert innerer Tugend Keim,
Und rechter Anbau stärkt mit Gedeih'n das Herz;
Sobald der Sitten Zucht ermangelt,
Schänden, was edel entsproß, die Laster.
(Voß.)

Als ich gestern mit meinem Freunde Sir Roger spazieren ging, begegneten wir einem frisch und gesund aussehenden Manne, der ein paar Diener hinter sich hatte und in großer Geschwindigkeit an uns vorüber ritt. Auf meine Frage, wer er sei, sagte mir Sir Roger, daß es ein junger Edelmann von bedeutendem Vermögen wäre, den eine zärtliche Mutter, die einige Meilen von dort wohnte, erzogen habe. „Sie ist eine sehr gute Frau," fügte mein Freund hinzu, „aber sie war so besorgt um ihres Sohnes Gesundheit, daß er nun zu gar nichts taugt. Sie fand z. B. das Lesen schädlich für seine Augen, das Schreiben verursachte ihm Kopfweh, und so ließ man ihn, sobald er sich auf einem Pferde halten und eine Flinte über den Rücken hängen konnte, nach Gefallen im Walde umherstreifen." — Kurz, ich erfuhr aus den Mittheilungen meines Freundes, daß der junge Mann nichts erworben hatte als eine gute Gesundheit, und daß, wenn es die alleinige Aufgabe des Menschen wäre, zu leben, man nicht leicht einen vollkommeneren jungen Burschen im Lande finden würde.

Seit ich mich hier aufhalte, habe ich unzählige solcher Beispiele von jungen Erben und älteren Brüdern gehört und gesehen, die keine andere Pflicht kennen, als die, ihre Familie fortzupflanzen und ihre Güter in gerader Linie auf ihre Nachkommenschaft zu vererben. Auf den ihnen durch Geburt zufallenden Reichthum gestützt, halten sie entweder selbst jede geistige Vervollkommnung für überflüssig, oder diese Ansicht wird ihnen durch schmeichlerische Diener, ja selbst durch diejenigen beigebracht, die mit ihrer Erziehung betraut sind.

Diese Bemerkung erinnert mich an eine Geschichte, die ich gehört habe und meinen Lesern unter erfundenen Namen wieder erzählen will. Vielleicht wird eine nützliche Moral daraus zu ziehen sein, obgleich einige Umstände die Historie mehr wie eine erdichtete Novelle, denn wie eine wahre Begebenheit erscheinen lassen.

Eudoxius und Leontin waren nicht als reiche Leute geboren, aber sie besaßen Beide viel Verstand und Tugend. Sie machten in früheren Jahren ihre Studien zusammen und schlossen eine Freundschaft, welche bis an das Ende ihres Lebens währte. Als Eudoxius in die Welt trat, begab er sich an einen Hof, wo er durch seine natürliche Begabung und die erworbenen Fähigkeiten seinen Weg machte, von einem Posten zum andern stieg und sich endlich mit einem beträchtlichen Vermögen zurückzog.

Leontin dagegen suchte jede Gelegenheit auf, um seinen Geist durch Studien, Verkehr mit bedeutenden Menschen und Reisen zu bilden. Er war nicht allein in allen Wissenschaften bewandert, sondern kannte auch alle großen Lehrer derselben durch ganz Europa. Er wußte eben so gut Bescheid um die Interessen aller europäischen Fürsten, wie um die Sitten und Gebräuche ihrer Höfe, und es konnte in den Zeitungen kaum ein bedeutender Mann genannt werden, mit dem er nicht gesprochen oder den er nicht gesehen hatte. Genug, er vereinigte in sich eine so tiefe und genaue Kenntniß von Menschen und Büchern, daß er einer der gebildetsten Männer jener Tage genannt werden konnte.

Während der ganzen Zeit seiner Studien und Reisen unterhielt er eine eifrige Correspondenz mit Eudoxius, der sich oft durch die Notizen, welche er von Leontin empfing, bei den angesehensten Personen des Hofes beliebt machte.

Als Beide die vierziger Jahre erreicht hatten, ein Alter, in

welchem nach Mr. Cowley's Meinung mit dem Leben nicht mehr zu scherzen ist, beschlossen sie, treu dem beim Beginn ihrer Laufbahn gefaßten Vorsatze, sich zurückzuziehen und den Rest ihres Lebens auf dem Lande zuzubringen. In dieser Absicht verheiratheten sie sich Beide fast zu gleicher Zeit. Leontin kaufte mit seinem eigenen Vermögen und dem seiner Frau ein kleines Landgut, welches jährlich dreihundert Pfund eintrug und in der Nähe des Landsitzes lag, den sein Freund Eudoxius besaß und der diesem eben so viele Tausende einbrachte.

Beide Freunde wurden beinahe gleichzeitig Vater. Eudoxius war mit einem Sohne, Leontin mit einer Tochter beschenkt worden, leider aber starb die junge Frau des Letzteren wenige Tage nach der Geburt des Kindes. Leontin hatte sein ganzes Glück in ihr gefunden, und sein Schmerz und Kummer würde nicht zu tragen gewesen sein, hätten nicht die täglichen Besuche und der Zuspruch des Freundes ihm einigen Trost gewährt.

Als Beide eines Tages in der gewöhnlichen vertraulichen Weise mit einander sprachen, beklagte Leontin die Unmöglichkeit, seiner Tochter eine angemessene Erziehung in seinem Hause zu geben, und Eudoxius erwog, wie nachtheilig es in der Regel für einen jungen Mann ist, als Erbe eines großen Vermögens erzogen zu werden. Beide kamen endlich überein, ihre Kinder zu vertauschen, so daß der Knabe in Leontin's Hause, als dessen Sohn aufwachsen, das Mädchen hingegen als die Tochter des Eudoxius gelten sollte, bis Beide ein vernünftiges Alter erreicht hätten. Auch die Frau des Eudoxius, die recht gut wußte, daß ihr Sohn von Niemand besser erzogen werden könnte als von Leontin, und der man vorstellte, daß sie das Kind ja beständig unter ihren Augen behalten würde, ließ sich nach und nach für das Project gewinnen. Sie nahm Leonilla, das war der Name des Mädchens, und erzog sie wie ihre leibliche Tochter.

Jeder der Freunde empfand für das unter seiner Leitung stehende Kind, obwohl es nicht sein eigenes war, die Zärtlichkeit eines Vaters. Florio, so hieß der Knabe, welchen Leontin erzog, hegte alle erdenkliche Liebe und Anhänglichkeit für seinen vermeintlichen Vater, aber man lehrte ihn auch, seine Freude zeigen, wenn

Eudoxius kam, welcher den Freund häufig besuchte und eifrig bestrebt war, des Knaben Liebe und Achtung zu gewinnen.

Der Knabe war endlich alt genug, um sich über die Verhältnisse seines Adoptivvaters ein Urtheil zu bilden und einzusehen, daß er sich den Weg durch die Welt durch eigenen Fleiß bahnen müsse. Diese Ueberzeugung wurde täglich stärker in ihm und übte eine so günstige Wirkung, daß er sich mit mehr als gewöhnlichem Eifer aller Dinge befleißigte, die Leontin ihm empfahl. Seine natürliche gute Begabung, unterstützt durch einen so vortrefflichen Rathgeber, machte es ihm möglich, seinen Bildungsgang schneller als gewöhnlich zu vollenden. Ehe er noch zwanzig Jahre alt war, hatte er seine Studien zur allgemeinen Zufriedenheit absolvirt, und ging von der Universität in die Collegien der Rechtsgelehrten über, wo nur wenige von denen, die mit der Aussicht auf ein großes Vermögen erzogen sind, etwas Tüchtiges lernen.

Florio befand sich nicht in diesem Falle. Er wußte, daß dreihundert Pfund jährlich sehr wenig war, wenn Leontin und er davon leben sollten und so studirte er unausgesetzt, bis er die gehörige Einsicht in die Verfassung und in die Gesetze seines Landes gewonnen hatte.

Ich hätte meinen Lesern bereits mittheilen sollen, daß Florio, während er im Hause seines Pflegevaters lebte, allezeit ein gern gesehener Gast in der Familie des Eudoxius war und dort Leonilla schon in frühester Kindheit kennen lernte. Aus seiner Bekanntschaft mit ihr erwuchs nach und nach eine Liebe, die sich in dem Herzen des jungen, in strengen Begriffen von Ehre und Tugend erzogenen Mannes zur quälendsten Leidenschaft gestaltete. Er verzweifelte daran, die Erbin eines so großen Vermögens jemals gewinnen zu können, und würde lieber gestorben sein, als durch unrechte Mittel nach ihrem Besitz getrachtet haben.

Leonilla, ein Mädchen von großer Schönheit und Sittsamkeit empfand ebenfalls eine heimliche Neigung für Florio, benahm sich aber mit so viel Zurückhaltung, daß er nicht die leiseste Ahnung davon hatte. Florio besaß jetzt alle Kenntnisse und war in allen Wissenschaften unterrichtet, welche geeignet sind, das Glück eines Mannes zu begründen und ihn in seinem Vaterlande zu Ehren zu bringen. Nur die Liebe, die in einem tugendsamen und edeln

Herzen um so heißer brennt, bereitete ihm die heftigsten heimlichen Qualen.

Unter diesen Verhältnissen empfing er eines Tages von Leontin den Befehl, am nächsten Morgen auf das Land zurückzukehren. Die Berichte über das gute Betragen des Sohnes schienen Eudoxius so sehr zu erfreuen, daß er den Wunsch, sich ihm zu erkennen zu geben, nicht länger unterdrücken konnte.

Am Morgen nach Florio's Ankunft im Hause seines vermeintlichen Vaters sagte dieser, indem er ihn weinend umarmte, er solle zu Eudoxius gehen, der etwas Nothwendiges mit ihm zu sprechen habe. Kaum aber war Florio in dem großen Nachbarhause angekommen, kaum waren die ersten Begrüßungen vorüber, als Eudoxius ihn bei der Hand nahm und in sein Cabinet führte. Hier enthüllte er ihm das Geheimniß seiner Geburt und Erziehung, und schloß mit folgenden Worten:

„Es bleibt mir kein anderes Mittel, Leontin meine Dankbarkeit zu beweisen, als Dich mit seiner Tochter zu vermählen. Er darf durch die Eröffnungen, die ich Dir gemacht, nicht des Glückes beraubt werden, Dein Vater zu sein. Leonilla aber soll immer meine Tochter bleiben. Ihre kindliche Liebe ist, obgleich sie uns nicht zukam, eine so exemplarische gewesen, daß sie die größte Belohnung verdient, die ich zu geben vermag. Du wirst das Vergnügen haben, ein großes Vermögen zu besitzen, an dem Du die Freude vielleicht verloren hättest, wenn Du gewußt, daß Deine Geburt Dich dazu berechtigte. Fahre fort, Dich desselben würdig zu zeigen! Deine Mutter befindet sich in dem anstoßenden Zimmer, wo sie Leonilla dieselben Eröffnungen macht, die Du so eben empfangen hast."

Florio stand vor diesem Uebermaß von Glück so bestürzt, daß er nicht vermochte, eine Antwort zu geben; aber er fiel seinem Vater zu Füßen, küßte, in eine Fluth von Thränen ausbrechend, seine Kniee, bat um seinen Segen, und sprach in stummen Blicken eine Liebe, Rührung und Dankbarkeit aus, die viel zu stark war, um sich in Worte fassen zu lassen.

Genug, das glückliche Paar wurde verheirathet, und Eudoxius trat die Hälfte seines Vermögens an dasselbe ab. Leontin und Eudoxius verbrachten den Rest ihres Lebens in inniger Freundschaft

und empfingen in der Liebe und Zärtlichkeit Florio's und Leonilla's den Dank für die Sorgfalt, die sie auf die Erziehung ihrer Kinder verwendet hatten.

XLIV.

Ne, pueri, ne tanta animis assuescite bella;
Nec patriae validas in viscera vertite vires.
Virg.

Nicht, o Söhne! Gewöhnt zu solchem Krieg das Gemüth nicht!
Wendet nicht gegen des Vaterland's Brust die mächtigen Kräfte.
(Crauer.)

Wenn wir über den Haß der Parteien sprechen, erzählt mein würdiger Freund Sir Roger oft eine Anekdote, die ihm als Schulknaben passirte, zu der Zeit also, wo die Fehde zwischen den Rundköpfen*) und den Anhängern des Königs im vollen Gange war.

Der würdige Ritter — damals, wie gesagt, noch ein junges Bürschchen — kam eines Tages in die Lage, sich bei einem Vorübergehenden erkundigen zu müssen, welcher Weg nach dem St. Annengäßchen führe? Statt zu antworten, nannte ihm der Angeredete einen jungen papistischen Hund und fragte, wer Anna wohl zu einer Heiligen gemacht habe? Der Knabe, welcher darüber in Bestürzung gerieth, fragte nun den nächsten Mann, der ihm begegnete, nach dem Annengäßchen. Dieser aber, anstatt ihm den Weg zu zeigen, sagte: er wäre ein spitzöhriger Hund, und Anna wäre eine Heilige gewesen, ehe er geboren worden, und würde eine Heilige bleiben, nachdem man ihn schon längst gehangen. „Ich hielt es nun nicht mehr für rathsam," pflegte Sir Roger hinzuzufügen, „meine Frage zu wiederholen, sondern ging in jedes Gäßchen und fragte nach dem Namen desselben." Auf diese sinnreiche Weise gelang es ihm endlich, den gesuchten Ort zu finden, ohne eine der beiden Parteien weiter zu belei-

*) Puritaner. A. d. Uebers.

digen. Sir Roger liebte es, seine Erzählung mit Betrachtungen über das Unheil zu schließen, welches der Parteihaß im Lande hervorbringt, wie er jedes gute, nachbarliche Verhältniß zerstört und ehrliche Leute zu gegenseitigen Feinden macht — abgesehen davon, daß er die Steuerkraft des Landes verringert und die Jagd zu Grunde richtet.

Es kann ein Land von keinem größeren Unheil getroffen werden, als von einer Zwietracht, die das Reich in Parteien spaltet und diese einander mehr entfremdet und mehr gegen einander aufbringt, als wenn sie verschiedenen feindlichen Nationen angehörten. Die Folgen einer solchen Spaltung sind im höchsten Grade verderblich, nicht nur, weil sie dem gemeinsamen Feinde zum Vortheil gereichen, sondern auch um der Nachtheile willen, die sie in der Seele fast jedes Menschen hervorbringen. Ihr Einfluß ist eben so verderblich für die Moral, wie für die Einsicht der Menschen. Sie vernichtet das Gerechtigkeitsgefühl eines Volkes und zerstört selbst die gesunde Vernunft.

Ein rasender Parteigeist, wenn er in voller Heftigkeit wüthet, führt zu Bürgerkrieg und Blutvergießen, oder kommt, wenn er in milderen Formen auftritt, als Falschheit, üble Nachrede, Verleumdung und parteiische Verwaltung der Justiz zum Vorschein. Mit einem Worte: er erfüllt ein Volk mit Haß und Wuth, und erstickt jeden Funken von Güte, Mitgefühl und Menschlichkeit.

Plutarch sagt sehr wahr, der Mensch solle selbst seinen Feind nicht hassen, weil, wenn man sich dieser Leidenschaft in einem Falle hingiebt, sie sich auch bei anderen Gelegenheiten einfindet. „Wenn du deinen Feind hassest," sagte er, so nimmt das Gemüth eine verderbliche Gewohnheit an, die sich bald auch gegen Freunde oder gleichgiltige Personen richtet." Ich möchte hier darauf hinweisen, wie bewundernswürdig dies Gebot der Moral, welches die Schädlichkeit des Hasses in der Leidenschaft selbst findet, mit der Lehre übereinstimmt, die der Welt etwa hundert Jahre vor diesem großen Philosophen gegeben wurde*) — aber statt dessen will ich nur mit wirklicher Bekümmerniß des Herzens darauf hinweisen, wie sich die Gemüther vieler guter Menschen unter uns durch Parteigrundsätze verbittern und sich ein-

*) Die Lehre Christi. A. d. Uebers.

ander in einer Weise entfremden, die weder mit den Forderungen der Vernunft noch der Religion in Einklang steht. Der Eifer für das allgemeine Wohl ist fähig, Leidenschaften in den Herzen rechtschaffener Leute zu entzünden, die der eigene Vortheil niemals wachgerufen hätte.

Wenn der Parteieifer nun aber eine so schlimme Wirkung auf unsere Moral übt, so ist der Einfluß desselben auf unser Urtheil nicht weniger groß. Wie oft hören wir ein dummes Pamphlet, eine abgeschmackte Broschüre laut anpreisen, während ein tüchtiges, gutes Werk verurtheilt wird, nur weil der Autor ein politischer Gegner ist, denn ein vom Parteigeist besessener Mensch zeigt meist die völligste Unfähigkeit, wirkliche Fehler und Schönheiten zu unterscheiden. Ein Mann von unleugbarem Verdienst, aber entgegengesetzten politischen Principien, gleicht einem Gegenstande, den man durch zwei verschiedene Media sieht, die ihn krumm oder gebrochen erscheinen lassen, obgleich er völlig gerade und ganz ist, und es giebt aus diesem Grunde in England kaum eine Person von Bedeutung, die nicht unter zweierlei Gestalten, so verschieden wie Tag und Nacht, bekannt wäre.

Namentlich aber sind es Wissenschaft und Kunst, welche unter dem unglücklichen, jetzt alle Stände und Rangklassen beherrschenden Vorurtheil leiden. Wie ehedem Männer durch ihre Kenntnisse und ihre Begabung in gelehrten Gesellschaften zur Geltung gelangten, so zeichnen sie sich jetzt durch die Heftigkeit und Hitze aus, mit der sie die Sache ihrer Partei verfechten. Bücher werden nach denselben Grundsätzen beurtheilt. Eine gemeine possenhafte Schreibweise gilt für satyrisch und ein plumpes Machwerk voll Parteiansichten wird eine feine Schrift genannt.

Eines Kunstgriffes aber machen sich beide Parteien schuldig, und das ist der, jede skandalöse, von irgend Jemand erfundene und in Umlauf gesetzte Geschichte als unzweifelhafte Wahrheit zu betrachten und Folgerungen daraus zu ziehen. Verleumdungen, die niemals erwiesen oder sogar widerlegt wurden, bilden die gewöhnliche Grundlage, auf die sich elende Scribler wie auf ausgemachte, von aller Welt anerkannte Wahrheiten stützen, obwohl sie recht gut wissen, daß ihr Fundament falsch oder im besten Falle sehr zweifelhaft ist. Haben sie diesen Grund von dummem Geschwätz gelegt, so

ist es eben kein Wunder, daß das übrige Gebäude demselben entsprechend ausfällt. Dauert das jetzige schamlose Gebahren aber noch länger fort, so muß Lob oder Tadel folgerichtig aufhören, ein Motiv für die Handlungsweise rechtlicher Männer zu sein.

Es hat unter allen Regierungen Perioden gegeben, in welchen der Parteigeist die Oberhand gewann. Italien war lange durch die Guelfen und Ghibellinen in Parteien zerrissen, und in Frankreich traten Spaltungen ein, indem man sich für oder gegen die Ligue entschied, aber es ist immerhin ein Unglück für jeden Mann in so stürmischer und gewitterschwangerer Zeit geboren zu sein. Nur der unruhige Ehrgeiz verschmitzter Menschen veranlaßt diese Spaltungen, und es gelingt ihnen, viele wohlmeinende Leute durch erheuchelte Vaterlandsliebe in ihr Interesse zu ziehen. Wie viele ehrliche Seelen werden durch ihren Eifer für das öffentliche Wohl hart und lieblos? Welche Grausamkeiten und Frevelthaten werden nicht gegen politische Gegner verübt, die man achten und ehren würde, wenn man sie nach dem beurtheilte, was sie wirklich sind, statt sie zu sehen, wie man sie von feindlicher Seite schildert. Auf diese Weise werden ehrliche Menschen irregeführt, mit Vorurtheilen erfüllt und durch das edelste aller Gefühle, die Vaterlandsliebe, zu Ungerechtigkeiten verleitet. Ich kann hier nicht unterlassen, das berühmte spanische Sprichwort anzuführen: „Wenn es weder Schelme noch Narren in der Welt gäbe, so würden alle Menschen einerlei Meinung sein."

Ich meinestheils könnte nur herzlich wünschen, daß alle rechtschaffenen Leute sich zu einem gegenseitigen Schutzbündnisse gegen diejenigen zusammenthäten, welche sie als ihre gemeinschaftlichen Feinde betrachten müssen, mögen sie stehen, auf welcher Seite sie wollen. Gäbe es eine solche Vereinigung redlicher, unparteiischer Männer, so würden nicht die schlechtesten Menschen zu hohem Ansehen gelangen, nur weil sie einer Partei nützlich sind, und die Besten würden nicht unbeachtet bleiben, weil sie sich nicht entschließen können, allezeit zu thun, was ihrer Partei angenehm ist. Man würde dann jeden Schlechten aus der Heerde ausstoßen und vernichten, wie mächtig und groß er auch immer sein möchte — man würde die leidende Unschuld beschützen und die Tugend vertheidigen, so gering und lächerlich sie auch immer erschiene, wie sehr Neid und Verleumdung

sie auch verfolgten. Kurz wir würden unsere Mitbürger nicht länger darauf ansehen, ob sie Whigs oder Tories sind, sondern wir würden Männer von Verdienst zu unseren Freunden machen, die Bösen aber als unsere Feinde betrachten.

XLV.

— — — Ipsae rusum concedite sylvae.
Virg.

— — — Noch einmal, ihr Wälder, lebt wohl!

Es ist bei Leuten, welche den ländlichen Sport lieben, gebräuchlich, das Wild auf dem eigenen Grund und Boden zu schonen und sich auf den Gebieten der Nachbarn zu vergnügen. Mein Freund Sir Roger entfernt sich gewöhnlich zwei oder drei Meilen weit vom Hause und geht bis an die Grenze seines Besitzthums, ehe er sich daran macht, einen Hasen oder ein Rebhuhn zu schießen. Er thut dies natürlich in der Absicht, seine eigenen Felder zu schonen, wo er dann immer, auch im schlimmsten Falle, sicher ist, sein Jagdvergnügen zu finden. Man giebt auf diese Weise dem Wild in der Umgebung des Hauses Zeit, sich zu vermehren, und außerdem gewährt die Jagd da ein größeres Vergnügen, wo sich das Wild schwerer erlangen läßt und nicht so häufig ist, daß es Confusion in die Verfolgung bringt. Deshalb sucht der Landedelmann, wie der Fuchs, seine Beute selten in der Nähe seines Aufenthaltsortes.

Aehnliche Gründe bestimmten mich, die Stadt, die ein sehr reicher Jagdgrund für Leute meines Schlages ist, auf vier Wochen zu verlassen, um mein Glück auf dem Lande zu versuchen. Ich habe auch wirklich einiges Wild aufgespürt und es zu meinem eigenen Vergnügen und, wie ich hoffe, auch zum Vergnügen Anderer gehetzt. Freilich mußte ich alle Geschicklichkeit aufbieten, um etwas nach meinem Geschmack zu finden, während mir in der Stadt zehn

Stoffe für einen in den Weg laufen und sich eine solche Menge von Wunderlichkeiten bei beiden Geschlechtern zeigt, daß sich die Spuren oft kreuzen und den Jäger irre führen. Auf dem Lande besteht die Schwierigkeit darin, Wild aufzutreiben, in der Stadt gilt es, dasselbe auszuwählen. Da ich aber den Cities von London und Westminster einen ganzen Monat Ruhe gegönnt habe, so verspreche ich mir jetzt, bei meiner Rückkehr, einen Ueberfluß an neuem Wild.

In der That ist es hohe Zeit für mich, das Land zu verlassen, denn ich bemerke, daß die ganze Nachbarschaft anfängt, sich wegen meines Namens und Charakters zu beunruhigen. Meine Liebe zur Einsamkeit, mein schweigsames Wesen und meine eigenthümliche Lebensweise haben in der Gegend die allgemeine Neugier erregt.

Die Ansichten, die man sich in Bezug auf mich gebildet, sind sehr verschiedener Art. Einige halten mich für sehr stolz, Andere für sehr bescheiden und noch Andere für melancholisch. Will Wimble, der mich oft allein gesehen und in Gesellschaft sehr still gefunden hat, besorgt, wie mir mein Freund der Haushofmeister sagt, daß ich Jemand umgebracht haben möchte. Das Landvolk scheint mich für einen Hexenmeister zu halten und Einige, welche davon hören, daß ich Moll White besucht, glauben, daß Sir Roger einen klugen Mann herbeigebracht hat, der die alte Frau curiren und das Land von ihren bösen Künsten befreien soll. Man hält mich also in der Gegend für das, was man, im Gegensatz zu einem Schwarzkünstler, einen Meister der weißen Kunst oder einen guten Zauberer nennt.

Ein Friedensrichter, welcher etwa fünf Meilen von hier wohnt und nicht zu Sir Roger's Partei gehört, soll zwei- oder dreimal bei Tische gesagt haben, er wünschte, daß Sir Roger keinen Jesuiten im Hause hätte, und es wäre seine Meinung, daß der Landedelmann wohl thun würde, mich um Auskunft über meine Person anzugehen.

Andererseits besorgen einige von Sir Roger's Freunden, daß der alte Gentleman von einem listigen Burschen betrogen wird, und da sie gehört haben, daß der Ritter während seines Aufenthaltes in der Stadt mit sehr gemischter Gesellschaft verkehrt, so wissen

sie nicht, ob er nicht etwa einen fortgejagten Whig mitgebracht, der verdrießlich und schweigsam ist, weil er seine Stelle verloren hat.

So verschieden sind die über mich verbreiteten Meinungen, daß ich von Einigen für einen unzufriedenen Menschen, von Anderen für einen papistischen Pfaffen, von noch Anderen für einen Teufelsbanner und sogar für einen Mörder angesehen werde, und dies Alles nur, weil ich nicht schreie und lärme und keinen Tumult mache. Mein Freund, Sir Roger, hat ihnen zwar gesagt, daß dies so meine Art und daß ich nur ein Philosoph wäre, aber das genügt ihnen nicht. Sie glauben, es stecke mehr hinter mir, als er ihnen sagen will, und meinen, daß ich nicht umsonst stillschwiege.

Aus diesen und anderen Gründen gedenke ich morgen nach London zurückzureisen. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß das Land für einen Mann meiner Art, der weder eine laute Heiterkeit liebt, noch — wie sie es nennen — gute Nachbarschaft hält, kein geeigneter Aufenthalt ist. Ein Mensch, den es um seine gute Laune bringt, wenn unvermuthet Gäste bei ihm eintreffen, der nicht im Stande ist, dem ersten besten Ankömmling einen Nachmittag zu opfern, der Herr seiner Zeit bleiben und seinen eigenen Neigungen folgen will, erscheint in solchen Verhältnissen in der That als eine sehr ungesellige Figur.

Ich will mich deshalb, wenn ich diese Phrase brauchen darf, in die Stadt zurückziehen und mich so schnell als möglich in der Menge verlieren, um allein zu sein. Ich kann dort Betrachtungen über Andere anstellen, so viel ich will, ohne selbst bemerkt zu werden, und kann alle Vortheile der Geselligkeit mit allen Privilegien der Einsamkeit vereinigen.

Um meine ländlichen Betrachtungen zu schließen, will ich hier noch einen an mich gerichteten Brief meines Freundes Will Honeycomb abdrucken lassen. Will hat seit vierzig Jahren die Rauchatmosphäre von London nicht auf einen Monat verlassen und neckt mich in seiner Weise wegen meines Landaufenthaltes. Er schreibt:

„Theurer Zuschauer!

„Ich vermuthe, dieser Brief findet Dich Maaßliebchen pflückend, einen Heuschober beschnüffelnd, oder bei sonst einem harmlosen, ländlichen Amüsement ähnlicher Natur. Dessen ungeachtet habe ich

Auftrag vom Club, Dich nach der Stadt zurückzurufen, denn wir sind Alle teufelmäßig besorgt, daß Du nach dem Umgange mit Moll White und Will Wimble an unserer Gesellschaft kein Vergnügen mehr finden wirst. Sei so gut und schicke uns keine Geschichten mehr von Hühnern und Gänsen, und höre auf, die Stadt mit Gespenstern und Hexen zu erschrecken. Deine Artikel beginnen verflucht nach Wald und Wiese zu riechen. Wenn Du nicht sogleich zurück kommst, so halten wir uns überzeugt, daß Du in eine der Milchmägde Sir Rogers verliebt bist. — Unsere Grüße an den Ritter! Sir Andreas ist, seit Sir Roger uns verlassen, Hahn im Korbe geworden, und wenn der alte Herr nicht bald wieder kommt, so wird es Sir Andreas noch gelingen, aus jeder Mutter Sohn einen Republikaner zu machen.

Theurer Zuschauer

Dein ewig getreuer

Will Honeycomb."

XLVI.

— — — Cui mens divinor, atque os,
Magna sonaturum, des nominis hujus honorem.
Hor.

Wem lebendiger Geist, wem göttlicher Sinn und ein Laut ward,
Großes hervorzuhallen, verleih'n wir so edle Benennung.
(Voß.)

Mit keiner Benennung ist man gegen Schriftsteller so freigebig, als mit der eines Genius. Ich habe mehr als einmal gehört, daß man einen kleinen Sonettenmacher ein Genie nannte, und es giebt keinen Reimschmied in England, den seine Bewunderer nicht für einen großen Genius erklärten. Was unsere Tragödienschmierer betrifft, so ist unter ihnen gewiß nicht Einer, der nicht von diesem oder jenem als ein ungeheures Genie ausposaunt würde.

Meine Absicht ist es nun, in diesem Artikel nachzuweisen, was eigentlich ein großer Genius ist, und einige meiner Gedanken über diesen ungewöhnlichen Gegenstand aussprechen.

Unter den großen, allgemeines Staunen erregenden, als Wunder der Menschheit betrachteten Genies stehen obenan diejenigen, welche nur durch ihre natürliche Begabung, ohne Hülfe der Kunst oder des Studiums Werke producirt haben, die den Zeitgenossen zur hohen Freude gereichten und von der Nachwelt als Meisterschöpfungen bewundert werden. Es macht sich bei diesen hervorragenden Geistern zuweilen eine großartige Wildheit, Ungebundenheit und Zügellosigkeit geltend, unendlich erhabener, als alle jene Form und Politur, die das bilden, was der Franzose bel esprit nennt, das heißt, einen durch Umgang, Nachdenken, und die Lectüre schönwissentschaftlicher Werke veredelten und verfeinerten Geist. Auch das größte Genie, wenn es die Gebiete der Künste und Wissenschaften durchforscht, empfängt von ihnen eine gewisse Färbung und verfällt ganz unwillkürlich auf Nachahmungen.

Viele jener geborenen, niemals durch Regeln und Gesetze der Kunst disciplinirten und gebrochenen Genies gehören dem Alterthume und namentlich den östlichen Theilen der Welt an. Homer nahm einen unendlich viel höheren Flug als Virgil, und im alten Testamente finden wir Stellen, die erhabener und herrlicher sind, als irgend etwas im Homer.

Wenn wir den Alten aber auch einen mächtigeren und kühneren Geist zugestehen, so müssen wir auf der andern Seite bemerken, daß selbst die Größesten unter ihnen ihre Fehler haben, oder wenn man so sagen will, daß sie von der Correctheit, Glätte und Feinheit der modernen Schriftsteller weit entfernt sind. Bei ihren Gleichnissen und Anspielungen kümmerten sie sich — vorausgesetzt, daß sie treffend waren — sehr wenig um die Wohlanständigkeit. So z. B. vergleicht Salomon die Nase seiner Geliebten mit dem Thurm des Libanon, der gen Damaskus schaute — und der Vergleich: er kam wie ein Dieb in der Nacht, kehrt im neuen Testamente sehr vielfach wieder. Eine Zusammenstellung von Dingen dieser Art würde man bis in's Unendliche fortführen können. Homer verherrlichte einen seiner Helden, der von Feinden umringt war, durch den Vergleich mit einen Esel, welcher sich in einem Kornfelde befindet,

von allen Seiten durch die Dorfjugend angegriffen wird und trotzdem keinen Fuß aufhebt. Einen Andern, der sich in brennendem Rachedurst auf seinem Lager hin und her wirft, vergleicht er mit einem Stück Fleisch, das auf Kohlen gebraten wird. Diese Eigenthümlichkeit der Alten eröffnet ein weites Feld zu Spöttereien für kleine Geister, die wohl eine Indecenz zu verlachen, aber das Erhabene in jenen Werken nicht zu würdigen vermögen. Der jetzige Schah von Persien legt sich, nach morgenländischer Art zu reden, z. B. unter vielen anderen pompösen Titeln auch die einer „Sonne des Ruhmes" und einer „Muscatnuß des Entzückens" bei.

Das hochmüthige Absprechen in Bezug auf die Alten und namentlich auf die Bewohner südlicher Himmelsstriche, deren Phantasie eine glühendere, lebendigere ist, läßt sich übrigens kurz abschneiden, wenn wir bedenken, daß die Regel, welche wir Anstand in den Anspielungen und Vergleichen nennen, eine Erfindung der neuen Zeit und der kältern Zonen der Erde ist, wo man den Mangel an Kraft und Phantasie durch eine scrupulöse Sauberkeit und sorgfältige Ausführung jedes Entwurfes zu ersetzen sucht. Unser Landsmann Shakespear war ein merkwürdiges Beispiel für die erstere Art der großen Genies.

Ich kann dieses Thema nicht fallen lassen, ohne Pindar's zu erwähnen, eines Genies erster Klasse, dessen gewaltige Feuernatur ihn zu mächtigen Schöpfungen antrieb und seiner Phantasie den höchsten Schwung verlieh. Giebt es aber wohl etwas Lächerlicheres, als wenn Leute von nüchterner und mäßiger Einbildungskraft sich beikommen lassen, die Schreibweise nachzuahmen, in welcher jene gewaltigen Compositionen verfaßt sind, die wir als Pindar's Oden kennen? Wenn ich Werke copiren sehe, die, wie Horaz schon sagt, eigenthümlich in ihrer Art und unnachahmlich sind, wenn ich sehe, wie Leute sich Formlosigkeiten zum Gesetz machen und durch kleine Handgriffe der Kunst den ungebundensten Flug des Genius zu erreichen suchen, so kann ich nicht umhin, jene Stelle im Terentius auf sie zu beziehen:

„— — — Diesem Unbestand Bestand
Verleih'n zu wollen durch Vernunft, wär' ebenso,
Als wenn Du strebtest mit Vernunft zu rasen."

Mit einem Worte, ein moderner Scribler in Pindar's Manier, kommt mir, mit dem großen Dichter verglichen, vor, wie eine Prophetin der Camisarden neben Virgil's Sibylle. Es ist nur die Verdrehung der Glieder, die Grimasse und das Auswendige der Figur aber nichts von dem göttlichen Impulse, welcher die Seele über sich selbst erhebt und dem Worte einen übermenschlichen Klang verleiht.

Es giebt noch eine andere Art von Genies, die ich in die zweite Klasse stelle, nicht weil ich sie den ersteren untergeordnet halte, sondern nur um sie, da sie anderer Art sind, von jenen zu unterscheiden. Diese zweite Klasse großer Geister umfaßt diejenigen, welche sich durch Regeln geschult und ihre angeborene, große Begabung der Zucht und der Beschränkung durch die Kunst unterworfen haben. Solcher sind, unter den Griechen, Plato und Aristoteles, unter den Römern Virgil und Cicero, unter den Engländern Milton und Sir Francis Bacon.

Das Genie bei dieser zweiten Klasse der Autoren mag eben so groß sein, aber es zeigt sich in einer andern Gestalt. Das der Ersteren gleicht einem reichen, vom glücklichsten Klima begünstigten Landstriche, welcher eine ganze Wildniß der köstlichsten Pflanzen hervorbringt und ohne Ordnung und Regel die herrlichste, üppigste Landschaft bildet. Bei den Anderen ist es derselbe reiche Boden unter demselben glücklichen Himmel, aber er ist in Boskets und Blumengärten abgetheilt, und die Kunst des Gärtners hat ihm Form und Schönheit verliehen.

Die große Gefahr, welche der letzteren Art von Genies droht, ist die, daß sie ihre eigene Begabung durch Nachahmung zu sehr einschränken und sich an Vorbilder halten, ohne ihrem eigenen Naturel volle Freiheit der Entwickelung zu gestatten. Die Nachahmung des besten Autors ist aber niemals mit einem guten Original zu vergleichen, und man wird selten finden, daß Schriftsteller zu einer wirklichen Bedeutung emporsteigen, wenn sie in ihrer Art und Weise zu denken und zu schreiben nicht originel sind.

Wahrhaft peinlich ist's zu sehen, wie wirkliche Genies sich zuweilen in untergeordneten Beschäftigungen verbrauchen.

„Ich sah einmal einen Schäfer," so berichtet ein berühmter, italienischer Autor, „der sich in seiner Einsamkeit damit beschäftigte,

Eier in die Luft zu werfen und wieder aufzufangen, ohne sie zu zerbrechen. Der Mann hatte darin eine solche Fertigkeit erreicht, daß er mehrere Minuten lang mit vier Eiern zugleich spielte, sie abwechselnd emporwarf und unverletzt in der Hand wieder auffing. Ich glaube," fügte der Autor hinzu, „daß ich niemals ein ernsteres Gesicht sah, als das dieses Mannes, denn er hatte durch seine bewunderungswürdige Ausdauer und Beharrlichkeit die Gravität eines Rechtsconsulenten erlangt, und unwillkürlich mußte ich daran denken, wie derselbe Fleiß und die gleiche Achtsamkeit, in bessere Bahnen gelenkt, aus dem Schäfer vielleicht einen größeren Mathematiker gemacht hätte, als Archimedes war.

XLVII.

Illa: Quis et me, inquit, miseram, et te perdidit, Orpheu?
Jamque vale! feror ingenti circumdata nocte,
Invalidasque tibi tendens, heu! non tua, palmas.

Virg.

Wer bringt, rief sie, mir Armen und Dir das Verderben, mein Orpheus?
Weß die gewaltige Wuth? Schau, rückwärts rufen mich wieder
Harte Geschick', es starren die schwimmenden Augen im Schlummer!

(Voß.)

Constantia war ein Mädchen von ungewöhnlicher Schönheit und Klugheit, aber sehr unglücklich durch ihren Vater, der, durch eigenen Fleiß zu großem Reichthum gekommen, an nichts Freude fand, als am Geld. Theodosius war der jüngere Sohn einer verarmten Familie, aber er besaß viele Talente und Kenntnisse, die durch eine gute Erziehung unterstützt wurden. Als er im zwanzigsten Jahre stand, lernte er Constantia kennen, die damals ihr fünfzehntes Jahr noch nicht zurückgelegt hatte. Da er nur wenige Meilen von ihres Vaters Hause wohnte, fand er vielfach Gelegenheit, sie zu sehen, und seine hübsche Erscheinung wie sein angenehmes Wesen machten einen unverwischbaren Eindruck auf ihr Herz. Er

selbst war nicht weniger in Constantia verliebt. Eine lange Bekanntschaft ließ Beide immer neue Vorzüge aneinander entdecken, und Schritt vor Schritt erwuchs eine gegenseitige Leidenschaft, die auf die Zukunft der Beiden vom größten Einfluß sein sollte.

Aber inmitten dieser Liebe und Freundschaft kam es unglücklicher Weise zu einem Zwist zwischen den beiden Familien, von denen die eine auf die Geburt, die andere auf den Besitz allzu viel Gewicht legte. Der Vater Constantia's war so erzürnt gegen den Vater des Theodosius, daß er auch auf den Sohn einen ungerechtfertigten Haß warf, ihm sein Haus verbot und der Tochter bei ihrer kindlichen Pflicht befahl, ihn nie wieder zu sehen.

Um jede Verbindung zwischen den beiden Liebenden abzubrechen, die, wie er wohl wußte, noch immer Hoffnung auf irgend eine glückliche Wendung hegten, erwählte er in derselben Zeit einen jungen Edelmann von anständigem Vermögen und angenehmer Persönlichkeit zum Gemahl seiner Tochter, und führte diesen Plan so geschickt und geheim aus, daß er Constantia seinen Willen, sie mit dem jungen Manne zu verheirathen, erst dann mittheilte, als der Tag der Trauung bereits festgesetzt war.

Constantia, welche die Autorität ihres Vaters fürchtete und gegen eine so vortheilhafte Partie nichts einzuwenden wußte, hörte den Vorschlag stillschweigend an, und ihr Vater betrachtete das als die einer Jungfrau zukömmliche Art und Weise, ihre Zustimmung auszudrücken.

Das Gerücht von dieser beabsichtigten Verbindung drang indessen auch zu Theodosius, welcher nach einem langen Kampfe, wie er sich in dem Herzen jedes Liebenden bei solcher Gelegenheit erhebt, den folgenden Brief schrieb:

„Der Gedanke an meine Constantia, die so viele Jahre das einzige Glück meines Lebens gewesen, ist mir jetzt zu einer Qual geworden, die ich nicht zu ertragen vermag. Muß ich es denn erleben, Dich in den Armen eines Andern zu sehen? Der Strom, die Felder und die Wiesen, Orte, wo ich so oft mit Dir gesprochen, sind mir verhaßt — das Leben selbst erscheint mir als eine Last. Mögest Du lange glücklich in der Welt leben und vergessen, daß darin jemals ein Mensch existirt hat, welcher sich nannte

Dein Theodosius."

Dieser Brief gelangte eines Abends in Constantia's Hände. Sie wurde ohnmächtig, als sie ihn las, und der nächste Morgen erhöhte noch ihre Besorgniß. Es kamen nach einander zwei oder drei Boten in ihres Vaters Haus, um zu fragen, ob man dort nichts von Theodosius gehört habe. Derselbe hatte, wie es schien, sein Zimmer um Mitternacht verlassen, und man konnte ihn nicht auffinden. Die tiefe Melancholie, in die er einige Zeit vorher versunken gewesen, ließ das Schlimmste befürchten.

Constantia, die wohl wußte, daß nichts als die Nachricht von ihrer Verheirathung ihn zum Aeußersten gebracht haben konnte, war untröstlich. Sie klagte sich an, dem Vorschlage ihres Vaters zu willig Gehör gegeben zu haben, betrachtete ihren Bräutigam als den Mörder des geliebten Theodosius, und erklärte sich fest entschlossen, lieber den Zorn ihres Vaters auf sich zu nehmen, als ein Ehebündniß einzugehen, das ihr strafbar und entsetzlich erschien.

Der Vater, welcher sich jetzt von Theodosius befreit sah, und dem es erwünscht kam, sein Vermögen zusammen zu behalten, war über die Widersetzlichkeit seiner Tochter nicht sehr erzürnt. Es fiel ihm außerdem leicht, sich seinem auserwählten Schwiegersohn gegenüber zu entschuldigen, denn derselbe hatte die Verbindung ebenfalls mehr wie eine Speculation, denn wie eine Heirath aus Liebe betrachtet.

Constantia fand jetzt ihren einzigen Trost in der Frömmigkeit. Sie versenkte sich und ihren tiefen Kummer in Religionsübungen, und faßte, — nachdem die Zeit die Heftigkeit des Schmerzes ein wenig abgestumpft und sie etwas ruhiger gemacht hatte — den Entschluß, den Rest ihrer Tage in einem Kloster zuzubringen. Ihrem Vater mißfiel der Plan, welcher der Familie eine Menge Geld rettete, durchaus nicht, und bereitwillig ging er auf die Absichten seiner Tochter ein. In Folge dessen begleitete er Constantia im fünfundzwanzigsten Jahre ihres Alters und in der vollen Blüthe ihrer Schönheit nach der benachbarten Stadt, um sie daselbst in einem Kloster unterzubringen.

In jener Stadt befand sich gerade damals ein Mönch, welcher um seiner Frömmigkeit und um seines exemplarischen Lebens willen eines hohen Rufes genoß, und da es in der römisch-katholischen Kirche Sitte ist, sich in Kummer und Betrübniß an einen Beichtvater von

Ruf zu wenden, um Trost und Beruhigung zu suchen, so benutzte auch unsere schöne künftige Himmelsbraut die Gelegenheit, dem berühmten Pater ihre Beichte abzulegen.

Wir müssen indessen jetzt zu Theodosius zurückkehren. Derselbe hatte an jenem Morgen, da man die erwähnten Nachforschungen nach ihm hielt, das Mönchskloster in derselben Stadt erreicht, in welcher sich jetzt Constantia befand — und nachdem er die Klosterbrüder um Geheimhaltung seines Aufenthaltes gebeten, wie es in außerordentlichen Fällen gebräuchlich ist, trat er in den Orden ein und that zugleich das Gelübde, sich niemals nach Constantia zu erkundigen; war er doch fest überzeugt, daß man sie an dem zu ihrer Verheirathung bestimmten Tage seinem Nebenbuhler vermählt hätte. Da er es in seiner Jugend in den Wissenschaften ziemlich weit gebracht, so konnte er sich jetzt ausschließlich der Religion widmen, empfing schnell die Weihen und war in wenigen Jahren berühmt, sowohl wegen der Gottseligkeit seines Lebens, wie um der frommen Gefühle willen, die er bei Allen, die mit ihm in Berührung kamen, zu erwecken wußte.

Dieser heilige Mann war es, welchem Constantia ihre Beichte ablegen wollte, denn weder sie noch irgend Jemand, außer dem Prior, wußte etwas über seinen Namen oder seine Familie. Der heitere angenehme Theodosius hatte den Namen eines Pater Franciscus angenommen, und sich durch seinen langen Bart, sein geschorenes Haupt und sein Ordenskleid so unkenntlich gemacht, daß man in dem ehrwürdigen Ordensbruder unmöglich den ehemaligen Weltmann vermuthen konnte.

Als er eines Morgens im Beichtstuhl saß, kniete Constantia vor ihm und erklärte ihm den Zustand ihrer Seele. Nachdem sie die Geschichte ihres unschuldigen Lebens erzählt, brach sie in Thränen aus und ging auf jene Begebenheiten über, an denen er selbst so großen Antheil hatte. „Mein Benehmen hat, wie ich fürchte, einem Manne den Tod gegeben, der keinen andern Fehler besaß, als den, mich zu sehr zu lieben,“ sagte sie. „Der Himmel allein weiß, wie theuer er mir war, so lange er lebte, und wie bitter mir sein Angedenken, seitdem er todt ist.“ Hier unterbrach sie sich und erhob ihre weinenden Augen zu dem Pater. Dieser war so gerührt von ihrem Schmerze, daß er kaum die Kraft besaß, ihr, von Seufzen

und Schluchzen unterbrochen, zu sagen, sie möge fortfahren. Sie gehorchte dieser Aufforderung und schüttete unter einer Fluth von Thränen ihr Herz vor ihm aus. Der Pater selbst konnte sich nicht enthalten, so laut und heftig zu weinen, daß die Gewalt des Schmerzensausbruches den Sitz unter ihm erschütterte.

Constantia, welche glaubte, der fromme Mann sei von Mitgefühl sowie von Schrecken über ihre Schuld so tief ergriffen, fuhr voll Zerknirschung fort ihm zu berichten, daß sie zur Sühne ihrer Schuld den Entschluß gefaßt habe, das Gelübde ewiger Keuschheit abzulegen — das einzige Opfer, welches sie dem Andenken des geliebten Theodosius zu bringen vermöge. Der Pater, welcher währenddeß Zeit gefunden hatte, sich zu fassen, brach nochmals in Thränen aus, als er den Namen hörte, dessen er seit lange entwöhnt war, und die Beweise von der Treue eines Wesens empfing, das er seit vielen Jahren im Besitz eines Andern wähnte. Da er sah, daß sein Beichtkind dem Grame unterlag, gewann er inmitten des eigenen Schmerzes so viel Kraft, ihr von Zeit zu Zeit zu sagen, sie solle sich fassen — ihre Sünden würden ihr vergeben — ihre Schuld sei nicht so groß, als sie glaube — sie dürfe sich nicht so über alle Maßen betrüben. Endlich faßte er sich so weit, um ihr in aller Form die Absolution zu geben, und forderte sie auf, am nächsten Tage wieder zu ihm zu kommen, damit er sie in ihren frommen Entschlüssen ermuthige und ihr für ihr weiteres Verhalten die nöthigen Vorschriften ertheile.

Constantia zog sich zurück und erschien am nächsten Morgen wieder bei ihrem Beichtvater. Theodosius, der seine Seele indessen durch Nachdenken und Selbstbeschauung beruhigt hatte, that Alles, was er konnte, um sein Beichtkind in den gefaßten Entschlüssen zu bestärken. Gleichzeitig suchte er Constantia von der grundlosen Furcht und Besorgniß zu befreien, die ihr Gemüth befangen hielten, und versprach ihr schließlich, von Zeit zu Zeit in seinen Ermahnungen fortzufahren, wenn sie den Schleier genommen haben würde. „Die Gesetze unseres Ordens erlauben mir zwar nicht, Euch zu sehen, aber Ihr könnt nicht nur versichert sein, daß ich Euch in mein Gebet einschließen, sondern Euch auch oft brieflich Rathschläge ertheilen werde," sagte er. „Verfolgt freudig den rühmlichen Weg, den

Ihr eingeschlagen, und Ihr werdet bald einen Frieden und eine Beruhigung finden, die Euch die Welt nicht zu geben vermöchte."

Constantia fühlte sich von der Rede des Pater Franciscus so erhoben, daß sie schon am nächsten Tage ihr Gelübde ablegte. Sobald die Feierlichkeiten der Einkleidung vorüber waren, zog sie sich, wie dies gebräuchlich, mit der Aebtissin in ihr eigenes Zimmer zurück.

Die Aebtissin war am Abend vorher von dem benachrichtigt worden, was zwischen ihrer Novize und dem Pater Franciscus vorgefallen, und übergab Ersterer folgenden Brief des Paters:

„Als erste Frucht der Freude und des Trostes, welche Ihr von dem eingeschlagenen Lebenswege zu erwarten habt, muß ich Euch mittheilen, daß Theodosius, dessen Tod so schwer auf Eurer Seele lastet, noch am Leben ist, und daß der Geistliche, dem Ihr Eure Beichte ablegtet, einst jener Theodosius war, den Ihr so tief betrauert. Die Liebe, die wir ehedem für einander hegten, wird uns in ihrem Fehlschlagen glücklicher machen, als eine andere Wendung unseres Geschickes es hätte thun können. Die Vorsehung hat es gut mit uns gemeint, obgleich sie unsere Wünsche nicht erfüllte. Betrachtet Euern Theodosius auch künftig als einen Todten, haltet Euch aber versichert, daß nicht aufhören wird für Euch zu beten

Pater Franciscus."

Constantia sah, daß die Handschrift den Inhalt des Briefes bestätigte, und als sie an die Stimme ihres Beichtvaters, an sein Benehmen, seine tiefe Erschütterung während ihrer Beichte dachte, erkannte sie in jeder Einzelnheit Theodosius. Nachdem sie Thränen der Freude vergossen, sagte sie: Es ist mir genug, Theodosius noch auf Erden zu wissen. Ich werde künftig ruhig leben und in Frieden sterben."

Die Briefe, welche der Pater ihr später sandte, werden noch heutigen Tages in jenem Kloster aufbewahrt und zuweilen den jungen Nonnen vorgelesen, um sie mit guten Vorsätzen und frommen Gedanken zu erfüllen.

Nachdem Constantia zehn Jahre im Kloster verlebt hatte, brach ein bösartiges Fieber in der Stadt aus und raffte eine große Menge Menschen, unter ihnen auch Theodosius hinweg. Auf seinem Todtenbette sandte er in den rührendsten Ausdrücken seinen Segen an Con=

stantia, welche, von demselben Fieber ergriffen, bereits in Phantasien lag. In einem der bewußten ruhigen Momente, welche bei solchen Krankheiten gewöhnlich dem Tode voranzugehen pflegen, sagte ihr die Aebtissin — nachdem der Arzt jede Hoffnung für die Kranke aufgegeben — daß Theodosius ihr bereits vorangegangen sei und ihr in den letzten Momenten seinen Segen gesendet habe. Constantia empfing diese Botschaft mit Freude. „Wenn ich damit nichts Unmögliches verlange," sagte sie endlich, „so laßt mich bei Theodosius begraben. Meine Gelübde reichen nicht über den Tod hinaus, und was ich erbitte, ist hoffentlich keine Verletzung derselben." Bald darauf starb sie und ward begraben, wie sie es gewünscht hatte.

Die Gräber der Liebenden sind noch jetzt zu sehen. Sie tragen eine kurze lateinische Inschrift, welche folgendermaßen lautet:

„Hier liegen die Leiber von Pater Franciscus und Schwester Constantia. Sie liebten sich im Leben und wurden im Tode nicht getrennt."

XLVIII.

— — — Remove fera monstra, tuaeque
Saxificos vultus, quaecunque ea tolle Medusae.
Ovid.

— — — Nimm weg Dein gräßliches Schrecknis.
Nimm, o nimm es hinweg, das versteinernde Haupt der Medusa.
(Suchier.)

In einer meiner letzten Nummern erwähnte ich den Einfall eines geistreichen Autors: für verschiedene Arbeiten Preise auszusetzen, um welche unsere britischen Handwerker sich im Wettstreit bewerben könnten, und wies zugleich auf die Vortheile hin, welche daraus für unsere Industrie entspringen müßten. Seitdem hat mich eine Anzeige, welche sich im „Postreiter" vom 11. Sept. findet und in der Nummer vom 15. d. M. wiederholt wird, nicht wenig in Erstaunen gesetzt. Sie lautet:

„Am nächsten 9. October wird auf der Coleshill-Haide in

Warwickshire ein Pferderennen um einen silbernen Teller (im Werthe von sechs Guineen) abgehalten werden. Es sollen drei Rennen mit allen Hengsten, Stuten und Wallachen stattfinden, die noch nicht über fünf Pfund gewonnen haben. Das gewinnende Pferd soll für zehn Pfund käuflich sein, und soll zehn Stein Gewicht tragen, wenn es vierzehn Hände hoch ist. Ist seine Höhe darüber oder darunter, so soll die Last danach vermehrt oder vermindert werden, und man soll sich Freitag den 5. October Abends vor sechs Uhr im Schwan zu Coleshill melden. Ebenso wird ein Eselrennen um den Preis eines Tellers von geringerem Werthe stattfinden. Und an demselben Tage soll ein Ring als Preis für denjenigen ausgesetzt werden, welcher am besten Fratzen schneiden kann."

Der erste Theil dieser Belustigung, bei welchem es sich um die Ausstellung von Racepferden, im Werthe von zehn Pfund handelt, mag seinen Nutzen haben, die letzten beiden Theile aber, bei denen es auf die Leistungen von Eseln und Menschen ankommt, erscheinen mir doch etwas absonderlich und seltsam. Wo man die wettlaufenden Esel in Coleshill hernehmen will, oder warum das Gesichterschneiden den Leuten in Warwickshire mehr einbringen soll als in anderen Gegenden Englands, vermag ich nicht zu begreifen. Ich habe alle olympischen Spiele studirt, und finde nirgend eine Spur von einem Eselrennen oder einem Wettkampf im Gesichterschneiden. Aber wie dem auch sein mag, so habe ich doch in Erfahrung gebracht, daß man bereits mehrere Esel in Decken gehüllt jeden Morgen auf der Haide schwitzen läßt, und daß alle Bauerburschen zehn Meilen im Umkreise des „Schwan" sich täglich eine oder zwei Stunden vor ihren Spiegeln im Gesichterschneiden üben, um sich auf den 9. October vorzubereiten.

Der Preis, welcher für den besten Fratzenschneider ausgesetzt ist, hat unter dem gewöhnlichen Volke so sehr den Ehrgeiz geweckt, sich in Grimassen zu überbieten, daß manche ängstliche Leute bereits fürchten, die meisten Gesichter der Gegend möchten dabei zu Grunde gehen, und man werde künftig einen Mann aus Warwickshire am Grimassenschneiden erkennen, wie, nach dem Glauben der Katholiken, ein Mann aus Kent an seinem Schwanze erkannt wird. Der goldene, als Prämie für die häßlichste Entstellung ausgesetzte Ring ist hier das gerade Gegentheil des goldenen Apfels, der ehedem Preis der

Schönheit war und sollte deshalb auch als Denkspruch das Gegentheil des alten Mottos:

Detur tetriori

tragen, oder, um es dem Begriffsvermögen der Wettkämpfer anzupassen, die Worte:

Der größten Häßlichkeit
Bin ich geweiht.

Zugleich möchte ich einen der niederländischen Maler darauf aufmerksam machen, diesem großen Wettkampf der Gesichter beizuwohnen und eine Sammlung der abscheulichsten Fratzen, die man produciren wird, anzulegen.

Ich darf hier nicht unterlassen, den Bericht über einen solchen Wettkampf in Grimassen anzuführen, welchen ich jüngst von einem Gentleman empfing. Derselbe hatte die oben erwähnte Ankündigung gelesen und unterhielt die Gesellschaft im Kaffeehause mit der folgenden Erzählung.

Nachdem Namur genommen war, setzte ein whigistischer Friedensrichter unter anderen zur Feier des Ereignisses stattfindenden Festlichkeiten auch einen goldenen Ring als Preis für den besten Fratzenschneider aus. Der erste Bewerber, welcher auftrat, war ein zufällig des Weges kommender schwarzhaariger, brauner Franzose, welchem schon sein von Natur verschrumpftes Gesicht und die scharfgeschnittenen Züge den besten Erfolg zu versprechen schienen. Er wurde also auf einen Tisch gestellt, damit man ihn von allen Seiten sehen konnten und blickte nun die Versammlung an wie Milton's Tod:

„Unheimlich lächelnd mit grinsendem Munde —"

Die Muskeln an jeder Seite des Gesichts waren dergestalt zusammengezogen, daß man zwanzig seiner Zähne auf einmal sah und die Versammlung in ernstliche Sorge gerieth, ein Fremder möge die Ehre des Tages davon tragen. Nach weiteren Proben aber fand man, daß er nur im Genre der lustigen Grimassen Meister war.

Der Nächste, welcher den Tisch bestieg, war ein Malcontenter jener Zeit, ein großer Meister in der Kunst des Gesichterschneidens,

besonders geübt aber in der verdrießlichen Fratze. Er erfüllte seine Aufgabe so gut, daß man sagt, es sei einem halben Dutzend Weibern in Folge dessen unrichtig gegangen. Der Richter wurde aber bald von einem Dabeistehenden benachrichtigt, daß der Gesichtsschneider ein Jacobit sei, und er war so entrüstet darüber, einen so übelangeschriebenen Mann den goldenen Ring gewinnen und als den besten Fratzenmacher der Gegend betrachtet zu sehen, daß er ihn sogleich aufforderte, den Eid der Treue zu schwören. Als der Gesichterschneider dies verweigerte, wurde er als eine zur Preisbewerbung nicht berechtigte Persönlichkeit bei Seite geschoben. Es producirten sich nun nacheinander eine Menge grotesker Gesichter, welche zu beschreiben langweilig sein würde. Nur einen Ackersmann muß ich noch erwähnen, der sehr weit von dem Orte wohnte und glücklicher Besitzer von einem Paar langer, eingefallener Backen war. Er verzerrte sein Gesicht zu so abscheulichen Grimassen, daß jede einzelne Linie desselben eine besondere Verrenkung zu erleiden schien.

Die ganze Versammlung stand erstaunt vor einer so complicirten Fratze, und bereits war man einig, ihm den Sieg zuzugestehen als einer seiner Gegner den Beweis führte, daß der Mann sich seit mehreren Tagen mit Holzäpfelessig eingeübt hatte, und auch jetzt einen Holzapfel bei sich trug. Die besten Kenner der Kunst erklärten darauf, daß er ihrer Meinung nach nicht zu den wirklichen Fratzenmachern gezählt werden dürfe, und man befahl ihm, als einem Schwindler, bei Seite zu treten.

Der Preis fiel endlich einem Schuhmacher, Namens Giles Gorgon, zu, welcher mehrere neue Grimassen seiner eigenen Erfindung producirte, denn er hatte sich seit Jahren daran gewöhnt, über seinen Leisten gebeugt, Gesichter zu schneiden. Gleich bei dem ersten Versuche verlor seine Physiognomie jede menschliche Aehnlichkeit, beim zweiten sah er aus wie eine wasserspeiende Dachrinne, beim Dritten wie ein Pavian, beim vierten glich sein Kopf dem einer Baßgeige und beim fünften dem eines Nußknackers. Die ganze Versammlung war erstaunt über eine solche Vollkommenheit der Leistung, und erkannte ihm den Preis einmüthig zu. Was er aber höher schätzte als alles Andere, war, daß eine Bauerdirne, um die er seit länger als fünf Jahren vergeblich geworben, sich so entzückt über seine Gri=

massen und über den Beifall zeigte, der ihm von allen Seiten zu Theil wurde, daß sie ihn in der folgenden Woche heirathete. Sie trägt den Preisring, den der Schuhflicker als Trauring benutzte, noch jetzt an ihrem Finger.

Dieser Artikel wird vielleicht abgeschmackt erscheinen, wenn er mit einer ernsten Bemerkung schließt, dessen ungeachtet möchte ich den Gönnern und Beschützern jener abscheulichen Geschicklichkeit zu bedenken geben, ob sie sich nicht vielleicht einer Versündigung am Menschengeschlecht schuldig machen, indem sie mit dem menschlichen Antlitz, das nach dem Bilde Gottes geschaffen ist, in dieser Weise verfahren, und den Theil unseres Wesens, der einem so erhabenen Bilde gleicht, zur Aehnlichkeit mit einem Affen herabwürdigen. Ob sie nicht, indem sie auf so unnütze Geschicklichkeit einen Preis setzen und einen thörichten Wetteifer unter den unwissenden Leuten hervorrufen, die Köpfe dieser Menschen mit sinnlosem Ehrgeiz füllen und ihnen absurde Begriffe von Ueberlegenheit und Wichtigkeit beibringen, die vielleicht nicht nur lächerlich, sondern auch unmoralisch sind.

XLIX.

— *οὖλον ὄνειρον.*
Hom. Ilias.

— Täuschend Gebilde der Nacht.

Einige spaßhafte Schulgelehrte haben die Frage aufgeworfen, ob, wenn man einen Esel zwischen zwei Heubündel stellte, welche seine Sinne auf beiden Seiten gleich stark reizten und ihn in demselben Grade in Versuchung führten, es dem Thiere möglich sein würde, von einem von beiden zu fressen. Sie beantworten die Frage gewöhnlich zum Nachtheile des Esels, indem sie behaupten, er würde inmitten des Ueberflusses Hungers sterben, da ihm nicht der mindeste freie Wille bliebe, um sich für das eine oder das andere Bündel zu entscheiden. Die Heubündel, behaupten sie, die an jeder Seite

gleich stark auf seinen Gesichts- und Geruchssinn wirken, würden ihn ewig in der Schwebe zwischen beiden halten, gleich dem eisernen Sarge Mohammed's, der, wie Reisende berichten, in Mecca zwischen zwei an der Decke und am Boden des Grabmals angebrachten Magneten, durch die gleichmäßige Anziehungskraft getragen, in der Luft hängt.

Was das Benehmen des Esels unter so schwierigen Umständen betrifft, so wage ich nicht zu entscheiden, ob er lieber Hungers sterben oder seine Neutralität zwischen den beiden Heubündeln aufgeben würde, sondern will nur einige Betrachtungen daran knüpfen, wie unsere eigene Species sich in einer ähnlichen Verlegenheit zu verhalten pflegt.

Hat z. B. ein Mann Lust, sein Geld in die Lotterie zu setzen, so scheinen ihm alle Nummern vollständig gleichbedeutend — die eine verspricht ihm eben so viel Erfolg wie die andere. Sie haben alle dieselben Ansprüche an das Glück, stehen alle auf dem Fuße der Gleichberechtigung, und es giebt keinen vernünftigen Grund, die eine Nummer der andern vorzuziehen. In diesem Falle tritt nun die Laune an die Stelle der Vernunft und bildet sich, da die wirklichen, stichhaltigen Gründe fehlen, irgend ein grundloses, imaginäres Motiv. Ich kenne einen sehr verständigen Mann, der sein Glück mit Vorliebe mit der Nummer 1711 versucht, weil dies die Zahl des gegenwärtig laufenden Jahres nach Christi Geburt ist. Ferner kenne ich einen Schiffsbauer, der auf Nr. 134 stets zwei gegen eins wettet. Auch hat man mir von einem sehr eifrigen Dissenter erzählt, einem erbitterten Feind des Papstthums, welcher behauptet, daß schlechte Menschen das meiste Glück in der Welt hätten und auf die Nummer 666 nur aus dem Grunde setzt, weil dies die Nummer des Thieres in der Apokalypse ist.

Viele ziehen die Nummer 12,000 jeder andern vor, weil diese Ziffer der Zahl der Pfunde des großen Looses entspricht. Einige lieben es, auf Nummern zu setzen, welche die Ziffer ihres eigenen Alters enthalten; andere geben etwas auf angenehm in die Augen fallende Zahlen, und noch andere spielen die Nummern, auf welche in der letzten Lotterie Gewinne fielen. Jeder von diesen glaubt aber die nächste Aussicht auf den Hauptgewinn zu haben und sich im Besitz

der Nummer zu befinden, die man nicht unpassend die „goldene Nummer“ nennt.

Diese Grundsätze, nach denen man bei der Wahl der Nummern verfährt, sind Ausgeburten der menschlichen Phantasie, die so geschäftiger Natur ist, daß sie sich selbst an den unbedeutendsten Kleinigkeiten übt und auch dann arbeitet, wenn es ihr an Material fehlt. Die klügsten Männer lassen sich zuweilen durch so unbegreifliche Beweggründe bestimmen, und das Leben der Thoren und Abergläubischen wird durch nichts Anderes geleitet.

Ich wundere mich, daß die Wahrsager, oder wie die Franzosen sagen: „Diseurs de bonne Aventure“, die sich in allen Theilen der Stadt ankündigen, unsere Lotterien noch nicht zu ihrem Nutzen ausgebeutet haben. Würfe sich einer derselben zum Propheten von Glücksnummern auf, was würden ihm seine vermeintlichen Entdeckungen und Wahrsagungen nicht einbringen.

Unter den Anzeigen im „Postreiter“ vom 27. Sept. d. J. befand sich zu meinen Erstaunen auch die folgende:

„Kund und zu wissen, daß man für das Loos No. 132, in der 1,500,000 Pfund-Lotterie, zehn Schilling über den gewöhnlichen Kaufpreis zahlen würde bei Nath. Clif in der Bibel und den drei Kronen in Cheapside.“

Diese Annonce hat den Kaffeehaus-Theoretikern viel zu denken gegeben. Man fand dabei Gelegenheit, Mr. Cliff's Grundsätze und seinen Verkehr durchzuhecheln, und erschöpfte sich in Vermuthungen, warum er sein Herz gerade an Nummer 132 gehangen haben möchte. Ich selbst habe diese Zahlen und ihre Bedeutung nach allen Richtungen hin untersucht, habe sie in Brüche aufgelöst, die Quadrat- und Cubikwurzeln daraus gezogen, habe sie auf jede Weise dividirt und multiplicirt, ohne daß ich hinter dies Geheimniß kommen konnte, bis ich endlich vor drei Tagen von unbekannter Hand den folgenden Brief erhielt. Es geht daraus hervor, daß Mr. Nathanael Cliff nur der Agent, nicht der Urheber jener Anzeige war.

„Herr Zuschauer!

„Ich bin die Person, welche neulich erklärte, zehn Schillinge über den gewöhnlichen Preis für das Loos 132 in der Lotterie geben zu wollen, die gegenwärtig gezogen wird — ein Geheimniß,

das ich einigen Freunden anvertraute, welche nun nicht aufhören, mich damit zu necken. Ein Traum, den ich in letzterer Zeit mehr als einmal gehabt, läßt mich schließen, daß dies die Nummer ist, auf die ich setzen muß, und ich bin so fest überzeugt, das große Loos zu gewinnen, daß ich Alles, was ich habe, darauf verwetten möchte. Die Vision wiederholte sich so oft und deutlich, daß ich mir nicht nur das Loos verschafft, sondern auch bereits über das Geld disponirt habe, das ich aller Wahrscheinlichkeit nach darauf gewinnen werde. Diesen Morgen z. B. kaufte ich eine Equipage, die, glaube ich, eine der hübschesten in London sein wird. Die Livree ist reich, aber nicht zu geputzt. Ich würde mich sehr freuen, einen oder zwei Artikel über die Lotterie von Euch zu lesen und Ihr würdet dadurch alle in der Sache betheiligten Menschen zu Dank verpflichten, am meisten aber Euern gehorsamsten Diener

Georges Gosling.

„P. S. Wenn ich die 12,000 Pfund gewinne, lieber Zuschauer, so werde ich Euch ein hübsches Geschenk machen."

Ich wünsche nun meinem Correspondenten alles Glück, und danke ihm für die gütige Absicht in Bezug auf mich — aber ich will mich für diesmal doch einer Besprechung der Lotteriefrage enthalten und nur bemerken, daß der größeste Theil der Menschen bis zu einem gewissen Grade sich derselben Thorheit schuldig macht, wie mein Freund Georges Gosling. Wir sind sehr geneigt, uns auf Aussichten zu verlassen, die uns in der Zukunft winken und fangen auf die Möglichkeit hin, reich zu werden, nicht selten an zu verschwenden. Wir passen unsere Einrichtungen unseren Erwartungen an, aber nicht unserem Besitz, und spielen eine Rolle, die dem angemessen ist, was wir sein möchten, aber nicht dem, was wir sind. Wir überschreiten unser derzeitiges Einkommen, weil wir keinen Zweifel hegen, das Deficit durch den Ertrag einer künftigen Stellung, eines Projectes oder durch eine in Aussicht stehende Erbschaft ausgleichen zu können.

Von dieser unter uns so gewöhnlichen Neigung kommt es, daß Kaufleute zu Grunde gehen, die in ihren Geschäften nicht unglücklich waren, und Grundbesitzer in Armuth versinken, welche niemals durch Pächter, Schatzungen oder Processe Verluste erlitten. Kurz, es ist die sanguinische Gemüthsart der Menschen, ein thörichtes

Sichverlassen auf künftige günstige Zufälligkeiten, welche sie zu romanhafter Großmuth, Vornehmheit und unsinniger Ostentation veranläßt und Ruin und Armuth zur Folge hat. Der Mensch, welcher über seine Verhältnisse hinaus will, ist in großer Gefahr, bald unter denselben leben zu müssen, oder, wie das italienische Sprichwort sagt: „Der Mensch, welcher von der Hoffnung lebt, wird Hungers sterben."

Wir sollten es uns zur unumstößlichen Lebensregel machen, unsere Ansprüche stets den gegebenen Verhältnissen anzupassen, und, welche Aussichten wir auch immer haben mögen, dennoch in den Grenzen dessen zu bleiben, was wir gegenwärtig besitzen. Es wird noch immer Zeit genug sein, den Reichthum zu genießen, wenn er in unseren Händen ist; wollen wir dem Glücke aber vorgreifen, so werden wir keine Freude mehr daran haben, wenn es wirklich kommt, und gelangen vielleicht niemals in Besitz der Dinge, auf die wir in so thörichter Weise rechneten.

L.

(Der Kistenmacher.)

— — — Populares
Vincentum strepitus — — — — —
Hor.

Und übertönte leichter als ein And'rer
Das Volksgetös' — — — — — —
(Wieland.)

Es giebt nichts, was mehr in das Fach eines Zuschauers einschlüge, als öffentliche Schaustellungen und Belustigungen, und da unter diesen wiederum keine sind, welche sich mit den von unserem Theater gebotenen Amüsements messen könnten, so halte ich es für meine ganze besondere Pflicht, von allen bemerkenswerthen Dingen Notiz zu nehmen, die sich in diesen von einem zahlreichen und gebildeten Publikum besuchten Assembleen zutragen.

Man hat beobachtet, daß sich in den letzten Jahren auf der

oberen Gallerie des Schauspielhauses oft eine Persönlichkeit befand, welche ihren Beifall durch laute, im ganzen Hause hörbare Schläge auf die Bank oder die hölzerne Brustwehr zu erkennen gab. Diese Persönlichkeit ist unter dem Namen: „der Kistenmacher auf der Gallerie" bekannt. Ob diese Benennung daher kommt, daß das Hämmern, welches der Mann bei dieser Gelegenheit erschallen läßt, dem gleicht, das man oft in den Werkstätten derartiger Handwerker vernimmt, oder ob man glaubt, es sei wirklich ein Kistenmacher, der nach beendigtem Tagewerk, mit dem Hammer in der Hand, sein Gemüth im Schauspielhause ergötzt, weiß ich nicht zu sagen. Einige Leute sind sogar thöricht genug, sich einzubilden, es wäre ein Geist, welcher auf der oberen Gallerie spuken geht und von Zeit zu Zeit dieses eigenthümliche Geräusch verursacht. Sie glauben das um so mehr, da man beobachtet hat, daß er jedesmal lauter hämmert, wenn der Geist im Hamlet erscheint. — Andere meinen, der „Kistenmacher" sei ein stummer Mann, der dies Mittel gewählt hat, um seine Zufriedenheit an den Tag zu legen, wenn er etwas sieht oder hört, was ihm gefällt. Noch Andere glauben, es sei der Donnerer des Theaters, der sich in dieser Weise auf der Gallerie übt, wenn er auf dem Donnerboden gerade nichts zu thun hat.

Da ich es mir nun zur Pflicht mache, über so wichtige Dinge immer die genauesten Erkundigungen einzuziehen; so habe ich erfahren, daß der „Kistenmacher" ein großer schwarzer Mann ist, den Niemand kennt. Er lehnt sich gewöhnlich vornüber auf einen dicken, eichenen Stock, und verfolgt mit Aufmerksamkeit, was auf der Bühne geschieht. Man sieht ihn niemals lächeln — aber wenn er etwas hört, was seinen Beifall findet, so ergreift er seinen Knüttel mit beiden Händen und schlägt mit ungeheurer Vehemenz auf den ersten besten hölzernen Gegenstand, der sich in der Nähe befindet. Dann sinkt er in seine frühere Stellung zurück, bis irgend etwas Neues ihn wieder in Bewegung bringt.

Seine Schläge fallen, wie man beobachtet hat, so ganz zur passenden Zeit, daß auch der strengste Kritiker nichts dagegen einzuwenden vermöchte. Sobald irgend ein glänzender Gedanke des Dichters ausgesprochen wird, oder den Darstellern etwas ungewöhnlich gut gelingt, schlägt der „Kistenmacher" auf die Bank oder die Brüstung. Stimmt die Versammlung nicht ein, so hämmert

er noch einmal, und erwacht das Publikum auch jetzt noch nicht, so wiederholt er, grimmig rundumblickend, seine Schläge zum dritten Male — und nun bleibt der Applaus niemals aus. Zuweilen gestattet der Kistenmacher dem Publikum auch, den Applaus selbst zu beginnen, und dann bekräftigt er zum Schlusse den Beifall durch einen einzigen Schlag.

Der Mann ist dem Theater von so großem Nutzen, daß man sagt, ein früherer Director habe ihn, als er eine Zeit lang Krankheits halber sein Amt nicht verwalten konnte, bis zu seiner Wiedergenesung durch einen Substituten zu ersetzen versucht. Aber dieser Ersatzmann, obgleich er mit unglaublicher Gewalt zuschlug, that es an falschen Stellen, und so fanden die Zuschauer gar bald heraus, daß es nicht ihr alter Freund der „Kistenmacher" war.

Man hat indessen bemerkt, daß er sich diesen Winter noch nicht in aller seiner Stärke gezeigt hat. Er erscheint auch zuweilen in der Oper, und man sagt, daß er bei Nicolini's erstem Auftreten durch die Wuth seines Beifalls drei Bänke zertrümmerte. Für Dogget hat er ein halbes Dutzend eichener Planken zerschlagen, und selten geht er aus einer Tragödie von Shakespear, ohne das Holzwerk arg mitgenommen zu haben.

Die Schauspieler lassen sich diesen lärmenden Beifall nicht nur angenehm sein, sondern sie zeigen sich auch bereit, den angerichteten Schaden aus ihrer eigenen Tasche zu bezahlen. Einmal hatten sie sogar die Idee, für den Gebrauch des „Kistenmachers" eine Art hölzernen Ambos errichten zu lassen, der, von einer sehr tönenden Holzart gefertigt, seinen Schlägen einen noch tieferen, weicheren Schall geben sollte. Da sich dies aber vom Tone einer Pauke vielleicht nicht hätte unterscheiden lassen, so legte man das Project wieder bei Seite.

Zugleich kann ich nicht umhin, darauf hinzuweisen, wie nützlich es für eine Versammlung ist, daß eine Person über ihren Häuptern, gleich einem Capellmeister, das Commando führt, um sie zur Aufmerksamkeit anzuregen und den Moment des Beifalls anzugeben. Zuweilen ist mir der „Kistenmacher der Gallerie" auch vorgekommen, wie einer von Virgil's Windelenkern, der, auf der Spitze eines Berges sitzend, mit seinem Scepter auf die eine oder die andere Seite desselben schlägt und dadurch gewaltige Stürme entfesselt.

Gewiß ist, daß der „Kistenmacher" manches gute Stück gerettet und manchem tüchtigen Schauspieler, der sonst kaum beachtet worden wäre, zu seinem Rufe verholfen hat. Es ist nicht zu verkennen, daß die Zuschauer ein wenig beschämt sind, wenn sie sich dabei ertappen lassen, Beifallszeichen zu spenden, in welche ihr Freund von der oberen Gallerie nicht einstimmt — ja die Acteurs selbst geben nichts auf den Applaus, sondern betrachten ihn als ein bloßes brutum fulmen, als ein leeres Geräusch, wenn der Ton des eichenen Knüttels dabei fehlt.

Ich weiß, daß dem „Kistenmacher" von seinen Feinden nachgesagt wird, er ließe sich zuweilen durch Bestechung dahin bringen, in Interesse eines schlechten Poeten oder eines erbärmlichen Schauspielers zu handeln, aber das ist ein grundloser Verdacht. Seine Schläge sind immer gerecht und seine Erinnerungen erfolgen stets zur passenden Zeit. Er hämmert nie auf's Gerathewohl, sondern trifft immer den Nagel auf den Kopf. Die unglaubliche Kraft, mit der er zuschlägt, giebt ein hinreichendes Zeugniß für die Stärke seiner Ueberzeugung. Sein Eifer für gute Autoren ist aber in der That ein etwas übertriebener, denn er schlägt für sie jede Einfriedigung und Zwischenwand, jedes Bret und jede Bank innerhalb seines Bereichs in Stücke.

Da ich es nun nicht liebe, meine Artikel mit trockenen Betrachtungen zu schließen, oder mich eben nur mit dem Bericht der nackten Thatsachen zu begnügen, ohne eine für meine Landsleute nützliche Schlußfolgerung daraus zu ziehen, so nehme ich mir die Freiheit, hier einen bescheidenen Vorschlag zu machen. Ich schlage vor, daß, wenn dereinst der „Kistenmacher" aus diesem Leben scheiden, oder die Kraft seines Armes durch Krankheit, Alter oder dergleichen verlieren sollte, man irgend einen andern robusten Kunstkritiker an seine Stelle setze. Man muß demselben auf Lebenszeit ein entsprechendes Honorar bewilligen und ihn auf öffentliche Kosten mit Bambusrohren für die Oper, mit wilden Aepfelstöcken für die Comödie und mit eichenen Knütteln für die Tragödie versorgen.

Damit aber diese Stelle immer nach Verdienst vergeben wird, möchte ich ferner wünschen, daß man Niemand damit betrauete, der nicht überzeugende Beweise sowohl von seinem gesunden Urtheil, wie

von seinen gesunden Armen gegeben, und der nicht, je nach Bedürfniß, einen Ochsen zu Boden schlagen oder einen Commentar zur Dichtkunst des Horatius zu schreiben im Stande wäre. Genug ich wünschte, daß er die Gaben des Hercules und des Apoll in sich vereinigte und zu seinem wichtigen Amte so befähigt wäre, daß unsere Nachkommen den „Kistenmacher" nicht vermissen.

LI.

— Linguae centum sunt, oraque centum,
Ferrea vox — — — — — — — — —

Virg.

— Wenn ich auch hundert Münd' und hundert der Zungen
Hätt', und des Erzes Stimm' — — — — — — — — —

(Trauer.)

Es giebt nichts, was einen Fremden mehr in Erstaunen, und einen Landbewohner mehr in Verwirrung setzt, als das Geschrei der Ausrufer in London. Mein guter Freund Sir Roger erklärt oft, daß es ihm während der ersten Woche in der Stadt beständig in den Ohren klingt und ihn selbst am Schlafen hindert. Will Honeycomb hingegen nennt es die Ramages de la ville, und zieht es dem Gesange der Lerchen und Nachtigallen wie jeder andern Musik der Felder und des Waldes vor.

Vor Kurzem habe ich über diesen Gegenstand von irgend einem seltsamen Kauz einen Brief erhalten, welchen ich meinen Lesern ohne weitere Bemerkung mittheilen will. Er lautet:

„Sir!

„Ich bin ein Mann ohne alle Beschäftigung, und würde meine Talente gern einer Sache widmen, die mir eine sichere Existenz verspräche. Ich habe bereits eine Menge von Plänen entworfen, durch welche man viele Millionen gewinnen könnte, ohne die Unterthanen zu überbürden, aber ich kann das Parlament nicht dazu bringen, auf mich zu hören, weil man mich für einen Windbeutel

und Projectenmacher hält. So muß ich denn die Hoffnung aufgeben, mir oder meinem Vaterlande durch meinen Gemeinsinn zu nützen, und möchte nun Euch einen Plan vorlegen, der mir sehr an's Herz gewachsen ist und mir eine angenehme Existenz verschaffen könnte, wenn Ihr so gut wäret, ihn in den Cities von London und Westminster zu empfehlen.

„Der Posten, nach dem ich trachte, ist der eines General-Aufsehers über die Londoner Ausrufer, die jetzt ohne alle Regel und Disciplin sind. Ich halte mich für dieses Amt vollkommen geeignet, denn ich besitze eine sehr starke Lunge, große Einsicht in alle Zweige unserer britischen Handels- und Fabrikationsverhältnisse und eine ausreichende musikalische Bildung.

„Der Londoner Straßenlärm läßt sich in zwei Abtheilungen, den vocalen und den instrumentalen, scheiden. Was den letzteren Theil betrifft, so befindet sich derselbe in größter Unordnung. Ein Londoner Bürger und Meister besitzt des Privilegium, eine ganze Straße stundenlang mit Klopfen auf einen kupfernen Kessel oder eine Bratpfanne zu beunruhigen. Das Aufstampfen des Nachtwächters läßt uns um Mitternacht in unseren Betten in die Höhe fahren, als ob ein Dieb einbräche. Das Horn des Schweineschneiders hat vielleicht etwas Musikalisches, aber es wird selten im Innern der Stadt gehört. Ich würde deshalb vorschlagen, daß kein Instrument dieser Art benutzt werden dürfe, wenn ich es nicht gestimmt und den Gebrauch erlaubt habe, nachdem ich vorher sorgfältig untersucht, wie es die Ohren der Unterthanen Ihrer Majestät berührt.

„Der vocale Theil des Straßenlärms ist ungleich ausgedehnter und so barbarisch und widersinnig, daß die Stadt jedem Fremden, der die Bedeutung des Geschreis nicht versteht, als wahnwitzig erscheinen muß. Die Milch z. B. wird in so hohen, gellenden Tönen ausgerufen, daß Einem die Zähne davon stumpf werden. Das Geschrei der Schornsteinfeger hat keine bestimmte Tonart. Es erschallt zuweilen im tiefsten Basse, zuweilen im schärfsten Discant, bald in den höchsten, bald in den niedrigsten Noten der Tonleiter. Dieselbe Bemerkung habe ich bei den Kohlenverkäufern gemacht, nicht zu gedenken derer, die zerbrochenes Glas und Ziegelmehl ausrufen.

„In diesen und ähnlichen Fällen würde es nun meine Auf-

gabe sein, den Stimmen der wandernden Händler einen weicheren und melodischeren Ton zu geben und ihre Rufe ihren Waaren mehr anzupassen. Namentlich würde ich dafür Sorge tragen, daß Diejenigen, welche das Wenigste zu verkaufen haben, nicht den meisten Lärm machen, was sich vorzugsweise bei den Verkäufern von Schwefelfaden beobachten läßt, auf die das alte Sprichwort paßt: „Viel Geschrei und wenig Wolle."

„Einige dieser zuletzt angeführten Musikanten machen beim Verkauf ihrer erbärmlichen Waaren so viel Lärm, daß ein spleeniger Gentleman meiner Bekanntschaft mit einem derselben für Geld den Vertrag abschloß, niemals in die Straße zu kommen, in welcher er wohnte. Was aber war die Folge dieses Handels? Sämmtliche Schwefelfadenhändler des Stadtviertels kamen am nächsten Tage an seine Thür, in der Hoffnung, daß er sich auch mit ihnen in derselben Weise abfinden würde.

„Eine andere große Unvollkommenheit in dem Straßengeschrei Londons ist die, daß man dabei weder Tact noch schickliches Zeitmaß beobachtet. Neuigkeiten müssen in der That rasch publizirt werden, weil sie eine Waare sind, die nicht altbacken werden darf. Dessen ungeachtet braucht man sie doch nicht mit derselben Eilfertigkeit auszuschreien, wie z. B. ein ausgebrochenes Feuer. Ein blutiges Treffen bringt jetzt die Stadt im Moment von einem Ende zum andern in Aufregung. Jede Bewegung der Franzosen wird mit einem Eifer publicirt, daß man glauben sollte, der Feind stände schon vor unseren Thoren.

„Ich würde es nun auf mich nehmen, dergleichen so zu reguliren, daß ein Unterschied wäre zwischen der Verkündigung eines Sieges, eines Marsches oder der Nachricht von dem Aufschlagen eines Lagers, einer holländischen, portugiesischen oder spanischen Post.

„Auch des Lärms darf ich in dieser Rubrik nicht vergessen, welchen die Landleute zur Zeit der Rüben in unserer Stadt verführen, und der um so weniger gerechtfertigt ist, da sie bei dieser Waare nicht Gefahr laufen, daß sie ihnen unter den Händen kalt wird.

„Dagegen giebt es Andere, welche sehr langsam schreien, und diese sind meiner Meinung nach musikalischer als die ersteren. Da sind z. B. die Faßbinder, die besonders ihre letzte Note mit hohler Stimme anschwellen lassen, was nicht unharmonisch klingt. Auch

die melancholische und feierliche Melodie, in welcher das Publikum sehr oft gefragt wird, ob es Stühle auszubessern hat, berührt mich in einer angenehmen Weise, und Ihr werdet Euch noch an mehr Ausrufe dieser Art erinnern, welche in wunderbar schmachtenden, klagenden Tönen verklingen.

„Am meisten erfreut mich die Zeit, in welcher man Gurken mit Dill einlegt, aber leider hört man diesen Singsang, wie den Schlag der Nachtigallen, nicht länger als zwei Monate. Es wäre nun wohl der Mühe werth, zu untersuchen, ob dieselbe angenehme Melodie sich nicht in einigen Fällen auf andere Worte übertragen ließe.

„Ebenso möchte ich der ernstlichsten Ueberlegung anheimgeben in wie weit man in einer wohlregierten Stadt diejenigen Humoristen dulden soll, welche, nicht zufrieden mit dem traditionellen Geschrei ihrer Voreltern, auf eigene Faust besondere Melodien erfinden, wie z. B. jener Pastetenmann, der vor wenigen Jahren unter dem Namen Colly=Molly=Puff bekannt war, oder wie noch heutigen Tages der Puder= und Seifenkugelhändler, den man, wenn ich recht unterrichtet bin, die „Puderquaste" nennt.

„Ich darf hier ferner eine ganz besondere Wunderlichkeit nicht übergehen, welche dieser brüllenden Genossenschaft eigen ist, und welche ihr Geschrei nicht nur lästig, sondern auch für das Publikum unnütz erscheinen läßt — ich meine jene Fertigkeit, so zu schreien, das man es nicht versteht. Daß sie dies von einigen unserer gezierten Sänger gelernt haben, will ich nicht behaupten, gewiß ist aber, daß man die Waaren mehr an dem Tone erkennen muß, in dem sie ausgerufen werden, als an den Worten. Dies geht so weit, daß ich zuweilen einen Jungen vom Lande habe hinter einem Siebflicker herlaufen sehen, um Aepfel von ihm zu kaufen, oder Ingwerbrot von einem Scheerenschleifer. Ja, so vollkommen sind einige große Künstler in diesem Fache, daß es nur Eingeweihten möglich ist, ihr Gewerbe zu errathen, denn wer sonst sollte wissen, daß der Ruf: „Arbeit, wenn ich welche hätte!" einen Hühneraugenoperateur anzeigt.

„Da nun Leute dieses Standes selten viel Geist oder große Fähigkeiten besitzen, so meine ich, würde es sehr zweckmäßig sein, wenn man einen Mann von gesundem Verstand und gesundem Urtheil beauftragte, dies Straßengeschrei zu überwachen. Derselbe

dürfte nur solchen Leuten erlauben, ihre Stimme in unseren Straßen zu erheben, die musikalische Kehlen besitzen und sich nicht allein darauf beschränken, den Lärm der Menge und das Getöse der fahrenden Kutschen zu überschreien, sondern sich auch verbindlich machen, ihre Waaren in angemessenen, verständlichen Ausdrücken und in möglichst angenehmen Tönen auszurufen.

„Ich biete mich als eine für diesen Aufseherposten geeignete Persönlichkeit unterthänigst an, und werde, wenn ich die nöthige Ermunterung finde, mit noch einigen anderen Projecten hervortreten, die ich fix und fertig im Kopfe habe, und die für die Förderung des allgemeinen Wohles nicht weniger wichtig sind, als das vorliegende.

Ich bin ꝛc.

Ralph Crotchet."

LII.

— Aevo rarissima nostro
Simplicitas — — — —
Ovid.

Bringt uns're alte Einfachheit zurück.

Diesen Morgen wurde ich durch ein heftiges Klopfen an der Thür überrascht, und bald darauf trat die Tochter meiner Wirthin ein, um mir zu sagen, daß ein Mann unten sei, der mich zu sprechen wünschte. Als ich fragte, wer es wäre, entgegnete sie, es sei ein ernster, ältlicher Mann, aber sie wisse seinen Namen nicht. Ich ging also sogleich zu ihm hinunter und fand, daß es der Kutscher meines würdigen Freundes Sir Roger de Coverley war.

Er sagte mir, sein Herr sei gestern Abend nach der Stadt gekommen und würde sich sehr freuen, einen Spaziergang durch die Gray's-Inn-Promenaden mit mir zu machen. Da ich verwundert fragte, was Sir Roger in die Stadt gelockt? (ich hatte lange keinen Brief von ihm erhalten) theilte mir der Kutscher mit: der Ritter

habe die Reise gemacht, um den Prinzen Eugen zu sehen, und ließe mich jetzt bitten, so bald als möglich zu ihm zu kommen.

Ich amüsirte mich nicht wenig über die Neugier des alten Herrn, aber ich war nicht erstaunt darüber, denn ich hatte ihn mehr als einmal gesprächsweise äußern hören, daß er den Prinzen Eugenio — so nannte er ihn stets — für einen noch größeren Mann halte, als Scanderbeg.

Ich machte mich also auf den Weg, und kaum hatte ich die Gray'schen Promenaden erreicht, als ich auch schon auf der Terrasse meinen Freund hörte, der sich zwei- oder dreimal mit großem Geräusch räusperte, denn er liebt es — um seinen eigenen Ausdruck zu brauchen — seine Luftröhren in freier Luft zu reinigen, und sieht es gern, wenn Jemand von der Kraft Notiz nimmt, mit welcher er dieses morgendliche Hem, Hem! ausstößt.

Es erfüllte mich mit innerlicher Freude, den guten alten Herrn wiederzusehen, den ich im Gespräch mit einem Bettler antraf. Der Mann hatte ein Almosen verlangt, und ich konnte noch hören, wie mein Freund ihn ausschalt, daß er nicht irgend eine Arbeit suchte, sah aber auch, wie er zu gleicher Zeit in die Tasche griff und ihm einen Sixpence in die Hand drückte.

Unsere Begrüßung war von beiden Seiten die herzlichste und bestand in wiederholtem Händeschütteln und dem Austausch der liebevollsten Blicke. Dann sagte mir der Ritter, daß mein guter Freund der Capellan sehr wohl sei und sich mir empfehlen ließe, und daß er am letzten Sonntag eine herrliche Predigt des Dr. Barrow gehalten. „Ich habe ihm," fügte Sir Roger hinzu, „alle meine Angelegenheiten übergeben, und zum Beweis, wie tief verpflichtet ich mich ihm fühle, dreißig Mark zur Vertheilung an die Armen des Kirchspiels in seine Hände gelegt."

Dann berichtete der alte Herr von dem Ergehen Will Wimble's. Er fuhr dabei mit der Hand in die Tasche, übergab mir im Namen dieses Gentleman einen Tabaksstopfer, und erzählte, daß Will zu Anfang des Winters sehr fleißig gewesen sei, um eine große Anzahl davon anfertigen und jedem gutgesinnten, rauchenden Gentleman in der Gegend einen solchen schenken zu können. Er fügte hinzu, der arme Will erlebe gegenwärtig großen Verdruß, denn Tom Touchy

habe ihn verklagt, weil er einige Haselruthen aus einer diesem gehörenden Hecke geschnitten.

Unter anderen Neuigkeiten, welche der Ritter von seinem Landsitze mitbrachte, war auch die, daß Moll White das Zeitliche gesegnet hatte. Einen Monat nach diesem Ereignisse war der Wind so heftig gewesen, daß er einen Flügel von Sir Roger's Scheuer umgeworfen. „Ich für meinen Theil," fügte der alte Herr hinzu, „glaube aber nicht, daß die alte Frau Schuld daran hat."

Dann erzählte er mir von den Vergnügungen, die während der Weihnachtsfeiertage auf seinem Landsitze stattgefunden hatten. Sir Roger hielt nämlich, nach dem guten Gebrauch seiner Vorfahren, während des Christfestes offenes Haus. Ich hörte, daß er dazu nicht weniger als acht fette Schweine hatte schlachten lassen. Die Rückenstücke waren freigebig unter seine Nachbarn vertheilt worden, und namentlich hatte er jeder armen Familie eine Schnur Würste und ein Spiel Karten zugeschickt.

„Ich habe oft darüber nachgedacht," sagte Sir Roger, „wie gut es ist, daß Weihnachten gerade in die Mitte des Winters fällt. Es ist die unangenehmste Zeit des Jahres, in welcher die Leute durch die Kälte, sowie durch ihre Armuth viel leiden würden, wenn sie nicht gutes Essen, ein tüchtiges Feuer und die Weihnachtsergötzlichkeiten hätten. Ich liebe es, ihre armen Herzen bei diesem Feste zu erfreuen und das ganze Dorf in der großen Halle meines Hauses fröhlich zu sehen. Ich lasse dann eine doppelte Quantität Malz zu meinem Dünnbier nehmen und zwölf Tage lang erhält Jeder davon, soviel er verlangt. Auf dem Tische steht allezeit ein Stück kaltes Rindfleisch und eine Pastete, und ich freue mich unaussprechlich, wenn ich sehe, wie meine Pächter den ganzen Abend mit harmlosen Scherzen zubringen und sich über einander lustig machen. Unser Freund Will Wimble ist dann der lustigste unter ihnen und giebt bei dieser Gelegenheit tausend schnurrige Streiche zum besten."

Ich war über meinen alten Freund, der so viele gute Seiten zeigte, sehr erfreut. Er ging dann dazu über, die letzten Parlamentsacte zur Sicherung der Kirche von England zu preisen, und sagte mir mit großer Befriedigung, daß er schon die Folgen zu bemerken glaube, denn er hätte beobachtet, wie ein strenger Dissenter,

welcher zufällig diese Weihnachten in seinem Hause zu Mittag speiste, sehr viel Rosinensuppe zu Mittag gegessen habe.

Nachdem wir alle diese ländlichen Vorgänge besprochen, richtete Sir Roger eine Menge Fragen bezüglich des Clubs und namentlich in Bezug auf seinen alten Antagonisten, Sir Andreas Freeport, an mich. Er erkundigte sich mit wohlwollendem Lächeln, ob Sir Andreas seine Abwesenheit nicht benutzt habe, um einigen republikanischen Doctrinen Eingang zu verschaffen. Dann nahm er eine ungewöhnlich ernste Miene an. „Sagt mir aufrichtig," begann er, „glaubt Ihr nicht, daß Sir Andreas an der Procession des Papstes Theil gehabt hat?*)" Aber ohne mir Zeit zur Antwort zu lassen, fuhr er fort: „Gut, gut! Ich weiß, Ihr seid ein vorsichtiger Mann und liebt es nicht, über öffentliche Angelegenheiten zu reden."

Der Ritter fragte mich dann, ob ich den Prinzen Eugenio gesehen, und nahm mir das Versprechen ab, ihm einen Platz zu verschaffen, von dem er den ausgezeichneten Mann, dessen Gegenwart der englischen Nation zur Ehre gereiche, bequem in Augenschein nehmen könne. Er verweilte ziemlich lange bei dem Lobe dieses großen Generals, und ich fand, daß er, seitdem ich bei ihm auf dem Lande gewesen, aus Baker's Chronik und anderen Schriftstellern, die immer im Fenster seiner Wohnstube lagen, viele Bemerkungen zu Ehren dieses Prinzen zusammengetragen hatte.

Nachdem ich den größten Theil des Morgens damit zugebracht, die Reflexionen des Ritters über Gegenstände zum Theil privater, zum Theil politischer Natur anzuhören, fragte er mich, ob ich eine Pfeife Tabak bei einer Tasse Kaffee in Squire's Kaffeehaus mit ihm rauchen wolle. Da ich den alten Mann aufrichtig lieb habe, so macht es mir Vergnügen, ihm in allen Dingen den Willen zu thun, und

---

*) Die „Procession des Papstes" war in politischerregten Momenten ein Hauptvergnügen des Londoner protestantischen Pöbels. Eine Stroh-, manchmal selbst eine Wachspuppe, mit einer Tiara geschmückt, ward auf einen Stuhl gesetzt, neben ihm stand ein Possenreißer, den Teufel mit Hörnern und Klauen darstellend. Unter allgemeinem Jubel ward die Puppe umhergetragen und schließlich den Flammen übergeben. Aus protestantischem Eifer nahmen manchmal auch Personen der besseren Stände an dem possenhaften Zuge Theil, daher die Vermuthung Sir Roger's. Vergleiche übrigens Macaulay, Geschichte von England. VIII. Capitel.

ich ging in Folge dessen auch mit nach dem Kaffeehause, wo seine ehrwürdige Erscheinung allgemeine Aufmerksamkeit erregte. Kaum hatte er sich am oberen Ende eines langen Tisches niedergelassen, als er neue Pfeifen, Tabak, Kaffee, ein Wachslicht und die Zeitung verlangte, und er that dies mit so großer Liebenswürdigkeit, daß alle Kellner ein besonderes Vergnügen daran zu finden schienen, ihn zu bedienen. Sie zeigten sich so eifrig, seine Wünsche zu erfüllen, daß Niemand eine Tasse Thee bekommen konnte, bis der Ritter in allen Stücken befriedigt war.

LIII.

(Die Nadelgelder.)

Prodiga non sentit pereuntem foemina censum.
At velut exhausta redivivus pullulet arca
Nummus, et e pleno semper tollatur acervo,
Non unquam reputat, quanti sibi gaudia constent.
Juvenal.

Ein vergeudendes Weib bemerkt Abnahme des Gut's nie,
Und, als keimete neu in erschöpfeter Kiste der Goldschatz
Gleich als raffte man ewig vom ganz verbleibenden Haufen,
Rechnet sie nimmer, wie viel die genossenen Freuden ihr kosten.
(Haugwitz.)

„Herr Zuschauer!

„Ich habe mein großes Stufenjahr überschritten und bin von Natur ein Mann von ruhigem Temperament. Vor etwa zwölf Jahren heirathete ich zur Strafe meiner Sünden ein junges Weib von guter Familie und hoher Bildung — aber ich konnte sie nicht dazu bringen, in die Heirath mit mir zu willigen, bis ich einen Vertrag mit ihr abgeschlossen, der länger war als jener der großen Allianz. Unter Anderen war darin stipulirt, daß sie jährlich 400 Pfund Nadelgeld erhalten sollte — eine Summe, welche ich in vierteljährlichen Raten in die Hände eines Mannes legen mußte, der in dieser Angelegenheit als ihr Bevollmächtiger auftrat.

„Bis jetzt Herr Zuschauer, habe ich meine Verpflichtungen stets gewissenhaft erfüllt; leider aber hat die Lady, seitdem ich sie geheirathet, viele Kinder bekommen, wozu, wenn ich meinen boshaften Nachbarn glauben darf, ihr Nadelgeld nicht wenig beitrug. Die

Erziehung dieser Kinder, deren sie mir, ganz gegen meine Erwartung, alle Jahre eins geboren, lastet so schwer auf mir, daß ich die Mutter gebeten habe, mich von der Verpflichtung des oben erwähnten Nadelgeldes zu befreien, damit ich dasselbe zur Versorgung ihrer Familie verwenden könnte. Dieser Vorschlag beleidigte jedoch das edle Blut in ihren Adern dermaßen, daß, als ich die Zahlung beim letzten Termin ein wenig verspätete, sie mir jeden Tag drohte, mich einstecken zulassen und es so weit trieb, mir zu sagen, daß ich im Gefängniß sterben sollte, wenn ich ihren Forderungen nicht gerecht würde. Als sie endlich ihre Leidenschaftlichkeit so weit besiegt hatte, um ruhig zu sprechen, sagte sie mir, daß sie Spielschulden habe, die sie schnell bezahlen müsse, und daß sie nicht im Stande sein würde, ihr Geld mit Anstand zu verlieren, wie es sich für eine Frau ihres Standes schickte, wenn sie mir etwas von dieser Summe erließe.

„Ich hoffe, Herr Zuschauer, Ihr werdet die Gelegenheit benutzen, um Eure Meinung über diesen Punkt, den Ihr noch nie berührt habt, zu sagen, und uns zu belehren, ob bei unseren Voreltern dergleichen bereits Gebrauch gewesen, oder ob sich im Grotius, im Puffendorf oder irgend einem andern Gelehrten des bürgerlichen Rechts ein Hinweis darauf findet. — Ich bin immer Euer gehorsamer Bewunderer. Josiah Fribble, Esq."

Da es nun keinen Menschen in der Welt giebt, der ein erklärterer Verehrer des schönen Geschlechts wäre, als ich, so giebt es auch Niemand, der mehr in Unwillen gerathen könnte, wenn man eins der alten Rechte und Privilegien der Frauen angreift. Die Lehre vom Nadelgeld ist aber noch eine neue, die unsere Großmütter nicht kannten, welche sogar von vielen unserer modernen Damen noch nicht angenommen sein dürfte, und so glaube ich, ist es für beide Geschlechter am besten, wenn dieser Gebrauch sich nicht weiter ausbreitet.

Mr. Fribble ist vielleicht nicht allzu sehr im Irrthum, wenn er andeutet, daß die Bewilligung eines Nadelgeldes in den Händen der Frau eine Waffe gegen ihren Mann ist, die unter Umständen seiner Ehre gefährlich werden kann. Gewöhnlich werden wir beobachten, daß eine Frau je nach dem Grade ihrer Schönheit und dem Alter ihres Mannes bald mehr bald weniger Nadeln bedarf, und daß die Bedingungen des Ehecontractes demgemäß höher oder niedriger sind. Ebenso scheint die vornehme Geburt einer Frau auf diesen Paragraphen des Ehecontractes den größten Einfluß auszuüben.

Sind Alter und Verhältnisse beider Theile ziemlich die gleichen, so kann ich die Forderung eines Nadelgeldes nur sonderbar finden. Dennoch sehen wir viele Partien sich um dieses Punktes willen zerschlagen. Was würde ein Fremder oder Jemand, dem dieser Gebrauch unbekannt ist, von einem Liebhaber denken, der auf seine Braut verzichtet, weil er nicht willens ist, ihr die nöthigen Nadeln zu liefern — aber was würde der Fremde von einer Braut sagen, wenn er hörte, daß sie jährlich fünf- bis sechshundert Pfund für diesen Zweck verlangt? Wollte man einem mit unseren Sitten unbekannten Manne sagen, welche Summen in Großbritannien unter dem Titel „Nadelgeld" verausgabt werden, welchen Begriff müßte er sich von dem ungeheuern Nadelverbrauch auf unserer Insel machen! „Jeden Tag eine Nadel bringt jährlich einen Groschen," sagt ein volksthümliches Sprichwort, und dieser Rechnung gemäß würde Freund Fribble's Weib jährlich etwa acht Millionen sechsmal hundert vierzig tausend neue Nadeln brauchen.

Es ist mir nicht unbekannt, daß unsere englischen Damen unter diesem allgemeinen Titel eine Menge andere Bedürfnisse des Lebens verstehen. Um der Ehre meiner Landsmänninnen willen würde ich aber wünschen, daß man dies Nadelgeld lieber „Nähnadelgeld" nennen möchte, was dann der Sache einen haushälterischen Anstrich verliehe und der bösen Welt nicht Grund gäbe zu glauben: daß Putz und Tand immer den ersten Platz in eines Weibes Herzen einnehmen.

Ich weiß, viele meiner schönen Leserinnen werden den Gebrauch vertheidigen, und behaupten, sie erfüllten damit nur eine nothwendige Vorsichtsmaßregel, welche sie sich für den Fall schuldig sind, daß ihre Eheherren Geizhälse oder Filze sein sollten. Sie betrachten dies Geld als eine Art von Alimentation, auf die sie Anspruch machen können, ohne sich von ihren Männern zu trennen. Wenn aber eine Frau in die Ehe mit einem Manne willigt, der ihr auch nur die leiseste Veranlassung zu einer solchen Befürchtung giebt, wenn sie ihre Person einem Menschen anvertraut, auf den sie sich in den gewöhnlichsten Dingen des Lebens nicht verlassen zu können meint, so finde ich, mit Verlaub zu reden, daß auf sie jenes alte Sprichwort anzuwenden ist: „Sie besitzt Verstand pfennigweise — Thorheit aber pfundweise."

Vorsichtige Feldherren lassen sich zwar nie auf eine Schlacht ein, ohne sich für den Fall, daß der Erfolg ihren Erwartungen nicht entspricht, den Rückzug zu sichern, — die größten Eroberer aber haben ihre Schiffe verbrannt und die Brücken hinter sich abgebrochen, weil sie entschlossen waren, zu siegen oder zu sterben. Ich würde immer einer Frau mißtrauen, die dergleichen Vorsichtsmaßregeln für den Rückzug treffen und daran denken könnte, sich ohne die Liebe des Mannes, dem sie sich zu eigen giebt, eine angenehme Existenz zu sichern. Eine Trennung der Geldbeutel ist, meiner Meinung nach, eben so unnatürlich wie separirte Betten. Eine Ehe kann nicht glücklich sein, wenn die Freuden, Neigungen und Interessen beider Theile nicht dieselben sind, denn in Nichts findet der Mann einen stärkeren Antrieb zur Liebe, als in dem Gefühl, daß das Glück und Wohl einer Frau völlig von ihm abhängig ist, während die Frau sich nur bestrebt, dem Manne zu gefallen, den sie als ihre Ehre, ihren Anhalt und ihre Stütze betrachtet.

Aus diesem Grunde setzt mich das Verhalten jenes Landjunkers, den es heftig verdroß, daß eine junge Wittwe von der Forderung eines Nadelgeldes durchaus nicht abgehen wollte, nicht in Erstaunen. Ihr eigennütziges Benehmen reizte ihn dergestalt, daß er ihr in vollem Zorne zurief: wenn sie ihn auch noch so sehr als ihren Sclaven betrachte, so wolle er der Welt dennoch zeigen, daß er sich nicht so viel wie einer Stecknadel Werth um sie kümmere. Worauf er das Zimmer verließ und ihr nie wieder vor die Augen kam.

Sokrates sagt in Plato's Alcibiades: Jemand, der Reisen in Persien gemacht, habe ihm erzählt, daß er einst einen Landstrich passirt, welcher den Namen „Gürtel der Königin" trug. Er fügte hinzu, daß eine andere Landstrecke „Schleier der Königin" genannt worden sei und noch viele andere große Ländereien die Namen von den verschiedenen Theilen der Kleidung Ihrer Majestät entlehnt hätten. Diese Landstrecken würde man vielleicht nicht mit Unrecht das Nadelgeld der Königin von Persien genannt haben.

Mein Freund Sir Roger, der, wie ich zu sagen wage, jene Stelle im Plato wohl nie gelesen, bestimmte, während er jener schon früher erwähnten verrätherischen Wittwe den Hof machte, hundert Acker Land zu einem Diamantring, mit dem er ihr ein Geschenk

machen wollte, wenn sie seiner Werbung Gehör gegeben hätte. An ihrem Hochzeitstage würde sie fünfzig seiner stärksten Eichen auf ihrem Kopfe getragen haben. Er erzählte mir ferner, daß er eine Kohlengrube für ihre Wäsche, den Ertrag einer Windmühle für ihre Fächer und aller drei Jahre eine Schafschur für ihre Unterkleider bestimmt gehabt. Der Ritter setzte dann gewöhnlich hinzu: Obgleich er sich selbst nichts aus seinen Kleidern mache, hätte er sich doch vorgenommen gehabt, daß keine Frau in der Gegend besser gekleidet sein sollte als Lady Coverley.

Sir Roger mag darin wie in vielen anderen Dingen seltsam und eigenthümlich erscheinen; aber wenn die Sitte der Nadelgelder bestehen bleibt, so glaube ich, würde mancher Grundbesitzer wohl thun, eine Anzahl seiner Felder von vornherein mit den Namen „Nadeln" zu bezeichnen.

LIV.

(Die politische Akademie.)

Non tali auxilio, nec defensoribus istis
Tempus eget. — — — — — — — —
Virg.

Solcher Hilf' und solcher Beschützer bedarf nicht die Zeit mehr.
(Trauer.)

Unsere letzten Zeitungen sind voll von einem Project, welches man in Frankreich so eben in's Werk zu setzen bemüht ist, der Einrichtung einer politischen Akademie. Ich selbst habe Briefe von mehreren meiner ausländischen Correspondenten empfangen, welche die Angelegenheit näher beleuchten, und ich beabsichtige heute diesen Gegenstand zur Besprechung zu wählen. In der Freitagsnummer des „Daily Courant" finden wir folgende, aus der Amsterdamer Zeitung übersetzte Darlegung des Projectes.

„Paris, 12. Febr. 1712. Es bestätigt sich, daß der König beschlossen hat, eine neue Akademie für Diplomaten zu gründen, und daß der Minister und Staatssecretär Marquis von Torcy zum Pro-

tector derselben ernannt ist. Es sollen vorläufig sechs Akademiker damit beauftragt werden, diese Lehranstalt einzurichten, in welcher jedoch kein Schüler aufgenommen wird, der nicht das fünfundzwanzigste Jahr zurückgelegt hat. Ferner muß jeder Aufzunehmende ein jährliches Einkommen von zweitausend Livres nachzuweisen vermögen, welches er entweder bereits in Besitz oder durch Erbschaft in Aussicht hat. Der König gewährt jedem Mitglied einen jährlichen Zuschuß von eintausend Livres. Die Eleven erhalten Lehrer, welche sie in den nöthigen Wissenschaften unterweisen und sie mit den Friedens- und Allianztractaten sowie mit allen anderen in verschiedenen Jahrhunderten abgeschlossenen Verträgen bekannt machen. Die Mitglieder versammeln sich zweimal wöchentlich im Louvre Aus diesem Seminar wird man künftig die Gesandtschaftssecretäre auswählen, die dann stufenweise zu höheren Chargen emporsteigen sollen."

Cardinal Richelieu's Politik machte Frankreich einst zum Schrecken Europas. Die Staatsmänner aber, welche in der letzten Zeit aus der französischen Nation hervorgingen, haben ihr Land dem Mitleid oder der Verachtung seiner Nachbarn preisgegeben. Der Cardinal errichtete jene berühmte Akademie, welche fast alle Wissenschaften zur höchsten Blüthe gebracht hat, und seine Absicht dabei war die, alle Männer von Geist von der Politik — dem Gebiet, auf welchem er keine Einmischung duldete — abzulenken. Der Marquis von Torcy hingegen scheint entschlossen, die jungen Leute in Frankreich eben so klug zu machen als er selbst ist, und hat zu diesem Zwecke eine Pflanzschule für Staatsmänner angelegt.

Privatbriefe fügen hinzu, daß man demnächst auch ein Seminar für Politiker im Unterrocke einzurichten gedenkt. Dieselben sollen zu den Füßen der Frau von Maintenon erzogen und in dringenden Fällen an fremde Höfe geschickt werden. Da indessen die Zeitungen dies letztere Project bis jetzt nicht bestätigt haben, so will ich weiter keine Notiz davon nehmen.

Einige von meinen Lesern werden sich zweifelsohne erinnern, daß nach dem Schlusse des letzten Krieges, der für den Feind so vortheilhaft ausfiel, mehrere französische Generale sich in Gesandte verwandelten — das Verhalten der im gegenwärtigen Kriege com-

mandirenden Herren scheint dem großen Monarchen aber so wenig Ehre und Vortheil gebracht zu haben, daß er es nicht räthlich findet, seine Geschäfte noch länger ihren Händen anzuvertrauen.

Die Satzungen der neuen Akademie verdienen unsere Aufmerksamkeit im hohen Grade. Man verlangt von den Studenten, daß sie eine jährliche Rente von zweitausend Livres in Besitz oder durch Erbschaft zu erwarten haben, und diese Summe, verbunden mit dem königlichen Zuschuß von eintausend Livres, wird genau hinreichen, die jungen Leute mit Kaffee und Schnupftabak zu versorgen, nicht zu gedenken der Zeitungen und Federn, der Tinte, des Siegellacks, der Oblaten und ähnlicher, für Staatsmänner unentbehrlicher Dinge.

Jeder Mann muß das fünfundzwanzigste Jahr zurückgelegt haben, ehe es ihm gestattet ist, in die Mysterien der Akademie einzudringen; aber es ist wohl keine Frage, daß viele ernste Leute von vorgerücktem Alter, welche beharrliche Leser der Pariser Gazette gewesen sind, sehr froh sein werden, ihre Laufbahn von Neuem zu beginnen und sich in diese Liste von Staatsmännern aufnehmen zu lassen.

Die Gesellschaft dieser hoffnungsvollen jungen Gentlemen steht unter der Leitung von sechs Professoren, welche, wie es scheint, speculative Staatsmänner und der königlichen Akademie entsprossen sein sollen. Diese sechs weisen Meister haben, nach meinen Privatbriefen, folgende Aufgaben:

Erstens unterrichten sie die Eleven in gewissen feinen Handgriffen, wie z. B. darin, von einem Siegel Abdruck zu nehmen, eine Oblate zu spalten, einen Brief zu öffnen, ihn wieder zu schließen und was dergleichen Kunststückchen und Fertigkeiten mehr sind. Haben es die Studenten in diesem Theile ihres Handwerks zur Vollkommenheit gebracht, so gehen sie in die Hände eines zweiten Instructors über, der ihnen Unterricht in allerlei Bewegungen giebt.

Dieser Künstler lehrt ihnen: wichtig mit dem Kopfe zu nicken, in zweifelhaften Fällen die Schultern zu zucken, Winke mit den Augen zu geben — mit einem Worte, die ganze Praxis der diplomatischen Grimassen.

Der dritte Professor ist eine Art von Sprachmeister. Er hat

die Aufgabe, seine Schüler in dem Gesprächstone zu unterrichten, der sich für den gewöhnlichen Gebrauch eines Gesandten schickt — denn damit die künftigen Staatsmänner die nöthige Uebung in diplomatischen Redewendungen erlangen, müssen sie sich derselben auch im gewöhnlichen Verkehr bedienen lernen, ehe man sie mit inneren oder auswärtigen Geschäften betraut. Fragt z. B. Einer den Andern, wie viel Uhr es ist, so hat der Gefragte nur indirect zu antworten oder womöglich dem Gespräch eine andere Wendung zu geben. Ersucht man einen der Studenten, einen Louisd'or zu wechseln, so muß er um Bedenkzeit bitten. Fragt man ihn, ob der König sich in Versailles oder Marly aufhält, so darf er nur flüsternd antworten. Erkundigt man sich nach den Neuigkeiten, welche die letzte Zeitung brachte, oder nach dem Gegenstande der letzten königlichen Proclamation, so hat er zu entgegnen, daß er sie noch nicht gelesen, oder — wenn er selbst so weit nicht gehen will — sich mit einem Zusammenziehen der Augenbrauen und einem Achselzucken zu helfen.

Der vierte Professor lehrt die ganze Kunst der diplomatischen Chiffer- und Zeichenschrift. Damit seine Schüler die nöthige Uebung darin erlangen, darf Keiner dem Andern ein Billet senden — sei es auch nur um einen Tacitus oder Macchiavell zu borgen — das nicht in Chiffern geschrieben ist.

Der fünfte Professor wird, wie man glaubt, aus der Gesellschaft Jesu gewählt werden. Er muß in den Controversen aller möglichen Doctrinen und geheimen Vorbehalte wohl bewandert sein und um alle Rechte der Fürsten genau Bescheid wissen. Dieser gelehrte Mann hat die Schüler in der Grammatik, der Syntax und der Construction des Latein für Vorträge zu unterrichten. Er muß sie lehren, wie man Geist und Buchstaben unterscheidet, und wie dieselbe Form der Worte jedem europäischen Fürsten ganz andere Verpflichtungen auferlegt, als Sr. allerchristlichsten Majestät. Er muß sie ferner in der Kunst unterweisen, in den heiligsten Verträgen Hinterthüren, Schlupflöcher und Ausflüchte zu finden — besonders aber hat er ihnen ein rabbinisches Geheimniß beizubringen, welches in den letzten Jahren von der Gesellschaft Jesu wieder aufgefunden worden ist, das Geheimniß nämlich, wie zwei sich widersprechende

Auslegungen desselben Artikels gleich recht und gleich gültig sein können.

Wenn unsere Staatsmänner nun durch diese verschiedenen Lehrer gehörig unterrichtet sind, empfangen sie die letzte Politur durch einen Mann, welcher gleichsam als Ceremonienmeister fungirt. Dieser Gentleman unterrichtet sie über den Gebrauch eines Armstuhles und eines Stockknopfes. Er belehrt sie über die Kunst die rechte Hand zu halten, sowie über Verbeugungen und Bücklinge aller Arten, Maße und Grade. Kurz dieser Professor hat die Aufgabe, den Eleven des Instituts die Haltung, jene wundervolle diplomatische Steifheit zu verleihen, welche für Levers, Conferenzen, Visiten erforderlich ist, und seine Schüler zur höchsten Vollkommenheit in Dingen auszubilden, welche gewöhnliche Seelen als Nichtigkeiten zu betrachten geneigt sind.

Sonstige Einzelheiten habe ich über diese Gesellschaft gelbschnäbliger Staatsmänner bis jetzt nicht gehört, aber ich muß gestehen, daß, wenn ich einen fünfundzwanzigjährigen Sohn hätte, der den Wunsch äußerte, ein solcher Diplomat zu werden, ich sehr in Versuchung kommen dürfte, ihn als einen Dummkopf zu enterben. Außerdem würde ich befürchten, daß dieselben Künste, welche ihn befähigen sollten, zwischen zwei Potentaten als Vermittler zu dienen, seinem Umgange als Mensch mit Menschen zum Schaden gereichen möchten. Es ist keine Frage, daß diese jungen Machiavells in kurzer Zeit durch Pfiffe und Ränke in ihrem Collegium das Oberste zu unterst kehren und eben so feine Pläne schmieden werden, einander um einen Frosch oder einen Salat *) zu betrügen, als sie späterhin ausklügeln müssen, um einen benachbarten Fürsten oder Staat zu überlisten.

Man erzählt uns, daß die Spartaner den Diebstahl bei ihren jungen Leuten bestraften, sobald dieselben sich dabei betreffen ließen, ihn aber als eine ehrenhafte Handlung betrachteten, wenn er gelang. Vorausgesetzt, daß Alles heimlich und ohne Verdacht zu erregen ausgeführt wurde, durfte sich der Jüngling seiner That sogar rühmen. Dies geschah, wie die Historiker berichten, um die Jugend in List

*) Frösche und Salat gelten bei den Engländern als Nationalspeise der Franzosen.

und Schlauheit zu üben, so daß sie sich weder in öffentlichen Angelegenheiten noch in Privatgeschäften betrügen ließ. Ob eine solche wunderliche Moral, solch' kleines jeu d'esprit nicht auch in dem beabsichtigten Seminar für Diplomaten zu erwarten sein dürfte, dies zu entscheiden überlasse ich der Weisheit der Gründer.

Zugleich aber empfangen wir durch diese Pflanzschule für Staatsmänner eine Warnung. Wie Sylla im Cäsar viele Marius sah, so dürfen wir, glaube ich, in diesem Collegium von Akademikern viele Torcys erblicken. Was wir auch immer von uns selbst denken mögen, so fürchte ich doch, daß weder unser Smyrna noch St. James ihnen gewachsen ist. Unsere Kaffeehäuser sind in der That sehr gute Institutionen; ob uns aber diese, unsere britischen Schulen der Politik, eben so geschickte Gesandte und Secretäre heranbilden, als eine eigens zu diesem Zwecke errichtete Akademie, ist in ernstliche Ueberlegung zu ziehen, namentlich wenn wir bedenken, daß unser Vaterland seinen Ruhm mehr den rechtschaffenen Leuten als den Staatsmännern verdankt, die es hervorbringt. Französische Treue und britische Politik haben noch nirgends in der Welt eine große Rolle gespielt, wie Graf Rochester in seinem bewundernswürdigen Gedicht über dies trübselige Thema bewiesen hat.

LV.

(Die Seelenwanderung des Affen Pugg.)

— — — — — — — — — Errat el illuc
Huc venit, hinc illuc, et quoslibet occupat artus
Spiritus: eque feris humana in corpora transit,
Inque feras noster — — — — — — — — — —
Phythag. ap. Ovid.

Alles verändert sich nur, nichts stirbt. Herüber hinüber
Irrt der belebende Hauch, und in andre beliebige Glieder
Ziehet er ein und geht aus den Thieren in menschliche Leiber
Und in Gethier von uns und besteht so ewige Zeiten.
(Suchier.)

Will Honeycomb, der es liebt, mit den geringen Kenntnissen zu glänzen, die er hier und da aufgelesen hat, sprach gestern im Club die Bemerkung aus, daß sich für die Lehre von der Seelenwanderung doch Mancherlei anführen lasse, und daß im Morgenlande der Glaube daran noch immer feststehe. Er berief sich dabei auf eine Mittheilung Paul Ricaut's, nach welcher gläubige Mohammedaner in heiterer Stimmung kleine in Käfigen gehaltene Vögel ankaufen und frei lassen, in der Meinung, daß sie sich damit ein eben so großes Verdienst erwerben, als wir, wenn wir einen unserer Landsleute aus der Sclaverei in Algier erlösen. „Ihr müßt wissen," sagte Will, „daß die Türken jedes Thier als einen verkappten Bruder oder eine verwandelte Schwester betrachten, und sich verpflichtet fühlen, ihnen auch in dieser Hülle ihr Mitleid zuzuwenden. „Sie behaupten," fügte Will hinzu, „daß die Seele des Menschen, wenn er stirbt, entweder in den Körper eines andern Menschen übergeht, oder die Gestalt eines Thieres annimmt, mit welchem sie während

ihrer menschlichen Existenz in Bezug auf Gemüthsart oder Schicksal Aehnlichkeit gezeigt hat."

Als ich mich wunderte, wohin Will mit diesem Aufwand von Gelehrsamkeit wollte, sagte er uns, daß einer seiner Bekannten, Jack Freelove, einer Dame den Hof gemacht habe, welche ihre Zärtlichkeit an Papageien, Affen und Schooßhündchen verschwendete. Als er sie eines Morgens besuchen wollte, schrieb er ihr eine sehr hübsche Epistel über diesen Gegenstand. Wie Will erzählte, hatte man Jack in das Empfangszimmer der Dame gewiesen, um sie zu erwarten, und er amüsirte sich dort einige Zeit mit ihrem Lieblingsaffen, der an einem der Fenster angekettet war. Endlich sah er Tinte und Feder und schrieb nun im Namen des Affen einen Brief an seine Angebetete. Da dieselbe dann noch immer nicht erschien, legte er diesen Brief auf das Fensterbrett und entfernte sich, um seinen Geschäften nachzugehen.

Bald darauf trat die Dame in's Zimmer, und als sie bemerkte, daß ihr Affe mit höchster Ernsthaftigkeit ein Stück Papier betrachtete, nahm sie dasselbe auf. Wie Will sagt, ist sie bis diese Stunde im Zweifel, ob Jack oder der Affe das Nachstehende geschrieben.

„Madame!

„Da ich nicht die Gabe der Sprache besitze, so habe ich lange vergeblich auf eine Gelegenheit gewartet, mich Euch zu entdecken, jetzt aber, da mir Tinte, Feder und Papier zur Hand sind, benutze ich den günstigen Zufall, um Euch schriftlich die Geschichte meines Lebens mitzutheilen, die ich nicht mündlich erzählen kann.

„Ihr müßt wissen, daß ich vor etwa tausend Jahren ein indischer Brahmane war, eingeweiht in alle Mysterien, welche der europäische Philosoph Pythagoras von unserer Brüderschaft erlernt haben soll. Meine großen Kenntnisse in diesen geheimen Wissenschaften gewannen mir die Gunst eines Dämons, mit welchem ich mich viel unterhielt, in so hohem Grade, daß er mir versprach, Alles zu thun, was ich von ihm verlangen würde.

„Ich sprach zuerst den Wunsch aus, daß meine Seele niemals in den Körper einer unvernünftigen Bestie übergehen möchte. Er entgegnete, die Erfüllung dieses Verlangens stände nicht in seiner Macht. Ich fragte ihn nun, ob mir bei der Wanderung der Seele nicht wenigstens das Erinnerungsvermögen bleiben könnte — das

Bewußtsein, daß ich es sei, der in den verschiedenen Thiergestalten fortlebe? Diesen Wunsch vermochte er zu gewähren und versprach auf das Ehrenwort eines Dämons, derselbe solle mir erfüllt werden. Von der Zeit an lebte ich so tadellos, daß man mich zum Präsidenten eines Brahmanen-Collegiums wählte, und ich stand diesem Amte bis zu meinem Todestage mit Treue und Gewissenhaftigkeit vor.

„Dann umfing mich eine andere menschliche Hülle, und ich spielte in dieser mein Rolle so vortrefflich, daß ich erster Minister eines an den Ufern des Ganges herrschenden Fürsten wurde. Ich lebte hier mehrere Jahre in großen Ehren; aber ich verlor nach und nach die Schuldlosigkeit des Brahmanen, denn ich war gezwungen, das Volk zu bedrücken und auszuplündern, um den Fürsten zu bereichern, bis ich endlich so verhaßt wurde, daß mein Herr, um das Vertrauen seiner Unterthanen wieder zu gewinnen, mich mit einem Pfeile durch das Herz schoß, als ich eines Tages an der Spitze seiner Truppen eine Ansprache an ihn halten wollte.

„Bei meinem Wiederaufleben sah ich mich mitten im Walde in der Gestalt eines Schakals und begab mich bald in den Dienst eines Löwen. Gegen Mitternacht pflegte derselbe sich zu erheben und auf Raub auszugehen. Ich bellte dann in der Nähe seines Lagers, und er folgte meiner Spur. Hatte ich einen fetten Bock, eine wilde Ziege oder einen Hasen für ihn aufgejagt, so ließ er, nachdem er sich völlig gesättigt, zur Ermunterung zuweilen auch für mich einen halbabgenagten Knochen liegen. Als es mir aber bei zwei oder drei dieser Raubzüge nicht gelang, ein Wild aufzutreiben, versetzte er mir in seiner Wuth einen Schlag mit der Pranke, an dem ich starb.

„Bei der darauf folgenden Metamorphose kam ich wieder auf zwei Beine zu stehen. Ich wurde ein indischer Steuereinehmer, aber ich war ein Verschwender, und da ich auch eine verschwenderische Frau heirathete, so steckte ich bald dergestalt in Schulden, daß ich mich nirgends mehr sehen lassen durfte. Ich konnte mein Haus nicht mehr verlassen, ohne daß ich Gefahr lief, von dem einen oder dem andern Gläubiger gefaßt zu werden, und als ich dennoch eines Abends wagte, im Schutze der Dunkelheit auszugehen, wurde

ich gepackt und in einen Thurm geworfen, wo ich nach einigen Monaten starb.

„Meine Seele quartierte sich nun in einen fliegenden Fisch ein und brachte in diesem traurigen Zustande sechs Jahre zu. Eine Menge Raubfische verfolgten mich, wenn ich im Wasser schwamm, und machte ich Gebrauch von meinem Fliegeapparate, so war Zehn gegen Eins zu wetten, daß sich alsbald eine Schaar von Vögeln auf mich stürzte. So flog ich auch eines Tages inmitten mehrerer englischer Schiffe hin, als ich plötzlich eine große Seemöve, den Schnabel wetzend, gerade über meinem Kopfe schweben sah — und als ich schleunig in's Wasser tauchte, um ihr zu entgehen, gerieth ich in den Rachen eines ungeheuern Haifisches, der mich im Augenblick verschlang.

„Einige Jahre später fand ich mich zu meinem nicht geringen Erstaunen als reichen Bankier in der Lombardstraße in London wieder, und da ich daran dachte, wie sehr ich ehedem durch den Mangel an Geld gelitten hatte, wurde ich so filzig und geizig, daß ich bald der ganzen Stadt zum Gespött diente. Ich war ein erbärmlicher, kleiner, alter Mensch, denn ich verhungerte fast und bestand, als ich starb, nur aus Haut und Knochen.

„Bald darauf setzte mich meine Verwandlung in eine Ameise in Schrecken und Bestürzung. Ich war wirklich betroffen über meine winzige Gestalt, aber nach und nach gelangte ich zu der Einsicht, daß meine Seele, wenn ich mich nicht besserer Sitten befleißigte, in eine noch verächtlichere Hülle, z. B. in eine Käsemilbe, gebannt werden könnte. Ich gab mir deshalb große Mühe, die mir jetzt obliegenden Pflichten treulich zu erfüllen, und bald galt ich im ganzen Hügel als eine der vortrefflichsten Ameisen. Eines Tages, als ich eben unter einer schweren Last hinkeuchte, pickte mich ein Sperling auf, der in der Nachbarschaft lebte und bereits große Verwüstungen unter unseren Angehörigen verursacht hatte.

„Meine Verhältnisse besserten sich nun wieder ein wenig. Ich verbrachte einen ganzen Sommer in der Gestalt einer Biene. — Da ich aber des mühevollen und dürftigen Lebens, das ich in den beiden letzten Stadien geführt hatte, müde war, so verfiel ich jetzt in das entgegengesetzte Extrem, d. h. ich wurde eine Drohne. Eines Tages, als ich an der Spitze eines Schwarmes auszog, um einen

andern Bienenstock zu plündern, wurden wir von den Vertheidigern desselben so tapfer empfangen, daß die meisten von uns, und ich unter ihnen, todt auf dem Platze blieben.

„Ich könnte Euch noch von manchen anderen Wandlungen, die ich durchlief, erzählen. So z. B. war ich eine Zeit lang ein Wollüstling, und that dann als brauner Wallach zehn Jahre lang Buße. Ich war nach und nach ein Schneider, ein Krebs und eine Meise, in welcher letzteren Gestalt ich während der Weihnachtsfeiertage von einem jungen Taugenichts erschossen wurde, der nothwendig seine neue Vogelflinte an mir probiren mußte.

„Aber ich übergehe diese und noch viele andere Stadien meines Daseins und erwähne nur noch des Ueberganges in einen jungen Stutzer, der Euch fast sechs Jahre lang den Hof machte. Ihr werdet Euch erinnern, Madame, wie er sich verkleidete, wie er tanzte und sang und tausend Dinge erdachte, um Eure Liebe zu gewinnen, und wie er zuletzt an einer Erkältung starb, die er sich Nachts bei einer Serenade unter Euren Fenstern zuzog. Jener arme junge Mensch, gegen den Ihr Euch so grausam zeigtet, war ich.

„Bald nachdem ich diesen unglücklichen Körper verlassen, fand ich mich auf einem Hügel in Aethiopien in meiner jetzigen wunderlichen Gestalt wieder. Ein Diener der englischen Factorei fing mich ein und schickte mich nach Großbritannien. Wie ich hier in Eure Hände gerieth, brauche ich nicht zu erzählen, aber Ihr seht, daß ich nicht zum ersten Male in Euern Ketten schmachte. Indessen fühle ich mich in meiner Gefangenschaft sehr glücklich, denn Ihr spendet mir jetzt Küsse und Liebkosungen, für die ich eine Welt gegeben hätte, so lange ich noch Mensch war. Ich hoffe übrigens, daß diese Eröffnungen über meine Persönlichkeit nicht zu meinem Nachtheile ausschlagen, sondern daß Ihr fortfahren werdet, Eure Gunst zu schenken

Eurem gehorsamsten Diener

Pugg."

„P. S. Ich möchte Eurem Schooßhunde noch den Rath ertheilen, mir aus dem Wege zu gehen, denn da ich ihn als den gefährlichsten meiner Nebenbuhler betrachte, so könnte es über kurz oder lang passiren, daß ich ihm einen Biß versetzte, der ihm sicherlich nicht gefiele."

---

tector derselben ernannt ist. Es sollen vorläufig sechs Akademiker damit beauftragt werden, diese Lehranstalt einzurichten, in welcher jedoch kein Schüler aufgenommen wird, der nicht das fünfundzwanzigste Jahr zurückgelegt hat. Ferner muß jeder Aufzunehmende ein jährliches Einkommen von zweitausend Livres nachzuweisen vermögen, welches er entweder bereits in Besitz oder durch Erbschaft in Aussicht hat. Der König gewährt jedem Mitglied einen jährlichen Zuschuß von eintausend Livres. Die Eleven erhalten Lehrer, welche sie in den nöthigen Wissenschaften unterweisen und sie mit den Friedens- und Allianztractaten sowie mit allen anderen in verschiedenen Jahrhunderten abgeschlossenen Verträgen bekannt machen. Die Mitglieder versammeln sich zweimal wöchentlich im Louvre Aus diesem Seminar wird man künftig die Gesandtschaftssecretäre auswählen, die dann stufenweise zu höheren Chargen emporsteigen sollen."

Cardinal Richelieu's Politik machte Frankreich einst zum Schrecken Europas. Die Staatsmänner aber, welche in der letzten Zeit aus der französischen Nation hervorgingen, haben ihr Land dem Mitleid oder der Verachtung seiner Nachbarn preisgegeben. Der Cardinal errichtete jene berühmte Akademie, welche fast alle Wissenschaften zur höchsten Blüthe gebracht hat, und seine Absicht dabei war die, alle Männer von Geist von der Politik — dem Gebiet, auf welchem er keine Einmischung duldete — abzulenken. Der Marquis von Torcy hingegen scheint entschlossen, die jungen Leute in Frankreich eben so klug zu machen als er selbst ist, und hat zu diesem Zwecke eine Pflanzschule für Staatsmänner angelegt.

Privatbriefe fügen hinzu, daß man demnächst auch ein Seminar für Politiker im Unterrocke einzurichten gedenkt. Dieselben sollen zu den Füßen der Frau von Maintenon erzogen und in dringenden Fällen an fremde Höfe geschickt werden. Da indessen die Zeitungen dies letztere Project bis jetzt nicht bestätigt haben, so will ich weiter keine Notiz davon nehmen.

Einige von meinen Lesern werden sich zweifelsohne erinnern, daß nach dem Schlusse des letzten Krieges, der für den Feind so vortheilhaft ausfiel, mehrere französische Generale sich in Gesandte verwandelten — das Verhalten der im gegenwärtigen Kriege com-

mandirenden Herren scheint dem großen Monarchen aber so wenig Ehre und Vortheil gebracht zu haben, daß er es nicht räthlich findet, seine Geschäfte noch länger ihren Händen anzuvertrauen.

Die Satzungen der neuen Akademie verdienen unsere Aufmerksamkeit im hohen Grade. Man verlangt von den Studenten, daß sie eine jährliche Rente von zweitausend Livres in Besitz oder durch Erbschaft zu erwarten haben, und diese Summe, verbunden mit dem königlichen Zuschuß von eintausend Livres, wird genau hinreichen, die jungen Leute mit Kaffee und Schnupftabak zu versorgen, nicht zu gedenken der Zeitungen und Federn, der Tinte, des Siegellacks, der Oblaten und ähnlicher, für Staatsmänner unentbehrlicher Dinge.

Jeder Mann muß das fünfundzwanzigste Jahr zurückgelegt haben, ehe es ihm gestattet ist, in die Mysterien der Akademie einzudringen; aber es ist wohl keine Frage, daß viele ernste Leute von vorgerücktem Alter, welche beharrliche Leser der Pariser Gazette gewesen sind, sehr froh sein werden, ihre Laufbahn von Neuem zu beginnen und sich in diese Liste von Staatsmännern aufnehmen zu lassen.

Die Gesellschaft dieser hoffnungsvollen jungen Gentlemen steht unter der Leitung von sechs Professoren, welche, wie es scheint, speculative Staatsmänner und der königlichen Akademie entsprossen sein sollen. Diese sechs weisen Meister haben, nach meinen Privatbriefen, folgende Aufgaben:

Erstens unterrichten sie die Eleven in gewissen feinen Handgriffen, wie z. B. darin, von einem Siegel Abdruck zu nehmen, eine Oblate zu spalten, einen Brief zu öffnen, ihn wieder zu schließen und was dergleichen Kunststückchen und Fertigkeiten mehr sind. Haben es die Studenten in diesem Theile ihres Handwerks zur Vollkommenheit gebracht, so gehen sie in die Hände eines zweiten Instructors über, der ihnen Unterricht in allerlei Bewegungen giebt.

Dieser Künstler lehrt ihnen: wichtig mit dem Kopfe zu nicken, in zweifelhaften Fällen die Schultern zu zucken, Winke mit den Augen zu geben — mit einem Worte, die ganze Praxis der diplomatischen Grimassen.

Der dritte Professor ist eine Art von Sprachmeister. Er hat

die Aufgabe, seine Schüler in dem Gesprächstone zu unterrichten, der sich für den gewöhnlichen Gebrauch eines Gesandten schickt — denn damit die künftigen Staatsmänner die nöthige Uebung in diplomatischen Redewendungen erlangen, müssen sie sich derselben auch im gewöhnlichen Verkehr bedienen lernen, ehe man sie mit inneren oder auswärtigen Geschäften betraut. Fragt z. B. Einer den Andern, wie viel Uhr es ist, so hat der Gefragte nur indirect zu antworten oder womöglich dem Gespräch eine andere Wendung zu geben. Ersucht man einen der Studenten, einen Louisd'or zu wechseln, so muß er um Bedenkzeit bitten. Fragt man ihn, ob der König sich in Versailles oder Marly aufhält, so darf er nur flüsternd antworten. Erkundigt man sich nach den Neuigkeiten, welche die letzte Zeitung brachte, oder nach dem Gegenstande der letzten königlichen Proclamation, so hat er zu entgegnen, daß er sie noch nicht gelesen, oder — wenn er selbst so weit nicht gehen will — sich mit einem Zusammenziehen der Augenbrauen und einem Achselzucken zu helfen.

Der vierte Professor lehrt die ganze Kunst der diplomatischen Chiffer- und Zeichenschrift. Damit seine Schüler die nöthige Uebung darin erlangen, darf Keiner dem Andern ein Billet senden — sei es auch nur um einen Tacitus oder Macchiavell zu borgen — das nicht in Chiffern geschrieben ist.

Der fünfte Professor wird, wie man glaubt, aus der Gesellschaft Jesu gewählt werden. Er muß in den Controversen aller möglichen Doctrinen und geheimen Vorbehalte wohl bewandert sein und um alle Rechte der Fürsten genau Bescheid wissen. Dieser gelehrte Mann hat die Schüler in der Grammatik, der Syntax und der Construction des Latein für Vorträge zu unterrichten. Er muß sie lehren, wie man Geist und Buchstaben unterscheidet, und wie dieselbe Form der Worte jedem europäischen Fürsten ganz andere Verpflichtungen auferlegt, als Sr. allerchristlichsten Majestät. Er muß sie ferner in der Kunst unterweisen, in den heiligsten Verträgen Hinterthüren, Schlupflöcher und Ausflüchte zu finden — besonders aber hat er ihnen ein rabbinisches Geheimniß beizubringen, welches in den letzten Jahren von der Gesellschaft Jesu wieder aufgefunden worden ist, das Geheimniß nämlich, wie zwei sich widersprechende

Auslegungen desselben Artikels gleich recht und gleich gültig sein können.

Wenn unsere Staatsmänner nun durch diese verschiedenen Lehrer gehörig unterrichtet sind, empfangen sie die letzte Politur durch einen Mann, welcher gleichsam als Ceremonienmeister fungirt. Dieser Gentleman unterrichtet sie über den Gebrauch eines Armstuhles und eines Stockknopfes. Er belehrt sie über die Kunst die rechte Hand zu halten, sowie über Verbeugungen und Bücklinge aller Arten, Maße und Grade. Kurz dieser Professor hat die Aufgabe, den Eleven des Instituts die Haltung, jene wundervolle diplomatische Steifheit zu verleihen, welche für Levers, Conferenzen, Visiten erforderlich ist, und seine Schüler zur höchsten Vollkommenheit in Dingen auszubilden, welche gewöhnliche Seelen als Nichtigkeiten zu betrachten geneigt sind.

Sonstige Einzelheiten habe ich über diese Gesellschaft gelbschnäbliger Staatsmänner bis jetzt nicht gehört, aber ich muß gestehen, daß, wenn ich einen fünfundzwanzigjährigen Sohn hätte, der den Wunsch äußerte, ein solcher Diplomat zu werden, ich sehr in Versuchung kommen dürfte, ihn als einen Dummkopf zu enterben. Außerdem würde ich befürchten, daß dieselben Künste, welche ihn befähigen sollten, zwischen zwei Potentaten als Vermittler zu dienen, seinem Umgange als Mensch mit Menschen zum Schaden gereichen möchten. Es ist keine Frage, daß diese jungen Macchiavells in kurzer Zeit durch Pfiffe und Ränke in ihrem Collegium das Oberste zu unterst kehren und eben so feine Pläne schmieden werden, einander um einen Frosch oder einen Salat *) zu betrügen, als sie späterhin ausklügeln müssen, um einen benachbarten Fürsten oder Staat zu überlisten.

Man erzählt uns, daß die Spartaner den Diebstahl bei ihren jungen Leuten bestraften, sobald dieselben sich dabei betreffen ließen, ihn aber als eine ehrenhafte Handlung betrachteten, wenn er gelang. Vorausgesetzt, daß Alles heimlich und ohne Verdacht zu erregen ausgeführt wurde, durfte sich der Jüngling seiner That sogar rühmen. Dies geschah, wie die Historiker berichten, um die Jugend in List

*) Frösche und Salat gelten bei den Engländern als Nationalspeise der Franzosen.

und Schlauheit zu üben, so daß sie sich weder in öffentlichen Angelegenheiten noch in Privatgeschäften betrügen ließ. Ob eine solche wunderliche Moral, solch' kleines jeu d'esprit nicht auch in dem beabsichtigten Seminar für Diplomaten zu erwarten sein dürfte, dies zu entscheiden überlasse ich der Weisheit der Gründer.

Zugleich aber empfangen wir durch diese Pflanzschule für Staatsmänner eine Warnung. Wie Sylla im Cäsar viele Marius sah, so dürfen wir, glaube ich, in diesem Collegium von Akademikern viele Torcys erblicken. Was wir auch immer von uns selbst denken mögen, so fürchte ich doch, daß weder unser Smyrna noch St. James ihnen gewachsen ist. Unsere Kaffeehäuser sind in der That sehr gute Institutionen; ob uns aber diese, unsere britischen Schulen der Politik, eben so geschickte Gesandte und Secretäre heranbilden, als eine eigens zu diesem Zwecke errichtete Akademie, ist in ernstliche Ueberlegung zu ziehen, namentlich wenn wir bedenken, daß unser Vaterland seinen Ruhm mehr den rechtschaffenen Leuten als den Staatsmännern verdankt, die es hervorbringt. Französische Treue und britische Politik haben noch nirgends in der Welt eine große Rolle gespielt, wie Graf Rochester in seinem bewundernswürdigen Gedicht über dies trübselige Thema bewiesen hat.

LV.

(Die Seelenwanderung des Affen Pugg.)

— — — — — — — — — Errat el illuc
Huc venit, hinc 'illuc, et quoslibet occupat artus
Spiritus: eque feris humana in corpora transit,
Inque feras noster — — — — — — — — — —
Phythag. ap. Ovid.

Alles verändert sich nur, nichts stirbt. Herüber hinüber
Irrt der belebende Hauch, und in andre beliebige Glieder
Ziehet er ein und geht aus den Thieren in menschliche Leiber
Und in Gethier von uns und besteht so ewige Zeiten.
(Suchier.)

Will Honeycomb, der es liebt, mit den geringen Kenntnissen zu glänzen, die er hier und da aufgelesen hat, sprach gestern im Club die Bemerkung aus, daß sich für die Lehre von der Seelenwanderung doch Mancherlei anführen lasse, und daß im Morgenlande der Glaube daran noch immer feststehe. Er berief sich dabei auf eine Mittheilung Paul Ricaut's, nach welcher gläubige Mohammedaner in heiterer Stimmung kleine in Käfigen gehaltene Vögel ankaufen und frei lassen, in der Meinung, daß sie sich damit ein eben so großes Verdienst erwerben, als wir, wenn wir einen unserer Landsleute aus der Sclaverei in Algier erlösen. „Ihr müßt wissen," sagte Will, „daß die Türken jedes Thier als einen verkappten Bruder oder eine verwandelte Schwester betrachten, und sich verpflichtet fühlen, ihnen auch in dieser Hülle ihr Mitleid zuzuwenden. „Sie behaupten," fügte Will hinzu, „daß die Seele des Menschen, wenn er stirbt, entweder in den Körper eines andern Menschen übergeht, oder die Gestalt eines Thieres annimmt, mit welchem sie während

ihrer menschlichen Existenz in Bezug auf Gemüthsart oder Schicksal Aehnlichkeit gezeigt hat."

Als ich mich wunderte, wohin Will mit diesem Aufwand von Gelehrsamkeit wollte, sagte er uns, daß einer seiner Bekannten, Jack Freelove, einer Dame den Hof gemacht habe, welche ihre Zärtlichkeit an Papageien, Affen und Schooßhündchen verschwendete. Als er sie eines Morgens besuchen wollte, schrieb er ihr eine sehr hübsche Epistel über diesen Gegenstand. Wie Will erzählte, hatte man Jack in das Empfangszimmer der Dame gewiesen, um sie zu erwarten, und er amüsirte sich dort einige Zeit mit ihrem Lieblingsaffen, der an einem der Fenster angekettet war. Endlich sah er Tinte und Feder und schrieb nun im Namen des Affen einen Brief an seine Angebetete. Da dieselbe dann noch immer nicht erschien, legte er diesen Brief auf das Fensterbrett und entfernte sich, um seinen Geschäften nachzugehen.

Bald darauf trat die Dame in's Zimmer, und als sie bemerkte, daß ihr Affe mit höchster Ernsthaftigkeit ein Stück Papier betrachtete, nahm sie dasselbe auf. Wie Will sagt, ist sie bis diese Stunde im Zweifel, ob Jack oder der Affe das Nachstehende geschrieben.

„Madame!

„Da ich nicht die Gabe der Sprache besitze, so habe ich lange vergeblich auf eine Gelegenheit gewartet, mich Euch zu entdecken, jetzt aber, da mir Tinte, Feder und Papier zur Hand sind, benutze ich den günstigen Zufall, um Euch schriftlich die Geschichte meines Lebens mitzutheilen, die ich nicht mündlich erzählen kann.

„Ihr müßt wissen, daß ich vor etwa tausend Jahren ein indischer Brahmane war, eingeweiht in alle Mysterien, welche der europäische Philosoph Pythagoras von unserer Brüderschaft erlernt haben soll. Meine großen Kenntnisse in diesen geheimen Wissenschaften gewannen mir die Gunst eines Dämons, mit welchem ich mich viel unterhielt, in so hohem Grade, daß er mir versprach, Alles zu thun, was ich von ihm verlangen würde.

„Ich sprach zuerst den Wunsch aus, daß meine Seele niemals in den Körper einer unvernünftigen Bestie übergehen möchte. Er entgegnete, die Erfüllung dieses Verlangens stände nicht in seiner Macht. Ich fragte ihn nun, ob mir bei der Wanderung der Seele nicht wenigstens das Erinnerungsvermögen bleiben könnte — das

Bewußtsein, daß ich es sei, der in den verschiedenen Thiergestalten fortlebe? Diesen Wunsch vermochte er zu gewähren und versprach auf das Ehrenwort eines Dämons, derselbe solle mir erfüllt werden. Von der Zeit an lebte ich so tadellos, daß man mich zum Präsidenten eines Brahmanen-Collegiums wählte, und ich stand diesem Amte bis zu meinem Todestage mit Treue und Gewissenhaftigkeit vor.

„Dann umfing mich eine andere menschliche Hülle, und ich spielte in dieser mein Rolle so vortrefflich, daß ich erster Minister eines an den Ufern des Ganges herrschenden Fürsten wurde. Ich lebte hier mehrere Jahre in großen Ehren; aber ich verlor nach und nach die Schuldlosigkeit des Brahmanen, denn ich war gezwungen, das Volk zu bedrücken und auszuplündern, um den Fürsten zu bereichern, bis ich endlich so verhaßt wurde, daß mein Herr, um das Vertrauen seiner Unterthanen wieder zu gewinnen, mich mit einem Pfeile durch das Herz schoß, als ich eines Tages an der Spitze seiner Truppen eine Ansprache an ihn halten wollte.

„Bei meinem Wiederaufleben sah ich mich mitten im Walde in der Gestalt eines Schakals und begab mich bald in den Dienst eines Löwen. Gegen Mitternacht pflegte derselbe sich zu erheben und auf Raub auszugehen. Ich bellte dann in der Nähe seines Lagers, und er folgte meiner Spur. Hatte ich einen fetten Bock, eine wilde Ziege oder einen Hasen für ihn aufgejagt, so ließ er, nachdem er sich völlig gesättigt, zur Ermunterung zuweilen auch für mich einen halbabgenagten Knochen liegen. Als es mir aber bei zwei oder drei dieser Raubzüge nicht gelang, ein Wild aufzutreiben, versetzte er mir in seiner Wuth einen Schlag mit der Pranke, an dem ich starb.

„Bei der darauf folgenden Metamorphose kam ich wieder auf zwei Beine zu stehen. Ich wurde ein indischer Steuereinehmer, aber ich war ein Verschwender, und da ich auch eine verschwenderische Frau heirathete, so steckte ich bald dergestalt in Schulden, daß ich mich nirgends mehr sehen lassen durfte. Ich konnte mein Haus nicht mehr verlassen, ohne daß ich Gefahr lief, von dem einen oder dem andern Gläubiger gefaßt zu werden, und als ich dennoch eines Abends wagte, im Schutze der Dunkelheit auszugehen, wurde

ich gepackt und in einen Thurm geworfen, wo ich nach einigen Monaten starb.

„Meine Seele quartierte sich nun in einen fliegenden Fisch ein und brachte in diesem traurigen Zustande sechs Jahre zu. Eine Menge Raubfische verfolgten mich, wenn ich im Wasser schwamm, und machte ich Gebrauch von meinem Fliegeapparate, so war Zehn gegen Eins zu wetten, daß sich alsbald eine Schaar von Vögeln auf mich stürzte. So flog ich auch eines Tages inmitten mehrerer englischer Schiffe hin, als ich plötzlich eine große Seemöve, den Schnabel wetzend, gerade über meinem Kopfe schweben sah — und als ich schleunig in's Wasser tauchte, um ihr zu entgehen, gerieth ich in den Rachen eines ungeheuern Haifisches, der mich im Augenblick verschlang.

„Einige Jahre später fand ich mich zu meinem nicht geringen Erstaunen als reichen Bankier in der Lombardstraße in London wieder, und da ich daran dachte, wie sehr ich ehedem durch den Mangel an Geld gelitten hatte, wurde ich so filzig und geizig, daß ich bald der ganzen Stadt zum Gespött diente. Ich war ein erbärmlicher, kleiner, alter Mensch, denn ich verhungerte fast und bestand, als ich starb, nur aus Haut und Knochen.

„Bald darauf setzte mich meine Verwandlung in eine Ameise in Schrecken und Bestürzung. Ich war wirklich betroffen über meine winzige Gestalt, aber nach und nach gelangte ich zu der Einsicht, daß meine Seele, wenn ich mich nicht besserer Sitten befleißigte, in eine noch verächtlichere Hülle, z. B. in eine Käsemilbe, gebannt werden könnte. Ich gab mir deshalb große Mühe, die mir jetzt obliegenden Pflichten treulich zu erfüllen, und bald galt ich im ganzen Hügel als eine der vortrefflichsten Ameisen. Eines Tages, als ich eben unter einer schweren Last hinkeuchte, pickte mich ein Sperling auf, der in der Nachbarschaft lebte und bereits große Verwüstungen unter unseren Angehörigen verursacht hatte.

„Meine Verhältnisse besserten sich nun wieder ein wenig. Ich verbrachte einen ganzen Sommer in der Gestalt einer Biene. — Da ich aber des mühevollen und dürftigen Lebens, das ich in den beiden letzten Stadien geführt hatte, müde war, so verfiel ich jetzt in das entgegengesetzte Extrem, d. h. ich wurde eine Drohne. Eines Tages, als ich an der Spitze eines Schwarmes auszog, um einen

andern Bienenstock zu plündern, wurden wir von den Vertheidigern desselben so tapfer empfangen, daß die meisten von uns, und ich unter ihnen, todt auf dem Platze blieben.

„Ich könnte Euch noch von manchen anderen Wandlungen, die ich durchlief, erzählen. So z. B. war ich eine Zeit lang ein Wollüstling, und that dann als brauner Wallach zehn Jahre lang Buße. Ich war nach und nach ein Schneider, ein Krebs und eine Meise, in welcher letzteren Gestalt ich während der Weihnachtsfeiertage von einem jungen Taugenichts erschossen wurde, der nothwendig seine neue Vogelflinte an mir probiren mußte.

„Aber ich übergehe diese und noch viele andere Stadien meines Daseins und erwähne nur noch des Ueberganges in einen jungen Stutzer, der Euch fast sechs Jahre lang den Hof machte. Ihr werdet Euch erinnern, Madame, wie er sich verkleidete, wie er tanzte und sang und tausend Dinge erdachte, um Eure Liebe zu gewinnen, und wie er zuletzt an einer Erkältung starb, die er sich Nachts bei einer Serenade unter Euren Fenstern zuzog. Jener arme junge Mensch, gegen den Ihr Euch so grausam zeigtet, war ich.

„Bald nachdem ich diesen unglücklichen Körper verlassen, fand ich mich auf einem Hügel in Aethiopien in meiner jetzigen wunderlichen Gestalt wieder. Ein Diener der englischen Factorei fing mich ein und schickte mich nach Großbritannien. Wie ich hier in Eure Hände gerieth, brauche ich nicht zu erzählen, aber Ihr seht, daß ich nicht zum ersten Male in Euern Ketten schmachte. Indessen fühle ich mich in meiner Gefangenschaft sehr glücklich, denn Ihr spendet mir jetzt Küsse und Liebkosungen, für die ich eine Welt gegeben hätte, so lange ich noch Mensch war. Ich hoffe übrigens, daß diese Eröffnungen über meine Persönlichkeit nicht zu meinem Nachtheile ausschlagen, sondern daß Ihr fortfahren werdet, Eure Gunst zu schenken

Eurem gehorsamsten Diener

Pugg."

„P. S. Ich möchte Eurem Schooßhunde noch den Rath ertheilen, mir aus dem Wege zu gehen, denn da ich ihn als den gefährlichsten meiner Nebenbuhler betrachte, so könnte es über kurz oder lang passiren, daß ich ihm einen Biß versetzte, der ihm sicherlich nicht gefiele."

LVI.

Qui fit Maecenas, ut nemo quam sibi sortem
Seu ratio dederit, seu fors objecerit, illa
Contentus vivat: laudet diversa sequentes?
O fortunati mercatores, gravis annis
Miles ait, multo jam fractus membra labore!
Contra mercator navim jactantibus austris,
Militia est potior. Quid enim? concurritur hora?
Momento cita mors venit, aut victoria laeta.
Agricolam laudat juris legumque peritus,
Sub galli cantum consultor ubi ostia pulsat
Ille datis vadibus, qui rure extractus in urbem est,
Solos felices viventes clamat in urbe
Caetera de genere hoc (adeo sunt multa) loquacem
Delassare valent Fabium. Ne te morer, audi
Quo rem deducam. Si quis Deus, en ego, dicat,
Jam faciam quod vultis: eris tu, qui modo miles,
Mercator: tu consultus modo, rusticus. Hinc vos,
Vos hinc mutatis discedite partibus. Eja,
Quid statis? Nolint. Atque licet esse beatis.
Hor.

Wie doch kommt's, Mäcenas, daß Niemand, welcherlei Loos ihm
Glück zuschleuderte, oder Vernunft auswählte, mit solchem
Als Zufriedener lebt, und rühmt, die anderswohin geh'n?
O, glückselige Krämer! So ruft, von Jahren belastet,
Jener Soldat, dem die Glieder vor Arbeit starren und Drangsal;
Ihm entgegnet der Krämer, umwogt ihm die Barke der Südwind:
Kriegsdienst lob' ich mir doch! Denn was mehr? Man rückt aneinander,
Stracks im Nu ist entweder der Tod da, oder die Siegeslust!
Ruhe des Landmann's preist, wer mit Recht und Gesetzen vertraut ist,
Wenn vor des Hahnes Getön an dem Hofthor pocht ein Befrager.
Er, den vom Lande zur Stadt hinzog die gestellete Bürgschaft,

Schwöret: Allein in der Stadt sei glückliches Leben erreichbar.
Ganz zu durchgeh'n das Geschlecht, so wimmelt es, möchte den Schwätzer
Fabius selbst abmüden. Daß kurz ich Dich weile, vernimm Du
Nur, wie die Sach' ausgeht. Wenn ein Gott so redet: „Kommt mir!
Euch soll gescheh'n, wie Ihr wollt. Sei Du, der eben Soldat war,
Krämer, und Du, Landmann, der bisher Rechts pflegete. Dort Ihr,
Ihr dort nehmet den Platz nach gewechselter Rolle. Wie nun denn?
Steht Ihr? — Sie weigerten sich. Doch gilt es ja glücklich zu werden!

(Voß.)

Ein berühmter Satz des Sokrates sagt: Wenn man alles Unglück der Menschheit auf einen einzigen Haufen zusammenwürfe und es dann gleichmäßig auf das ganze Menschengeschlecht vertheilte, so würden diejenigen, welche sich bis dahin für die Unglücklichsten hielten, denoch die Bürde, die ihnen auferlegt ist, jedem andern Uebel vorziehen, das ihnen bei dieser Vertheilung etwa zufiele.

Horatius hat diesen Gedanken in dem obenstehenden Motto noch bedeutend weiter ausgeführt. Er sagt darin ebenfalls, daß wir die uns aufgebürdeten Beschwerden sicherlich leichter tragen, als wir das Unglück Anderer zu tragen vermöchten, falls es uns gestattet wäre, zu tauschen.

Ueber diese beiden Aussprüche nachdenkend, war ich unbemerkt in meinem Lehnstuhle eingeschlafen, als es mir plötzlich im Traume schien, als hörte ich die Stimme Jupiter's. Er befahl allen Sterblichen: ihre Sorgen und Kümmernisse herbeizubringen und sie in einer weiten dazu bestimmten Ebene auf einen Haufen zu werfen. Ich wählte meinen Standpunkt in der Mitte des Platzes und sah mit Vergnügen, wie alle Menschen nacheinander daher kamen, die Last, die sie trugen, zu Boden warfen, und wie daraus ein Berg emporwuchs, der bald bis an die Wolken zu reichen schien.

Besonders thätig zeigte sich bei diesem Vorgange, eine leichte, luftige Frauengestalt, die einen Vergrößerungsspiegel in der Hand hielt. Sie trug ein weites, lang herabfließendes Gewand, gestickt mit allerlei seltsamen Figuren, welche Teufel und Dämonen vorstellten und sich in tausend chimärischen Umrissen zeigten, wenn das Kleid im Winde flatterte. Es war etwas Wildes, Wirres in dem Blicke der Erscheinung, und ihr Name war Einbildung. Sie leitete jeden der Sterblichen zu dem bezeichneten Platze, nachdem sie

ihm vorher geschäftig geholfen, sein Bündel zusammenzupacken und es ihm auf die Schulter zu heben. Mein Herz war betrübt, als ich sah, wie die Menschen unter ihrer Last seufzend daher kamen und wie ungeheuer der Berg der Leiden war, der vor mir lag.

Unter den Kommenden befanden sich mehrere Persönlichkeiten, die mein besonderes Interesse in Anspruch nahmen. Ich beobachtete einen Mann, der sein Päckchen sorgfältig unter einem gestickten Mantel verbarg. Als er es auf den Haufen legte, sah ich, daß es Armuth war. Ein Anderer warf keuchend und schnaubend seine Last nieder, und bei näherer Betrachtung erkannte ich darin seine Frau.

Auch eine Menge von Verliebten kamen herbei, die mit wunderlichen, aus Pfeilen und Flammen bestehenden Bündeln beladen waren. Das Schlimmste schien mir bei ihnen, daß obgleich sie unter ihrem Leid seufzten und stöhnten, als ob ihnen das Herz brechen sollte, sich dennoch Keiner entschließen konnte, seine Last auf den Haufen niederzuwerfen. Nach einigen schwachen Versuchen gingen sie kopfschüttelnd und eben so schwer beladen von dannen, wie sie gekommen waren. Ich sah ferner eine Menge alter Weiber ihre Runzeln und viele junge ihre braune Haut niederlegen. Von rothen Nasen, dicken Lippen und schwarzen Zähnen gab es ganze Haufen. Ueberhaupt bemerkte ich mit Erstaunen, daß der größte Theil des Berges aus äußerlichen Verunstaltungen bestand. Ich beobachtete Einen, der mit einem ungewöhnlich großen Pack auf dem Rücken daher schritt. Als er näher kam, sah ich, daß es ein natürlicher Buckel war, den er sichtlich erfreut bei dieser Sammlung menschlicher Gebrechen niederlegte.

Auch Krankheiten aller Arten wurden herbeigebracht, aber sie schienen mir zum größten Theil mehr eingebildet als wirklich. Ein kleines Paket, das meine Aufmerksamkeit auf sich zog, bestand aus einem Gewebe aller möglichen Zufälligkeiten denen die menschliche Natur unterworfen ist. Ich sah dasselbe in der Hand einer Menge Menschen aus den besseren Gesellschaftsklassen, und man nannte es Hypochondrie. Was mich aber am meisten in Erstaunen setzte, war, daß nicht ein einziges Laster, nicht eine einzige Thorheit auf den Haufen geworfen wurde, und ich wunderte mich darüber um so mehr, da ich geglaubt hatte, daß Jeder die Gelegenheit ergreifen würde,

um sich von seinen Leidenschaften, Vorurtheilen und moralischen Schwächen freizumachen.

Namentlich fiel mir ein sehr lasterhafter Mensch auf, von dem ich mit Gewißheit erwartete, daß er mit seiner Sünde beladen erscheinen würde. Als ich in seinem Bündel nachsah, fand ich, daß es anstatt seiner Laster nur sein Gedächtniß enthielt. Ihm folgte ein anderer unwürdiger Mensch. Er schleuderte statt seiner Unwissenheit nur seine Bescheidenheit von sich.

Als die Menschen nun sämmtlich ihre Laster abgeworfen, trat das Phantom, welches sich bis dahin so geschäftig gezeigt hatte, auch zu mir, dem müssigen Zuschauer. Es wurde mir unheimlich in seiner Nähe und plötzlich hielt es mir seinen Vergrößerungsspiegel vor die Augen. Kaum hatte ich mein Gesicht darin erblickt, als ich vor der Kürze desselben, die mir in der äußersten Uebertreibung erschien, zurückschrak. Die unverhältnißmäßige Breite meiner Züge machte mich so unzufrieden, daß ich beschloß, mein Antlitz von mir zu legen, wie eine Maske.

Der glücklichste Zufall fügte es, daß ein neben mir stehender Mann gerade auch sein Gesicht, das ihm zu lang erschien, weggeworfen hatte. Dasselbe zeigte sich in der That so übermäßig gedehnt, daß ich glaube, das Kinn allein war so lang wie mein ganzes Gesicht. Wir fanden Beide Gelegenheit, uns zu verbessern. Denn nachdem alle Beiträge herzugebracht waren, hatte jeder Mensch die Freiheit, sein Uebel gegen das eines Andern umzutauschen.

Da nun aber daraus in meiner Vision eine Menge neuer Zwischenfälle entstanden, so will ich mir diese für meine nächste Nummer versparen.

LVII.

Quid causae est, merito quin illis Jupiter ambas
Iratus buccas inflet: neque se forte posthac
Tam facilem dicat, votis ut praebeat aurem.
Hor.

Sage, warum, nach Verdienst dem Schwarm, nicht Jupiter beide
Backen im Zorn aufbläst, und erklärt, er wolle hinfort nicht
Wieder so leicht sich bequemen, und jeglichem Wunsche das Ohr leih'n?
(Voß.)

In der letzten Nummer meines Blattes gab ich dem Leser die Schilderung eines Berges, der aus den mannichfachsten, die Seelen der Menschen bekümmernden Uebeln gebildet war.

Mit unaussprechlicher Freude sah ich plötzlich das Menschengeschecht von allen Sorgen befreit — aber als wir Alle so um den Haufen herumstanden und seine einzelnen Bestandtheile in Augenschein nahmen, gab es dennoch in der Menge kaum Einen, der darunter nicht irgend etwas entdeckte, was er für seinen Theil als einen Genuß und einen Segen des Daseins betrachtete, und wovon es ihn Wunder nahm, daß ein Anderer es als eine Bürde und ein Unglück hatte empfinden und abwerfen können.

Während wir aber noch in die Betrachtung dieser Anhäufung von Elend, dieses Chaos von Ungemach versunken waren, erließ Jupiter einen zweiten Aufruf, durch welchen Jeder den Befehl erhielt, seine Noth zu vertauschen und mit einem andern als dem ihm eben abgenommenen Bündel nach seinem Wohnsitz zurückzukehren.

Jetzt begann auch die Einbildung wieder, sich zu regen.

Mit unglaublicher Schnelligkeit theilte sie den Haufen und empfahl jedem Einzelnen ein besonderes Bündel auf das angelegentlichste. Die Verwirrung und der Tumult dieses Moments ist nicht zu beschreiben — aber ich machte bei dieser Gelegenheit allerlei Beobachtungen, die ich dem Leser mittheilen will:

Ein ehrwürdiger, graukoöpfiger Mann, der früher an der Kolik gelitten hatte und jetzt einen Erben für seine Güter brauchte, raffte einen pflichtvergessenen Sohn auf, den sein bekümmerter Vater auf den Haufen geworfen. Der undankbare Mensch zupfte den alten Herrn schon nach Verlauf einer Viertelstunde am Barte und schien drauf und dran, ihm den Schädel einzuschlagen, so daß der Mann, als er bald nachher dem rechten Vater begegnete, welcher mit einem Anfalle von Bauchgrimmen auf ihn zukam, diesen bat, seinen Sohn wieder zu nehmen und ihm seine Kolik zurückzustellen. Ein armer Galeerensclave, der seine Ketten von sich geworfen, nahm an ihrer Statt die Gicht auf, schnitt aber so jämmerliche Gesichter daß man wohl bemerkte, wie wenig er bei dem Handel gewonnen hatte. Es war in der That unterhaltend genug, zu beobachten, wie man Krankheit gegen Armuth, Hunger gegen Mangel an Appetit, und Sorgen für Schmerzen austauschte.

Die Frauenwelt war unter sich eifrig mit dem Wechsel von Gesicht und Gestalt beschäftigt. Die Eine ließ ihre grauen Haare für unreine Haut, die Andere verhandelte ihre kurze Taille gegen ein Paar hohe Schultern, die Dritte ihr häßliches Gesicht gegen einen schlechten Ruf, aber unter allen diesen war nicht Eine, welcher der neue Makel, sobald sie sich im Besitz desselben befand, nicht unangenehmer erschienen wäre als die früheren Leiden.

Dieselbe Bemerkung machte ich in Bezug auf jedes andere Unglück, jede andere Beschwerde, die irgend einer der Versammelten im Austausch des Uebels auf sich nahm, das er eben von sich geworfen hatte. Ob der Grund dazu darin liegt, daß jede Noth, die uns trifft, nach dem Maß unserer Kräfte gemessen ist, oder daß jedes Ungemach durch die Gewohnheit erträglicher wird, wage ich nicht zu entscheiden.

Das herzlichste Mitleid konnte ich dem armen buckeligen Manne nicht versagen, dessen ich in voriger Nummer erwähnte. Derselbe entfernte sich als wohlgestalteter Mensch, aber mit einem Stein in

der Blase. Eben so beklagenswerth aber erschien mir Derjenige, welcher mit ihm getauscht hatte, und der jetzt mit einem Paar Schultern, die ihm über den Kopf hinaus standen, durch eine ganze Gesellschaft von Damen hinkte, die sonst gewöhnt gewesen waren, ihn zu bewundern.

Indessen darf ich auch mein eigenes Abenteuer nicht übergehen. Mein Freund mit dem langen Gesicht hatte in aller Eile mein kurzes Antlitz hingenommen, aber er spielte damit eine so komische Figur, daß ich, als ich ihn ansah, laut auflachen mußte, und dadurch mein eigenes Gesicht aus der Fassung brachte. Der arme Herr war so empfindlich gegen das Lächerliche, daß er sich dessen, was er gethan hatte, schämte, während ich auf der andern Seite fand, daß auch ich keine Ursache hatte, zu triumphiren, denn als ich meine Stirn berühren wollte, verfehlte ich die Stelle und traf mit dem Finger die Oberlippe. Außerdem stieß ich, als ich mir mit der Hand über das Gesicht fuhr, zwei- oder dreimal höchst ungeschickt an meine sehr hervorragende Nase.

Ich sah noch zwei andere Männer in der Nähe, die sich in derselben lächerlichen Lage befanden. Sie hatten einen thörichten Tausch mit einem Paar kurzen, dicken Beinen und einem Paar langen, wadenlose Spazierhölzern gemacht. Der eine von ihnen sah aus, als ginge er auf Stelzen und fühlte sich so viel über seine gewöhnliche Höhe in die Luft gerückt, daß er schwindelig wurde, während der andere, indem er zu gehen versuchte, sich angstvoll um sich selber drehte und nicht wußte, wie er auf seinen neuen Stützen vorwärts kommen sollte. Da ich sah, daß er ein gutmüthiger Mensch war, so stieß ich meinen Stock in den Boden und sagte ihm, ich wollte um eine Flasche Wein wetten, daß er im Laufe der nächsten Viertelstunde nicht im Stande wäre, in der geraden Linie, die ich vorzeichnete, darauf zuzugehen.

Endlich war der ganze Haufen von Elend zwischen den beiden Geschlechtern vertheilt, welche, als sie unter dem Drucke ihrer neuen Bürde davon gingen, den kläglichsten Anblick boten. Auf der ganzen Ebene erscholl nichts als Murren und Klagen, Seufzer und Jammer.

Endlich fühlte Jupiter Mitleid mit den armen Sterblichen. Er befahl ihnen, zum zweiten Mal ihre Last von sich zu werfen und

zwar diesmal zu dem Zwecke, Jedem sein eigenes Päckchen wiederzugeben.

Voll Freude folgten Alle der neuen Weisung, und jetzt wurde auch dem Phantom, das vorhin Jeden so arg getäuscht hatte, befohlen, zu verschwinden. An seiner Stelle erschien eine Göttin ganz anderer Art. Ihre Bewegungen waren ruhig und sicher, ihr Anblick war ernst und doch mild. Sie schlug dann und wann die Augen zum Himmel auf und ließ sie auf Jupiter ruhen. Ihr Name war Geduld. Kaum hatte sie sich neben den Berg von Kümmernissen gestellt, so bemerkte ich mit Erstaunen, daß er kleiner und kleiner wurde, bis er kaum noch zum dritten Theil so groß erschien, als vorher. Dann gab die Göttin Jedem sein eigenes Leiden wieder und lehrte ihm, wie er es am leichtesten zu tragen vermöchte. Jeder aber ging zufrieden von dannen, glücklich, daß die Art des Uebels, das er tragen sollte, nicht seiner eigenen Wahl überlassen war.

Abgesehen von vielen anderen guten Lehren, die sich aus dieser Vision ziehen lassen, lernte ich daraus, daß der Mensch niemals gegen sein Schicksal murren und das Loos Anderer nicht beneiden soll, denn Niemand vermag sich einen richtigen Begriff von dem Mißgeschick zu machen, unter dem sein Nächster leidet. Ich habe darum auch den Vorsatz gefaßt, die Klagen Anderer nicht zu leicht zu nehmen, sondern die Kümmernisse meiner Nebenmenschen mit Mitleid und Erbarmen anzusehen.

LVIII.

Quippe domum times ambiguam, Tyriosque bilingues.
Virgil.

— — — Sie fürchtet das unstäte Haus und der Tyrer
Doppelte Zungen. — — — — — — — — — —
(Crauer.)

„Es ist nichts so erfreuend," sagt Plato, „als die Wahrheit sprechen zu hören." Aus diesem Grunde ist aber auch kein Umgang so angenehm, als der mit rechtschaffenen Menschen, die uns ohne die Absicht eines Verrathes anhören, und sprechen, ohne uns täuschen zu wollen.

Unter Allem, was man über Cato erzählt, weiß ich nichts, was ihm mehr Ehre macht, als die folgende von Plutarch mitgetheilte Anekdote. Als man einst in einem, vor den Prätoren verhandelten Falle, für welchen zwei Zeugen erforderlich waren, nur einen einzigen Zeugen beizubringen vermochte, berief sich der Anwalt, welcher die Sache führte, auf die Glaubwürdigkeit des Mannes. Der Prätor jedoch erwiderte darauf, daß er sich, wenn das Gesetz zwei Zeugen verlange, mit einem nicht begnügen könne, auch nicht, wenn dieser eine Cato selbst wäre.

Diese Worte, die noch bei Cato's Lebzeiten ausgesprochen wurden, beweisen mehr als tausend andere Beispiele, welches hohen Rufes der Wahrhaftigkeit der große Mann sich bei seinen Zeitgenossen erfreute.

Wenn solche unbestechliche Wahrheitsliebe nun auch durch die Gesetze des Umganges und des guten Tones ein wenig beschränkt und gemildert worden ist, so bleibt sie doch immerhin die glänzendste

im ganzen Verzeichnisse unserer bürgerlichen Tugenden, und der Mensch hat sich sehr in Acht zu nehmen, daß er bei der Politur, die er sich aneignet, nicht die Wahrhaftigkeit mit abschleift, daß er sein Benehmen nicht bis zu einem Grade verfeinert, der seinen sonstigen Werth beeinträchtigt.

Dieser Gegenstand ist in einer Predigt unseres größten Kanzelredners, Bischof Tillotson, in vorzüglicher Weise besprochen. Ich nehme mir die Freiheit, zwei oder drei Sätze daraus abzuschreiben, und zwar als passende Einleitung zu einem merkwürdigen Briefe, welchen ich zum Hauptthema dieses Abschnittes machen will.

Tillotson sagt:

„Die alte englische Einfachheit und Aufrichtigkeit, die großartige Wahrhaftigkeit des Charakters und die Redlichkeit der Gesinnung, welche immer wahre Seelengröße verräth und sich in der Regel mit Furchtlosigkeit und Entschlossenheit paart, ist zum großen Theil unter uns verloren gegangen.

„Die heutige Umgangssprache strotzt von nichtigen Formen, leeren Redensarten, und ist überladen mit Ausdrücken des Wohlwollens und der Achtung. Ein Mann, der vor einem oder zwei Menschenaltern gelebt hätte, würde, wenn er in die Welt zurückkehrte, ein Wörterbuch gebrauchen, um seine Muttersprache und den eigentlichen Sinn der modernen Phrasen zu verstehen. Er würde anfänglich kaum begreifen, in welchem niedrigen Course die höchsten, im gewöhnlichen Leben als baare Münze ausgegebenen Freundschaftsausdrücke und Versicherungen stehen. Und wenn er es endlich begriffe, so würde es lange dauern, ehe er es dahin brächte, mit guter Miene und ruhigem Gewissen in dieser Weise mit den Leuten zu verkehren."

Ich besitze einen Brief, den ich als große Curiosität betrachte, und welcher vielleicht als Beispiel für die obigen, den Schriften eines geistlichen Würdenträgers entnommenen Zeilen dienen kann. Man sagt, dieser Brief sei unter der Regierung Karl's II. von dem Gesandten von Bantam, und zwar kurz nach seiner Ankunft in England geschrieben.

Derselbe lautet:

„Herr!

„Die Leute, unter denen ich mich gegenwärtig aufhalte, besitzen Zungen, die weiter von ihren Herzen liegen als London von Bantam,

und es ist Dir bekannt, daß die Einwohner in einem dieser Orte nicht wissen, was im andern geschieht. — Diese Leute nennen Dich und Deine Unterthanen Barbaren, weil wir sprechen, wie wir es meinen — sie selbst aber nennen sich ein civilisirtes Volk, weil sie anders reden, als sie denken. Sie heißen also die Wahrheit Barbarei und die Falschheit feine Sitte.

„Bei meiner Landung sagte Einer, den der König zu meinem Empfange hierher geschickt hatte: der bei meiner Ankunft wüthende Sturm hätte ihn sehr in Sorge um mich versetzt. Es machte mich bestürzt, zu hören, daß er sich meinetwegen beunruhigt hatte, aber in weniger als einer Viertelstunde lächelte er und war so heiter, als ob nichts geschehen sei. Ein Anderer, der mit ihm gekommen war, theilte mir durch den Dolmetscher mit, „es würde ihn sehr erfreuen, mir jeden Dienst zu erweisen, der in seiner Macht stände." Ich ersuchte ihn darauf, einen meiner Mantelsäcke zu tragen, aber anstatt mir zu dienen, wie er versprochen, lachte er und beauftragte einen andern Mann damit.

„Ich wohnte in der ersten Woche bei einem Menschen, welcher sagte, ich solle mir denken, daß ich daheim wäre, und sein Haus ganz als das meinige betrachten. Demzufolge begann ich am nächsten Morgen eine der Mauern niederreißen zu lassen, um der frischen Luft Zutritt zu gestatten. Auch packte ich einige Hausgeräthe zusammen, um Dir damit ein Geschenk zu machen — kaum aber bemerkte der falsche Schelm, was ich that, als er mir sagen ließ, daß er ein solches Benehmen nicht dulden würde. Ich war noch nicht lange in diesem Lande gewesen, als Einer, für welchen ich eine Gunst bei dem Großschatzmeister des Königs ausgewirkt hatte, mir sagte, ich hätte ihn zu ewigem Dank verpflichtet. Diese überschwengliche Dankbarkeit setzte mich anfänglich in Erstaunen; aber als ich ihn ersuchte, mir für die Zeit meines Hierseins, als Gegengefälligkeit, seine älteste Tochter zu leihen, bemerkte ich bald, daß er eben so falsch war, wie alle seine Landsleute.

„Als ich das erste Mal bei Hofe erschien, brachte mich einer der höchstgestellten Männer dadurch außer Fassung, daß er zehntausendmal um Verzeihung bat, als er mich auf die Zehen getreten hatte. Diese Art von Lügen nennen sie Höflichkeit, und wenn sie gegen einen großen Mann artig sein wollen, sagen sie ihm Unwahr-

heiten, für welche Du jedem Beamten Deines Staates zu hundert Hieben auf die Fußsohlen verurtheilen würdest.

„Wie ich mit diesen Leuten, denen man so wenig Glauben schenken darf, verhandeln soll, weiß ich durchaus nicht. Gehe ich z. B. um dem Secretär des Königs einen Besuch zu machen, so sagt man mir gewöhnlich, er sei nicht zu Hause, obgleich ich ihn vielleicht eben erst in's Haus treten sah.

„Auch sollte man glauben, das ganze Volk bestände aus Aerzten, denn die erste Frage, die Jeder an mich richtet, ist die nach meinem Befinden, und ich vernehme diese Frage täglich hundertmal. Aber nicht genug, daß diese Leute sich so oft nach meiner Gesundheit erkundigen, sie sprechen auch jedesmal, wenn ich mit ihnen zu Tische sitze, mit einem vollen Glase in der Hand, die feierlichsten Wünsche dafür aus, während sie mich doch gleichzeitig überreden möchten, so viel von ihren geistigen Getränken zu genießen, daß ich davon krank werden müßte.

„Oft bringen sie auch in derselben Weise gute Wünsche für Deine Gesundheit aus, mein Gebieter; aber ich habe alle Ursache, mehr an Deine gute Constitution als an die Aufrichtigkeit ihrer Worte zu glauben. Möge Dein Sclave diesem doppelzüngigen Volke glücklich entkommen und das Leben behalten, um sich Dir noch einmal in Deiner königlichen Residenz zu Füßen werfen zu können."

LIX.

Qui mores hominum multorum vidit —
Hor.

Der vieler Menschen Sitten gesehen.

Wenn ich die einzelnen Stadtviertel von London betrachte, erscheinen sie mir, wie von verschiedenen Völkern bewohnt, deren Sitten, Gewohnheiten und Interessen weit von einander abweichen.

Die Höfe zweier Länder können keine größeren Unterschiede aufweisen, als sie zwischen unserem Hofe und der City in Lebensart und Verkehrsweise existiren. Mit einem Worte: die Bewohner von St. James, obwohl sie unter demselben Gesetze leben und dieselbe Sprache sprechen, sind ein anderes Volk als ihre Nachbarn in Cheapside, die wiederum auf der einen Seite von den Insassen des Tempels und auf der andern von den Einwohnern von Smithfield wie durch verschiedene Himmelsstriche und Breitengrade in ihrer Art zu denken und zu reden getrennt sind.

Darum interessirt es mich, wenn irgend eine öffentliche Angelegenheit in den Vordergrund tritt, die Betrachtungen zu hören, die in den verschiedenen Stadtvierteln und Kirchspielen von London und Westminster darüber laut werden, und ich pflege dann wohl die Stadt einen ganzen Tag nach allen Richtungen zu durchwandern, um mich mit den Ansichten meiner scharfsinnigen Landsleute bekannt zu machen. Auf diese Weise lerne ich die Gesichter aller bedeutenden Politiker innerhalb unseres Weichbildes kennen, und da jedes Kaffeehaus einen Hauptredner besitzt, der gleichsam der Mund der Straße ist, die er bewohnt, so gebe ich mir immer Mühe, einen Platz in seiner Nähe zu bekommen, um sein Urtheil über den gegenwärtigen Stand der Dinge zu erfahren.

Die letzte Wanderung in solcher Absicht unternahm ich vor etwa drei Monaten, als die Nachricht vom Tode des Königs von Frankreich eingetroffen war. Da ich voraussah, daß dies Ereigniß die europäischen Zustände umgestalten und manches bemerkenswerthe Urtheil in unseren britischen Kaffeehäusern hervorrufen würde, so erwachte in mir das Verlangen, die Ansichten unserer bedeutendsten Politiker darüber zu hören.

Um in möglichster Nähe der Quelle zu beginnen, ging ich zuerst nach St. James und fand schon das Vorzimmer des Kaffeehauses voll politischen Geschwätzes. In der Nähe des Einganges waren die Urtheile noch sehr oberflächlich, aber je mehr man sich dem andern Ende des Zimmers näherte, um so besser wurden sie, und in der zweiten Stube, im Dampfe des Kaffeekessels, saß ein Häuflein so ausgezeichneter Theoretiker, daß ich daselbst in weniger als einer Viertelstunde über das Schicksal der spanischen Monarchie und aller Abkömmlinge der Bourbonen bestimmen hörte.

Darauf begab ich mich nach Gill's Kaffeehaus, wo ich einen Tisch voll französischer Gentlemen über Leben und Tod ihres großen Königs zu Rathe sitzen sah. Diejenigen unter ihnen, die sich der Whigpartei angeschlossen hatten, behaupteten voller Zuversicht, daß er schon vor etwa einer Woche aus diesem Leben geschieden wäre, und gingen nun ohne weitere Zögerung an's Werk, ihre Freunde von den Galeeren zu befreien und an ihrer eigenen Rehabilitirung zu arbeiten. Da ich aber fand, daß sie unter sich selbst nicht einig werden konnten, setzte ich meine beabsichtigte Wanderschaft fort.

Als ich bei Jenny Man in's Zimmer trat, erblickte ich einen jungen Menschen, der einem Freunde, welcher mit mir zugleich hinein kam, zuwinkte und ihn mit folgenden Worten begrüßte. „Nun Jack, der alte Knabe ist also endlich gestorben. Frisch d'rauf los, mein Junge, jetzt oder nie! Vorwärts auf die Wälle von Paris!" Es folgten dann noch verschiedene geistreiche Bemerkungen in demselben Tone.

In den politischen Gesprächen zwischen Charing=Croß und Covent=Garden fand ich nur geringe Abweichungen und als ich nach Will's Kaffeehaus kam, hörte ich, daß sich die Unterhaltung der Anwesenden von dem Abscheiden des französischen Königs auf den Tod Boileau's, Racine's, Corneille's und anderer Dichter gewendet hatte. Man beklagte ihren Verlust auch für diese besondere Gelegenheit, denn man war überzeugt, daß sie die Welt mit herrlichen Elegien auf den Tod dieses großen Fürsten beschenkt haben würden, der ein so ausgezeichneter Beschützer der Wissenschaft und Kunst gewesen war.

In einem Kaffeehause nahe am Temple fand ich ein paar junge Gentlemen in einen scharfsinnigen Streit über die spanische Erbfolge verwickelt. Der Eine schien sich zum Vertheidiger für den Herzog von Anjou, der Andere zu dem Sr. Kaiserlichen Majestät aufgeworfen zu haben und Beide waren der Ansicht, daß man die Ansprüche auf dies Königreich nach dem englischen Gesetz feststellen müsse. Da mir jedoch schien, daß sie mein Fahrwasser verließen, so setzte ich meinen Weg weiter fort und ging nach dem Kirchhofe von St. Paul, wo ich mit großer Aufmerksamkeit einem gelehrten Manne zuhörte, welcher der Gesellschaft die traurigste Be=

schreibung von den Zuständen in Frankreich während der Minorität des verstorbenen Königs entwarf.

Ich wendete mich darauf zur Rechten in die Fish=Sreet. Nachdem der Hauptpolitiker dieses Viertels die große Neuigkeit gehört, zündete er erst seine Pfeife an, versank für einige Zeit in Nachdenken und sagte dann: „Wenn der König von Frankreich wirklich todt ist, werden wir diesmal Makrelen die Menge haben, und unsere Fischerei wird nicht mehr wie in diesen letzten zwanzig Jahren von Piraten gestört sein.“ — Dann erging er sich noch weiter in Betrachtungen über den Einfluß, welchen der Tod des großen Königs auf unsern Häringsfang ausüben würde, und rief durch diese und einige andere Bemerkungen allgemeine Freude unter seinem Auditorium hervor.

Später trat ich in eine kleine Schenke, die am oberen Ende des engen Gäßchens liegt, und traf dort einen Eidverweigerer im heißen Kampf mit einem Posamentirer, der größten Stütze des benachbarten Conventikels. Der streitige Punkt war, ob der verstorbene König von Frankreich mehr Aehnlichkeit mit dem Kaiser Augustus oder mit Nero gehabt. Die Frage wurde von beiden Seiten mit großer Hitze erörtert und da die zwei Männer während des Streites sehr oft zu mir herübersahen, so erwachte in mir die Besorgniß, sie möchten mich zum Schiedsrichter anrufen wollen. Ich legte darum meinen Penny auf den Schenktisch und machte mich auf den Weg nach Cheapside.

Hier betrachtete ich längere Zeit die Aushängeschilder, ehe ich eins fand, das mir zusagte. Das Erste, was ich bei meinem Eintritt in das Gastzimmer erblickte, war ein Mensch, der seine höchste Betrübniß über den Tod des Königs aussprach. Als er sich aber näher erklärte, fand ich, daß sein Kummer nicht sowohl dem Verlust des Monarchen galt, sondern dem Umstande, daß er sich drei Tage vor dem Eintreffen dieser Nachricht insolvent gemeldet. Ein Kurzwaarenhändler, der das Orakel des Kaffeehauses zu sein schien und einen Kreis von Bewunderern um sich versammelt hatte, rief darauf mehrere Anwesende zu Zeugen auf, daß er schon vor acht Tagen die Gewißheit vom Tode des Königs von Frankreich ausgesprochen, und fügte hinzu, daß es nach den letzten Be=

richten, die wir aus Frankreich erhalten, auch gar nicht anders sein könne.

Während er dies seinen Zuhörern mit großer Wichtigkeit auseinandersetzte, kam ein Gentleman aus Garraway's Kaffeehause herein und erzählte: es wären so eben verschiedene Briefe aus Frankreich angekommen, mit der Nachricht, daß sich der König wohl befände und sich denselben Morgen, an dem die Post abgegangen, auf die Jagd begeben hätte. Hierauf nahm der Kurzwaarenhändler verstohlen seinen Hut von dem hölzernen Haken, an welchem er hing, und zog sich voller Beschämung in seinen Laden zurück.

Diese neue Kunde machte meinen Wanderungen, die ich mit so großer Befriedigung verfolgt hatte, ein Ende. Es war mir kein geringes Vergnügen gewesen, so verschiedene Urtheile über das wichtige Ereigniß zu hören, und zu beobachten, wie jeder Einzelne eine solche Begebenheit nach seinen persönlichen Interessen und den für ihn daraus erwachsenden Folgen beurtheilt.

LX.

Est natura homimum novitates avida.
Plinius.

Es ist der Mensch nach Neuem begierig.

Keine Neigung meiner Landsleute erfüllt mich so sehr mit Erstaunen, als ihr allgemeiner Durst nach Neuigkeiten. Es giebt etwa ein halbes Dutzend kluger Männer, die von der Neugier ihrer Nebenmenschen auf das bequemste leben. Sie Alle erhalten von auswärts dieselben Nachrichten und oft in denselben Worten, aber ihre Art und Weise, diese Speisen aufzutragen, ist so verschieden, daß kein Bürger, der sich für das öffentliche Wohl interessirt, das Kaffeehaus mit Gemüthsruhe verlassen kann, ehe er nicht sämmtliche Blätter durchgelesen. Die verschiedenen Neuigkeitsgerichte sind dem Gaumen

meiner Landsleute so angenehm, daß sie ihnen nicht nur das erste Mal, wenn sie heiß aufgetragen werden, vorzüglich munden, sondern auch dann noch, wenn sie ihnen von diesen scharfsinnigen Politikern — welche das Publikum durch ihre Bemerkungen und Betrachtungen über jede von außen kommende Nachricht beglücken — ein zweites Mal kalt vorgesetzt werden. Der Text wird uns von dem einen Schriftsteller gegeben, und der Commentar von einem andern.

Aber obwohl wir dieselbe Geschichte in so vielen Blättern und, wenn es die Gelegenheit verlangt, in vielen verschiedenen Artikeln derselben Zeitung lesen — obwohl wir bei dem sparsamen Eintreffen fremder Posten dieselbe Nachricht in mehreren Mittheilungen aus Paris, Brüssel, dem Haag und jeder andern großen Stadt in Europa zu hören bekommen, und trotz der Menge von Anmerkungen, Erklärungen, Betrachtungen, die sich im verschiedensten Sinne daran knüpfen, liegt uns die Zeit bis zur Ankunft der nächsten Briefpost schwer auf der Seele. Wir verlangen danach, Einzelnheiten zu erfahren; verlangen zu hören, welche Schritte gethan werden sollen oder welche die Consequenzen des bereits Geschehenen sein werden. Ein Westwind versetzt ganz London in peinliche Ungewißheit und hemmt den Fluß der Unterhaltung.

Diese allgemeine Neugier ist durch unsern letzten Krieg geweckt und genährt worden, und wenn sie richtig geleitet würde, könnte sie für Jeden, in dem dieser Wissensdurst erregt ist, von guten Folgen sein. Warum sollte sich ein Mann, den das Lesen alles dessen, was neu ist, Freude macht, nicht der Geschichte, den Reisebeschreibungen und anderen Werken dieser Art zuwenden, in denen er beständige Nahrung für seine Wißbegier und viel mehr Vergnügen und Belehrung als in den Wochenblättern finden würde.

Ein ehrlicher Krämer, der sich vielleicht den ganzen Sommer nach dem Bericht einer Schlacht gesehnt hat und sich endlich doch vielleicht in seinen Erwartungen betrogen sieht, kann in solchen Büchern in einem Tage ein halbes Dutzend Schilderungen von Schlachten finden. Er kann die Einzelnheiten eines ganzen Feldzuges in kürzerer Zeit durchlesen, als er jetzt auf die Berichte einer einzigen Post verwendet. Gefechte, Eroberungen und Revolutionen liegen hier dicht gedrängt. Die Wißbegier des Lesers wird in jedem Augenblicke erregt und gesättigt. Er wird in seinen Neigungen getäuscht oder befriedigt, ohne

daß er von einem Tage zum andern in Ungewißheit schwebt, oder von der Gnade von Wind und Wellen abhängt. Die Seele wird dabei nicht von jenem beständigen Verlangen nach Gewißheit gepeinigt, nicht von jenem ewigen Durst gequält, an dem unsere modernen Neuigkeitskrämer und Kaffeehauspolitiker leiden.

Alle Thatsachen, die einem Menschen noch nicht bekannt waren, sind Neuigkeiten für ihn, und ich kann nicht begreifen, warum ein Kurzwaarenhändler von Cheapside sich mehr um die Streitigkeiten kümmern soll, die zu unsrer Zeit in den Schweizer Cantonen stattfinden, als um die einstigen Kämpfe der Ligue. Ich glaube wenigstens, Jedermann wird mir zugestehen, daß es für einen Engländer wichtiger ist, die Geschichte seiner Voreltern zu kennen, als die von Zeitgenossen, welche an den Ufern der Donau oder des Boristhenes wohnen. Denjenigen aber, die entgegengesetzter Meinung sind, will ich beifolgenden Brief von einem Projectenmacher empfehlen, der sich durch die Neugier seiner Landsleute einen Erwerb zu sichern wünscht.

„Herr Zuschauer!

„Ihr werdet wohl bemerkt haben, daß Leute, welche Kaffeehäuser besuchen und sich an Neuigkeiten erfreuen, von jeder Nachricht entzückt sind, die etwas Thatsächliches meldet, das ihnen bisher noch unbekannt war. Ein Sieg oder eine Niederlage sind ihnen im gleichen Maße angenehm. Meldet die eine Post das Schweigen eines Cardinals, so sind sie darüber eben so glücklich, als wenn die nächste von seinen Reden berichtet. Es macht ihnen Vergnügen zu hören, daß der französische Hof nach Marly gegangen ist, und später sind sie ebenso entzückt über seine Rückkehr nach Versailles. Sie lesen die Ankündigungen mit demselben Interesse, wie die Artikel über Staatsangelegenheiten, und hören ebenso aufmerksam den Bericht über einen Gaul, der sich auf den Feldern bei Islington verlaufen hat, als über ein Militärcorps, das in einem ausländischen Kriege in's Feuer gekommen. Mit einem Worte, sie finden Geschmack an Allem, was neu ist, der Gegenstand mag, sein welcher er immer will, oder um mich genauer auszudrücken: sie haben einen brennenden Heißhunger, aber keinen Geschmack.

„Da jetzt nun die große Neuigkeitsquelle, der Krieg, im Begriff scheint zu versiechen, und da diese Gentlemen einmal einen so unauslöschlichen Durst empfinden, so habe ich ihre Interessen im Verein

mit meinen eigenen in Betracht gezogen und bin auf ein Project verfallen, das beiden Parteien Vortheil bringen könnte. Ich habe nämlich daran gedacht, ein Tageblatt herauszugeben, das alles Bemerkenswerthe enthalten soll, was in den kleinen Städten, Dörfern und Weilern zehn Meilen in der Runde, d. h. im Bereich der Pfennig=Post vorgeht. Ich habe diesen beschränkten Schauplatz für meine Nachrichten erwählt, weil erstens auf diese Weise das Porto für die Briefe sehr billig ist, und ich zweitens meine Berichte täglich erhalten kann. Daher werden meine Leser alle Neuigkeiten so frisch als möglich empfangen, und mancher würdige Bürgersmann, der jetzt nicht ruhig zu schlafen vermag, weil die ersehnten Nachrichten über den Lauf der Welt nicht eingetroffen sind, wird befriedigt zu Bett gehen können, denn ich habe mir vorgenommen, mein Blatt pünktlich jeden Abend um neun Uhr erscheinen zu lassen.

„Ich habe bereits an verschiedenen Orten Correspondenten gewonnen und schon sehr gute Berichte bekommen.

„Meine letzten Nachrichten aus Knightbridge bringen z. B. die Mittheilung, daß am dritten dieses Monats ein Pferd in den Pfandstall gesperrt worden ist und beim Abgange des Briefes noch nicht daraus entlassen war.

„Aus Pankridge vernehmen wir, daß daselbst in der Hauptkirche vor Kurzem ein Dutzend Trauungen vollzogen worden sind; in Betreff der Namen hat man uns jedoch auf den nächsten Brief vertröstet.

„Zuschriften aus Brumpton melden, daß die Wittwe Blight verschiedene Besuche von John Mildew empfangen hat, was in der Umgegend Veranlassung zu allerhand Vermuthungen gegeben.

„Durch einen Schiffer, der kürzlich in Hammersmith gelandet ist, geht uns aus Putney die Nachricht zu, daß eine gewisse dort sehr bekannte Persönlichkeit in Gefahr schwebt, bei der Neuwahl eines Kirchenältesten zu unterliegen. Da dies jedoch eine Schiffernachricht ist, können wir derselben nicht unbedingt Glauben schenken.

„Briefe aus Paddington melden nichts weiter, als daß William Squeack, der Schweineschneider, am fünften dieses Monats den Ort passirt hat.

„Aus Fulham schreibt man uns, daß dort Alles in demselben Zustande ist wie bisher. Man hatte gerade beim Abgang des

Briefes von einem Fasse ausgezeichneten Ale's gehört, das in Parsons-Green angezapft wäre. — Dies bedarf jedoch der Bestätigung.

„Hiermit, Sir, habe ich eine Probe der Neuigkeiten gegeben, mit denen ich London zu unterhalten beabsichtige, und die, wenn sie regelmäßig in Form einer Zeitung erscheinen, gewiß vielen jener wißbegierigen Leser willkommen sein werden, die sich lieber mit anderer Leute Angelegenheiten beschäftigen als mit ihren eigenen. Ich hoffe, daß ein Blatt dieser Art, welches uns von dem unterrichtet, was in der Nähe unserer Heimath geschieht, von größerem Nutzen für uns sein wird, als Zeitungen, die mit Neuigkeiten aus Zug oder Bender angefüllt sind, und glaube, daß es einigermaßen der geistigen Hungersnoth wehren kann, die wir in Friedenszeiten mit Recht zu befürchten haben. Wenn ich sehe, daß Ihr das Project günstig aufnehmt, werde ich Euch nächstens mit noch einem oder zwei anderen belästigen und bin inzwischen mit größter Hochachtung

geehrter Herr
Euer gehorsamer und ergebener
Diener."

LXI.

— **Malta et praeclara minantis**
Horat.

Scheint zu versprechen ein wunderbar Geschenk.

Ich werde meinen Lesern heute einen Brief vorlegen, welcher von derselben Hand geschrieben ist, wie der in meiner letzten Nummer enthaltene, die Gründung einer Zeitung betreffende Vorschlag.

„Mein Herr!

„Die gütige Aufnahme, welche Ihr meinem Briefe vom vergangenen Freitag mit dem Plane zu einer neuen Zeitung gewährt habt, ermuthigt mich, Euch noch zwei oder drei andere Projecte vorzulegen, denn Ihr müßt wissen, Sir, daß wir Euch als den

Schiedsrichter der gebildeten Welt betrachten und kein Unternehmen für ausführbar und vernünftig halten, bevor Ihr es gebilligt habt, obgleich Alles Geld, was wir dabei gewinnen, nur zu unserem eigenen Nutzen und Gebrauch ist.

„Ich habe mir oft gedacht, daß eine gewisse Art von Neuigkeitsbriefen, ein Klatsch- oder Flüsterblatt, das zu jedem Postabgange geschrieben und in der Weise, wie die Blätter von Mr. Dyer, Mr. Dawkes oder irgend eines andern epistolarischen Geschichtschreibers, durch das Königreich versendet würde, eben so angenehm für das Publikum als einträglich für den Verfasser sein könnte. Unter Flüstereien verstehe ich jene besondere Art von Neuigkeiten, welche nur als Geheimniß verbreitet werden und dem Hörer somit ein doppeltes Vergnügen gewähren, indem sie erstens ein Stückchen Privatgeschichte sind und zweitens immer einen Beigeschmack von Skandal enthalten.

„Dies aber sind gerade die zwei Haupteigenschaften, durch welche sich eine Neuigkeit den Ohren der Wißbegierigen in mehr als gewöhnlicher Weise empfiehlt. Eine Krankheit hochgestellter Personen; abendliche Besuche, welche ein Staatsminister empfängt oder abstattet; heimliche Verlobungen oder Heirathen; Liebesgeschichten; Spielverluste; Bemühungen um ein Amt, nebst der Nachricht, ob sie Erfolg gehabt haben oder gescheitert sind, und andere ähnliche Dinge werden das Material bilden, mit dem ich mich hauptsächlich zu beschäftigen gedenke.

„Ich habe bereits zwei Persönlichkeiten gewonnen, deren jede der Repräsentant einer gewissen Menschenklasse ist, und die mir alle Flüstereien zutragen sollen, welche ich wiederum meinen Correspondenten und Mitarbeitern mittheilen werde. Eine dieser Persönlichkeiten ist Peter Hush*) ein Abkömmling der alten Familie der Hushs; die andere ist die alte Lady Blast**), welche in den beiden großen Städten London und Westminster eine Menge von Töchtern besitzt.

„Peter Hush hat in den meisten bedeutenden Kaffeehäusern der

---

*) Hush, ein Ausruf, welcher unserem Bst! oder scht! entspricht.
A. d. Uebers.

**) Blast heißt ein schädlicher Hauch, Wind oder Luftzug, auch Pesthauch.
A. d. Uebers.

Stadt seinen besondern Flüsterwinkel, und selbst wenn Ihr Euch mit ihm in einem großen Zimmer allein befindet, zieht er Euch in eine Ecke desselben und spricht Euch leise in's Ohr. Ich habe selbst gesehen, daß Peter Hush in einem Kreise von sieben oder acht Personen, die er nie zuvor erblickt, jeder derselben — nachdem er sich zuvor versichert, daß ihn Niemand hören könne — unter dem Siegel der Verschwiegenheit den Tod eines vornehmen Mannes mittheilte, während der Todtgesagte, der auf dem Lande lebte, sich in demselben Augenblicke auf der Fuchsjagd befand. Wenn Ihr beim Eintritt in ein Kaffeehaus einen Kreis von Menschen seht, welche die Köpfe über dem Tische zusammenstecken, so ist Zehn gegen Eins zu wetten, daß sich Peter Hush mitten darunter befindet. Ich habe erlebt, daß Peter die Tagesneuigkeiten um 8 Uhr Morgens den Gästen bei Garraway zuflüsterte, sie um zwölf Uhr bei Will und vor zwei Uhr in Smyrna'schen Kaffeehause verkündigte. Es macht mir dann immer Vergnügen, zu sehen, wie die Leute — nachdem Peter auf diese Weise ein Geheimniß vom Stapel gelassen — sich dasselbe weiter zuflüstern und es eilig in der Stadt verbreiten, denn es liegt ein großer Antrieb zur Klatscherei in dem Ehrgeize, als Mitwisser eines Geheimnisses und Vertrauter von höherstehenden Personen gelten zu wollen.

„Nachdem ich Euch soweit über Peter Hush berichtet, komme ich zu der ehrenwerthen Dame, der alten Lady Blast, welche mir die wichtigen Vorfälle des Toilettentisches nebst allen Geheimnissen des schönen Geschlechts mittheilen soll. Lady Blast besitzt eine solche Schärfe in ihrem Geflüster, daß es wie ein verderblicher Ostwind einwirkt und jeden guten Namen, über den es hinstreift, verwelken macht. Außerdem hat sie ein besonderes Geschick, heimliche Ehen zu stiften, und hat vergangenen Winter etwa fünf vornehme Frauen mit ihren Bedienten verheirathet. Durch ihr Geflüster kann sie ein junges Mädchen seiner Unschuld und einen jungen Mann seiner Gesundheit berauben. Sie vermag einen Besuch in eine Intrigue und einen flüchtigen Gruß in ein verabredetes Zeichen zu verwandeln; sie macht den Reichen zum Bettler und entkleidet den Vornehmen seines Adels. Mit einem Worte, sie ist im Stande, die Menschen schlecht oder thöricht, neidisch oder boshaft zu sprechen, kann Euch, wenn es die Gelegenheit mit sich bringt, die Fehltritte Eurer Urgroßmutter erzäh-

len und das Andenken rechtschaffener Kutscher beschimpfen, die seit hundert Jahren friedlich im Grabe liegen.

„Durch diese und ähnliche Helfershelfer glaube ich mich ohne Frage in den Stand gesetzt zu sehen, ein sehr hübsches Neuigkeits-blatt herauszugeben, und wenn Ihr mein Vorhaben billigt, werde ich meine Flüstereien bereits mit der nächsten Post beginnen. Ich bin überzeugt, daß Jeder meiner Kunden völlig zufrieden gestellt wird, denn jedes Blatt, das ich ihm zusende, ist gleichsam eine Neuigkeit, die ich ihm in's Ohr raune und die ihm den Einblick in irgend ein Geheimniß verschafft.

„Nachdem ich nun eine Skizze dieses Projectes entworfen, muß ich Euch zunächst von dem Plane zu einem Monatshefte erzählen, das ich ebenfalls Eurer Zuschauer-Weisheit zur Beurtheilung unterbreite. Ich brauche Euch nicht erst mitzutheilen, Sir, daß es in Frankreich, Deutschland und Holland sowohl wie in unserem Vaterlande Schriftsteller giebt, welche monatlich eine „Uebersicht der Werke gelehrter Männer“ erscheinen lassen, worin sie einen Auszug von allen bemerkenswerthen Schriften geben, welche in irgend einem Theile Europas herausgekommen sind.

„Mein Plan, Sir, ist nun der, jeden Monat eine „Uebersicht der Werke unwissender Männer“ zu veröffentlichen. Viele neuere Schriften meiner Landsleute, die sich in der ungebildeten Welt eines großen Ansehens erfreuen, haben mich zu diesem Versuch ermuthigt. Vielleicht kann ich in meiner Uebersicht auch noch verschiedene Bücher aufnehmen, welche bereits in den oben erwähnten ausländischen Bericht genannt worden sind, obwohl sie es kaum verdienen, unter „gelehrten“ Werken einen Platz zu finden. Auch könnte ich die Schriften darin besprechen, welche von Zeit zu Zeit unter den Namen jener Gentlemen herauskamen, die sich gegenseitig in öffentlichen Versammlungen als „unser gelehrter So und So“ zu bezeichnen pflegen.

„Außerdem werden unsere Parteischriftsteller einen großen Reichthum an Material zu meinem Unternehmen beisteuern, nicht zu gedenken einer Menge von Herausgebern, Commentatoren und dergleichen, welche oft sehr unwissende oder was noch schlimmer ist, sehr ungebildete Menschen sind. Ich will mich jetzt nicht weiter über diesen Gegenstand verbreiten; seid Ihr aber der Meinung, daß sich irgend

etwas durch meinen Plan erreichen läßt, so würde ich mit allem Fleiß und Eifer, den ein so nützliches Unternehmen verdient, an's Werk gehen.

Ich bin, verehrtester Herr,
Euer rc."

LXII.

Nec duo sunt, at forma duplex, nec faemina dici
Nec puer ut possint, neutrumque et utrumque videntur.
Ovid.

Sind's nicht zwei und doch ein Doppelgeschöpf, das zu heißen
Knabe so wenig wie Weib; sie scheinen so keines, wie beides.
(Suchier.)

Die meisten der Artikel, welche ich dem Publikum vorlege, behandeln Gegenstände, die niemals wechseln, sondern für immer unwandelbar feststehen. Zu dieser Art gehören z. B. meine ersten Versuche und Abhandlungen — aber ich beschäftige mich auch mit einer zweiten Art von Betrachtungen, die ich als Gelegenheits-Artikel ansehe, und die ihren Ursprung der Thorheit, Abgeschmacktheit oder Laune des Tages verdanken. Ich betrachte es nämlich als meinen Beruf, die Sitten und Manieren meiner Landsleute und Zeitgenossen zu überwachen und auf jede geschmacklose Mode, jede lächerliche Gewohnheit oder affektirte Redeweise aufmerksam zu machen, die sich während des Erscheinens dieser Blätter in der Gesellschaft zeigen.

Sobald die Röcke der Damen an Umfang zunahmen, habe ich auf diese Bewegung hingewiesen. Die Partei-Schönpflästerchen hatten kaum Zeit sich zur Schau zu stellen, als ich sie entdeckte. Ich wußte von dem Dasein der bunten Kopfzeuge, sobald sie sich zum ersten Male in einer Assemblée gezeigt — und so könnte ich hier noch verschiedene ähnliche Gegenstände nennen, über welche ich in meinem Blatte berichtet habe. Es gelang mir, diese Ausschreitungen so gründlich zu besiegen, daß ich fürchte, die Nachwelt wird kaum

im Stande sein, meine Abhandlungen, die ihrer Zeit so großen Anklang gefunden, zu würdigen, wie sie es verdienen. Spätere Geschlechter werden glauben, die Moden und Gebräuche, die ich angegriffen, wären nur die Producte meiner eigenen Einbildungskraft, und ihre Urgroßmütter hätten unmöglich so thöricht sein können, wie ich sie dargestellt. Aus diesem Grunde denke ich mir den Eindruck, den verschiedene Theile meiner Betrachtungen nach hundert Jahren machen werden, etwa so, wie den, welchen veraltetes Silberzeug hervorbringt, dessen Gewicht noch immer einen gewissen Werth bedingt, obwohl die Form längst aus der Mode kam.

Unter den verschiedenen Thorheiten der Frauen, von denen ich bereits gesprochen habe, ist eine, welche sich noch immer behauptet. Ich meine die Unsitte gewisser Damen, Federhüte, Reitüberröcke und Perrücken zu tragen, oder zum wenigsten ihr Haar in einen Beutel zu stecken oder mit einem Bande zu binden, wie das der putzliebende Theil der Männerwelt zu thun pflegt. Schon mehr als einmal habe ich mein Mißfallen an dieser unvernünftigen Mode ausgesprochen, aber ich höre, daß allem Gesagten zum Trotz die Landstraßen in der Umgebung Londons noch immer von diesen weiblichen Cavalieren unsicher gemacht werden.

Als ich im vorigen Jahre um diese Zeit bei meinem Freunde Sir Roger de Coverley war, erschien eines Tages auf der Ebene in einiger Entfernung von seinem Hause eine solche Reiterin. Ich ging in dem Augenblicke gerade mit meinem alten Freunde in den Feldern spazieren, und als seine Gutsangehörigen von allen Seiten herbeigelaufen kamen, um das sonderbare Wesen zu betrachten, fragte Sir Roger einen der Männer, der in unsere Nähe kam, was es gäbe? Worauf der Bauernbursche antwortete: „Mit Respect zu melden, Sir, es ist eine Edeldame in Hut und Ueberrock.“ Diese Antwort gab im Hause des Ritters zu großer Heiterkeit Veranlassung.

Zu derselben Zeit passirte eine ebenso hübsche Anekdote mit einem andern seiner Gutsangehörigen. Der Mann war derselben Lady auf der Landstraße begegnet, und sie hatte ihn gefragt: ob das Haus dort in der Nähe etwa Coverley=Hall wäre? Der ehrliche Gesell, der nur den männlichen Theil der Fragenden erblickte, antwortete: „Ja, Sir!“ — Bei der zweiten Frage jedoch: ob Sir

Roger de Coverley verheirathet sei? hatten die Augen des Mannes den Frauenrock entdeckt, und er änderte seine Tonart und sagte: „Nein, Madame!''

Wäre eine von diesen Hermaphroditen zu Juvenal's Zeiten erschienen, mit welchem Unwillen würden wir sie von dem ausgezeichneten Satyriker beschreiben hören! Er würde sie in ihrem Reitanzuge als ein größeres Ungeheuer darstellen, als die Centauren; würde Opfer und reinigende Libationen verlangt haben, um das Erscheinen eines solchen Ungethüms zu sühnen, und hätte die Schatten der Portia und Lucretia aufgerufen, zu sehen, wie die römischen Frauen sich selbst verunstalteten.

Ich für meinen Theil bin geneigt, das schöne Geschlecht mit größerer Zartheit zu behandeln, und habe mich immer der freundlichsten Mittel bedient, die Frauen von den kleinen Thorheiten zurück zu bringen, in welche sie zuweilen unbedachtsamer Weise verfallen. Aber es scheint mir dringend geboten, die Unterschiede zwischen beiden Geschlechtern aufrecht zu erhalten, und die kleinsten Uebergriffe zu beachten, welche das eine sich gegen das andere erlaubt.

Ich hoffe übrigens, daß ich keine weiteren Klagen über diesen Gegenstand hören werde, muß aber leider zugeben, daß meine Anhängerinnen, so lange sie fähig sind, eine solche Amphibien-Kleidung zu tragen, meine Blätter mit sehr geringem Nutzen zu lesen scheinen. Erst kürzlich begegnete mir im Park eine meiner Leserinnen, die mich mit männlicher Keckheit ansah und wie ein Mann den Hut vor mir schwenkte.

In der Beurtheilung des schönen Geschlechts folge ich der einen allgemeinen Regel: daß ich, wenn ich die Frauen in irgend einem Theile ihres Anzuges das Auffallende suchen sehe, sofort auf eine üble Absicht schließe. So zweifle ich denn auch nicht, daß der Zweck der genannten sonderbaren Mode nur der ist, die männlichen Bewunderer um so sicherer zu verwunden. Um ihnen aber in dieser Beziehung die Wahrheit zu offenbaren, möchte ich sie bitten, reiflich zu überlegen, ob wir nicht viel mehr durch eine echt weibliche Gestalt gerührt werden müssen, als durch ein Wesen, wie wir es täglich in unserem eigenen Spiegel zu sehen bekommen. Oder sie mögen, wenn es ihnen gefällt, einen Blick in ihre eigene Seele thun, und darüber nachdenken, welchen Eindruck es auf sie hervor-

bringen würde, wenn sie einen Mann zu Pferde in Beinkleidern und Reitstiefeln sähen, der dazu ein Kopfzeug und einen Pudermantel trüge.

Ich muß bemerken, daß die Mode, die ich angreife, zuerst von Frankreich aus zu uns gekommen ist, einem Lande, das alle Nationen Europas mit seiner Thorheit angesteckt hat. Ich will hiermit nicht das ganze Volk herabsetzen, denn ich habe bereits mehr als einmal gefunden, daß solche allgemeine Aussprüche, welche ein ganzes Reich oder ein ganzes Gemeinwesen verurtheilen, ungerecht und eine Grausamkeit sind, die einer unserer geistreichen Schriftsteller mit dem Wunsche Caligula's vergleicht: „daß das ganze römische Volk nur einen Hals haben möchte, damit er im Stande wäre, denselben mit einem Hiebe abzuschlagen."

Ich will darum nur noch bemerken, daß die Franzosen, bei denen Lebhaftigkeit und Sicherheit des Benehmens hervorragende Eigenschaften sind, nicht in derselben Weise, wie wir, durch gewisse Anzüge und Manieren verletzt werden. Für uns ist Sittsamkeit die Haupteigenschaft der Frauen, wie es für sie die Lebendigkeit ist, und wenn sich jene britische Nationaltugend mit der Schönheit vereinigt, durch welche unsere englischen Damen vor allen Frauen der Welt berühmt sind, so gewährt sie uns den reizendsten Anblick, den das Auge des Mannes nur irgend haben kann.

LXIII.

— Experiar quid concedatur in illos,
Quorum Flaminia tegitur cinis atque Latina.
Juvenal.

Sei es versucht, was mir bei jenen erlaubt wird
Deren Gebeine bedeckt die Flaminia und die Latina.
(Berg.)

Nächst den Leuten, welche einer Anstellung bedürfen, ist Niemand beklagenswerther als diejenigen, welche um Aemter gebeten

werden. Eine aufrichtige Antwort, die eine Abweisung enthält, zieht ihnen den Vorwurf des Hochmuths zu, und eine höfliche Antwort wird wie ein Versprechen angesehen.

Nichts ist lächerlicher als die Ansprüche, die bei solchen Gelegenheiten geltend gemacht werden. Alles, was ein Mann gelitten hat, während seine Feinde am Ruder waren, ist sicherlich durch die Bosheit der Gegenpartei verursacht. Man hätte eine schlechte Sache nicht verloren, hätte nicht der und der auf der Richterbank gesessen, und ein verschwenderischer Jüngling wäre nicht enterbt worden, hätte er sich nicht allabendlich beim Anstoßen auf das Wohl eines entlassenen Ministers betrinken müssen. Ich erinnere mich eines Tory, der für ein Vergehen, welches den Pranger verdient hätte, von Gerichtswegen zu einer Geldbuße verurtheilt worden war, und darauf hin, sobald seine Freunde wieder zur Herrschaft kamen, eine Anstellung als Friedensrichter begehrte. Auch werde ich niemals einen verbrecherischen Whig vergessen, der, als man ihn wegen einer Entführung anklagte, zu seinen Parteigenossen sagte: Ihr seht, was ein Mann, wenn er an seinen Grundsätzen festhält, zu leiden hat."

Die Noth, welche ein Parteigänger erduldet, ist aber verschiedener Art. Entsteht sie aus dem treuen Festhalten an einer guten Sache, und trifft sie einen Mann unverdienter Weise, so muß er vor allen Anderen berücksichtigt und entschädigt werden; sind aber die Nachtheile, die er getragen hat, durch Unvorsichtigkeit oder aus eigenem Verschulden erwachsen oder Folge von Handlungen, welche der Sache, der sie dienen sollten, eher schadeten, wie es bei vielen großen Märtyrern der Fall war, so können sie sich durch dieselben nur den Kindern der Gewalt und Thorheit empfehlen.

Ich besitze ein ganzes Paket Bittschriften, die zur Zeit der Restauration König Karl's II. von verschiedenen Cavalieren eingereicht worden sind, und von denen jedes für das eben Gesagte einen Beweis liefert.

Bei diesen Bittstellern befindet sich unter anderen ein Mann von großem Vermögen, der, weil er einst zum Geburtstage des Königs einen ganzen Ochsen braten ließ und einen Schweinskopf zum Besten gab, dafür belohnt zu werden wünschte, wie es Sr. Majestät in Hochdero großer Weisheit angemessen erscheinen würde.

Ein Anderer giebt zu verstehen, daß man ihn zum Gouverneur des Prinzen Heinrich ernennen möge, weil er gewagt, in den schlimmsten Zeiten auf das Wohl desselben zu trinken.

Ein Dritter petitionirt um das Patent eines Obersten, weil er Oliver Cromwell am Tage vor seinem Tode auf einem öffentlichen Ballspielplatz verwünscht habe.

Die wunderlichste Bittschrift, die ich je gesehen, ist jedoch die von B. B. Esq., der in den Ritterstand erhoben zu werden wünscht, zum Lohne dafür, daß er Sir T. W., einen anerkannten Rundkopf, zum Hahnrei gemacht.

Sodann liegt vor mir das Gesuch eines Mannes, der seinen Bart aus Trauer über das Märtyrerthum Karl's I. bis zur Thronbesteigung Karl's II. wachsen ließ und dafür erwartet, zum Geheimenrath ernannt zu werden.

Ich darf auch die Bittschrift nicht vergessen, in welcher geltend gemacht wird, daß der Bittsteller in großer Eile von einem gewissen Lord zum andern einen Brief befördert, in welchem, wie sich später herausstellte, die Mittel und Wege zu einer Restauration besprochen waren. Ohne diesen Brief wäre, nach dem festen Glauben des Antragstellers, die heilbringende Restauration niemals erfolgt, und er bittet darum unterthänigst, ihn zum General-Postmeister ernennen zu wollen.

Ein gewisser Gentleman, der mit viel Geist schreibt und sich in seiner Petition sehr oft der Ausdrücke: „Tapferkeit" und „Mann von Ehre" bedient, bittet um eine Stelle als Gardecapitän, weil er seinen Hut während der letzten zehn Jahre, sich selbst zum Schaden und zur Gefahr, mit der aufgestülpten Krämpe der Loyal-Gesinnten getragen hat.

Ich werde diesen Bericht über meine Sammlung von Bittschriften mit der wortgetreuen Copie einer derselben beschließen und empfehle sie dem geneigten Leser als eines meiner besten Stücke.

Sie lautet:

„Bittschrift E. H.'s Esq.

„unterthänigst vorstellend:

„daß des Supplikanten Vaters Bruders Onkel, Oberst W. H., den dritten Finger der linken Hand in der Schlacht bei Edgehill verloren;

„daß Supplikant trotz seines geringen Vermögens (dieweil er nur ein jüngerer Sohn ist) allezeit Gastfreiheit geübt und jeden Sonntag wenigstens zehn Becher auf das Verderben der Rundköpfe geleert, wie mehrere endesunterschriebene Gentlemen bereit sind zu bezeugen;

„daß Supplikant in seiner ganzen Nachbarschaft Aufsehen erregt, weil er gewagt, Sir P. P., einen verdammten Sequestrator, und drei Mitglieder der versammelten Geistlichkeit am Neujahrstage mit Schweinskopf und Pasteten zu bewirthen;

„daß vorerwähnter unterthänigster Supplikant zu fünf verschiedenen Malen in fünf verschiedenen Grafschaften gefangen gesetzt worden, weil er bei fünf verschiedenen Aufläufen Rädelsführer gewesen, wodurch er seinen Eifer für die Sache des Königs dargethan, während Männer von größerem Vermögen nicht den Muth gehabt, dafür aufzustehen;

„daß selbiger E. H. sechs Duelle und vierundzwanzig Faustkämpfe zu Ehren des königlichen Namens ausgefochten, und daß er, während eines Feuerwerks zu Stratford am Avon einen solchen Schlag auf den Kopf bekommen, daß er sich seitdem nicht davon zu erholen vermocht;

„daß Supplikant, weit davon entfernt, sein Vermögen in den vergangenen, verwünschten Zeiten vergrößert zu haben, vielmehr zu dem festen Glauben und der unerschütterlichen Zuversicht gekommen ist, daß er als Besitzer eines Landgutes jedenfalls desselben beraubt worden wäre.

„Erlaubt sich Supplikant in Erwägung dieser genannten Verdienste und ausgestandenen Leiden unterthänigst zu bitten, daß ihm die Stelle eines Steuereinnehmers, eines Zollbeamten, Gerichtsschreibers, Vicestatthalters, oder wofür man ihn sonst geeignet halten möge, verliehen werde.

„Supplikant wird dafür in dankbaren Gebeten verharren" rc.

LXIV.

(Die Geschichte von der Speckseite.)

Decite Io Paean, et Io bis decite Paean
Decitit in casses praeda petita meos.
Ovid.

Hei einen Lobgesang! Die herzlich begehrte Beute
Sie verfiel meinen Netzen!
(Denner.)

„Herr Zuschauer!

„Ich besitze einen Auszug aus Dr. Plot's Geschichte von Staffordshire, aus dem ich Euch Folgendes mittheilen will:

„Sir Philip de Somerville hat von den Earls of Lancastre die Erbgüter Whichenover, Scirescot, Ridware, Nethorton und Cowlee, alle in der Grafschaft Stafford gelegen, zu Lehen erhalten und hat dafür folgenden denkwürdigen Dienst zu leisten. Der genannte Sir Philip soll zu jeder Zeit im Jahre, außer im Frühling, eine Speckseite liefern und herrichten, die in seiner Halle zu Whichenover aufgehängt und immerdar in Bereitschaft gehalten werden muß, auf daß sie jedem Ehemann und jeder Ehefrau, nachdem ihre Ehe ein Jahr und einen Tag gedauert, in folgender Weise ausgehändigt werden könne:

„Wer immer von den oben bezeichneten Eheleuten auf besagte Speckseite Anspruch erheben will, soll in eigener Person zu dem Amtmann oder Thorwärter seiner Lordschaft von Whichenover gehen und folgendermaßen zu denselben reden:

„Amtmann oder Thorwärter, ich thue Euch hiermit zu wissen,

daß ich selbst hierhergekommen bin, um die Speckseite, die in der Halle von Whichenover hängt, in aller Form für mich zu verlangen.

„Nach dieser Eröffnung soll der Amtmann oder Thorwärter einen Tag dazu festsetzen und der andere soll bei Treue und Glauben versprechen, sich an diesem Tage einzustellen und noch zwei von seinen Nachbarn mitzubringen.

„Mittlerweile aber soll der Amtmann zwei von den Freisassen Sr. Lordschaft von Whichenover mit sich nehmen und die Drei sollen nach dem Erbgute bei Rudlow gehen, das dem Robert Knightley zugehört, und sollen besagten Knightley oder seinen Amtmann auffordern und demselben anbefehlen, sich an dem bestimmten Tage in Whichenover einzufinden, bei Tagesanbruch und mit voller Ausrüstung, d. h. mit einem Pferde, einem Sattel, einem Sack und einer Schaufel, um den besagten Speck und das Korn auf seine Kosten eine Tagereise weit aus der Grafschaft Stafford hinauszuführen.

„Ferner soll besagter Amtmann mit besagten Freisassen alle Zugehörigen des besagten Erbgutes auffordern, sich zu dem bestimmten Tage in Whichenover einzufinden, um die Dienste und Leistungen zu verrichten, welche sie der Speckseite schuldig sind. Und an dem bestimmten Tage sollen Alle, welche der Speckseite dienstbar sind, am Thor des Erbgutes von Whichenover von Sonnenaufgang bis zum Mittag bereit stehen, um die Ankunft desjenigen zu erwarten, der die Speckseite begehrt. Und wenn er gekommen ist soll, man ihm und seinen Begleitern Blumenkränze geben, sowie Allen, die anwesend sind, um der Speckseite zu dienen. Und dann sollen sie den, der sie verlangt, mit Trommeln und Pfeifen und anderer Musik an die Thür der Halle führen, wo sie den Lord Whichenover oder seinen Haushofmeister bereit finden werden, die Speckseite in folgender Weise auszuhändigen:

„Er soll zu vörderst denjenigen, welcher die Speckseite in Anspruch nimmt, befragen, ob er zwei seiner Nachbarn mitgebracht? welche darauf zur Antwort geben müssen: „Hier sind sie.“ Darauf soll der Haushofmeister die beiden Nachbarn beschwören lassen, daß besagter Bittsteller ein verheiratheter Mann ist und das schon seit einem Jahr und einem Tage gewesen, und ob er ein Freisasse ist,

oder ein Höriger. Und wenn die Nachbarn besagten Eid geleistet und die darin genannten Punkte zu Gunsten des Bittstellers festgestellt sind, soll alsbald die Speckseite heruntergenommen und auf einen halben Scheffel Weizen und einen halben Scheffel Roggen gelegt werden. Und der, welcher die Speckseite begehrt, soll auf seine Kniee fallen und seine Hand auf ein Buch legen, welches Buch wiederum auf der Speckseite und dem Korne liegt, und soll nachstehenden Eid schwören:

„Hört Ihr, Sir Philip von Somerville, Lord von Whichenover, Beschützer und Geber der Speckseite, daß ich, A, seit ich mein Weib B. geehelicht, und seit ich sie in meinem Besitz und zu meinem Willen gehabt, d. h. seit einem Jahre und einem Tage, ich selbige gegen keine Andere hätte vertauschen mögen, keine Schönere, auch keine Häßlichere, keine Reichere und keine Aermere, auch Keine, die aus vornehmerem Geschlecht wäre, weder im Schlafen, noch im Wachen und zu keiner Zeit. Und wenn besagte B ledig wäre und ich wäre ledig, so würde ich sie unter allen Weibern der Welt zu meiner Ehefrau wählen, in welchen Verhältnissen, guten oder übeln, sie sich befinden möchte, so wahr mir Gott helfe und seine Heiligen, und dies Fleisch und alles andere Fleisch!"

„Und darauf sollen seine Nachbarn schwören, daß sie an die Wahrheit seiner Aussage glauben. Und wenn es durch die genannten Nachbarn erwiesen, daß er ein Freisasse ist, soll er einen halben Scheffel Weizen bekommen und einen Käse; ist er aber ein Höriger, so bekommt er einen halben Scheffel Roggen und keinen Käse.

„Und dann soll Knightley, der Herr von Rudlow, aufgerufen werden, alle vorgenannten Gegenstände hinwegzuführen. Und das besagte Korn soll auf ein Pferd geladen werden und die Speckseite darauf gelegt, und derjenige, dem die Speckseite ausgeliefert worden, soll sich auf sein Pferd setzen, wenn er eines hat, und soll den Käse vor sich nehmen. Und wenn er kein Pferd hat, soll der Lord von Whichenover sorgen, daß er ein solches nebst dazu gehörigem Sattel bekommt, bis er an die Grenze der Herrschaft gelangt.

„Und so sollen sie das Erbgut von Whichenover verlassen, mit dem Korn und der Speckseite. Voran derjenige, welcher Beides gewonnen, mit Trommeln und Pfeifen und anderen Musikinstrumenten; und alle Freisassen von Whichenover sollen ihm das

Geleit geben, bis er die Grenzen der Herrschaft erreicht hat. Und dann sollen sie zurückkommen, bis auf den, welcher die Reise über die Grenzen der Grafschaft Stafford hinaus auf Kosten des Lord von Whichenover zu thun hat."

LXV.

(Die Geschichte von der Speckseite.)

(Fortsetzung.)

Perjuria ridet amantum.
Ovid.

Lacht des Meineids Liebender
(Roth.)

„Herr Zuschauer!

„Im Beigehenden theile ich Euch ein Verzeichniß der Personen mit, welche sich von Zeit zu Zeit bei Sir Philipp Somerville und dessen Nachkommen um die Speckseite beworben haben. Dies Verzeichniß ist in einem alten Manuscripte enthalten, das die Aufschrift trägt: „Chronik von Whichenover-Hall und der daselbst unterhaltenen Speckseite."

„Zu Anfang dieser Mittheilungen ist das Grundgesetz der Stiftung aufgezeichnet, wie es bereits in Eurem letzten Blatte erschienen, nebst zwei Zusätzen oder Ergänzungen des Hauptgesetzes, welche bestimmen, daß die Ehefrau denselben Eid zu leisten hat, als der Ehemann, mutatis mutandis, und daß die Richter, so weit sie es thunlich finden, eine Untersuchung oder ein Kreuzverhör mit den Zeugen vornehmen sollen.

„Nach diesen Vorgängen heißt es in der Chronik:

„Aubry von Falstaff, Sohn von Sir John Falstaff, Ritter, und dessen Ehefrau Maude, war der Erste, welcher die Speckseite begehrte. Derselbe hatte zwei von den Kameraden seines Vaters bestochen, also daß sie einen falschen Eid zu seinen Gunsten ableg-

ten, wodurch er die Speckseite auch erlangte. Da jedoch er und sein Weib alsbald in Streit darüber geriethen, auf welche Weise besagte Speckseite zugerichtet werden sollte, so befahlen die Richter, ihnen selbige abzunehmen und sofort wieder in der Halle aufzuhängen.

„Alison, das Weib von Stephen Freckle, führte ihren eben genannten Ehemann herbei, lobte seine guten Eigenschaften, die Verträglichkeit seines Wesens, und setzte hinzu: sie wäre versichert, daß er dasselbe auch von ihr, seiner Ehefrau, bezeugen werde. Als hierauf gedachter Stephan den Kopf schüttelte, drehte sich sein Weib rasch nach ihm um und gab ihm eine Ohrfeige.

„Philip von Waverland hatte bereits die Hand auf das Buch gelegt, als aber der Satz: „wenn ich ledig wäre und sie wäre ledig" gesprochen wurde, mußte er wohl geheimen Zweifel in seiner Seele finden, denn er stand wieder auf und ging von dannen.

„Richard von Loveleß, der ein Hofcavalier und ein sehr feiner Mann war, schien bei den Worten: „nach unserer Heirath," zu zögern, und wurde aufgefordert sich darüber zu erklären. Er antwortete, indem er mit großer Ausführlichkeit von seiner Verträglichkeit sprach, so lange er der Liebhaber seiner Frau gewesen. Dann führte er an, daß er vor seiner Hochzeit ein Jahr und Tag nicht den geringsten Streit mit ihr gehabt, und war der Meinung, es würde dies auf dasselbe hinauskommen.

„Er wurde abgewiesen.

„Jocelin Jolly Esq., welcher durch die zweifellosesten Zeugnisse den Beweis lieferte, daß er und sein Weib während des ersten Monats nach der Heirath, den man auch wohl den Honigmonat zu nennen pflegt, in voller ungestörter Einigkeit gelebt, erhielt in Anerkennung dafür eine Schnitte der Speckseite.

„Hierauf," so fährt die Chronik fort, „sind viele Jahre hingegangen, ohne daß sich wieder ein Bewerber in Whichenoverhall gemeldet hätte. Es war schier, als wäre die ganze Umgegend von Juden bewohnt, so wenig Verlangen bezeigte man nach dem Besitz der Speckseite.

„Das nächste Paar, das im Verzeichniß aufgeführt ist, war nahe daran, den Preis zu gewinnen; aber einer der Zeugen erzählte, er habe eines Sonntages bei dem Bittsteller zu Mittag ge-

gessen. Das Weib desselben habe gerade an dem Tage in der Kirche einen geringeren Platz einnehmen, müssen als die Gemahlin des Squire's, und habe in Folge dessen einige Worte fallen lassen, als ob sie glaube, ihr Mann hättt wohl verdient, zum Ritter ernannt zu werden — er aber wäre ihr mit einem heftigen, ungeduldigen: „Still doch!“ in die Rede gefallen. Nachdem die Richter dies in Erwägung gezogen, erklärten sie, das oben geschilderte Benehmen bekundete in der Frau einen großen Ehrgeiz und in dem Manne eine große Heftigkeit.

„Dann wird gemeldet, daß eine Frau der Speckseite unwürdig erschien, weil sie, von ihrem Manne sprechend, die Worte gebrauchte: „Gott mag's ihm vergeben!“

„Das eine Paar wurde zurückgewiesen, weil einer der Nachbarn aussagte: die Frau hätte eines Tages die Aeußerung gethan, daß sie es für ihre Pflicht halte, ihrem Ehemanne zu gehorchen, worauf dieser erwidert: „Ja, meine Liebe, dann wirst Du niemals im Unrecht sein.“

„Die leidenschaftliche Liebe einer Lady für ihren Schooßhund; das Fortschicken einer alten Dienstmagd, das eine andere durchgesetzt; eine Wirthshausrechnung, die eine Ehefrau zerrissen, oder eine Schneiderrechnung, die der Mann in gleicher Weise behandelt; ein Zank über den Brodabschnitt, verdorbenes Essen oder spätes Nachhausekommen waren eben so viele Gründe, eine Menge Bewerber zurückzuweisen, deren Namen in obenerwähnter Chronik verzeichnet stehen.

„Ohne mich mit dem Aufzählen anderer Persönlichkeit aufzuhalten, will ich mich damit begnügen, hier noch mitzutheilen, daß der Urtheilspruch gegen Gervase Poacher lautete: er würde Speck zu seinen Eiern erhalten haben, hätte er nicht mit seiner Frau gezankt, weil sie dieselben zu hart gekocht. — Ein anderer Spruch gegen Dorothee Doolittle enthält die Worte: sie hätte sich der Ueberwachung des Kohlenfeuers dermaßen bemächtigt (obwohl ihr Mann für sich das Recht in Anspruch genommen, dasselbe zu schüren), daß sie niemals gutwillig die Zange aus der Hand gegeben.

„Im Verlauf des ersten Jahrhunderts habe ich überhaupt nur zwei Paare gefunden, deren Ansprüche von Erfolg gekrönt wurden, Das erste war ein Schiffscapitän mit seiner Frau, die sich vom

Tage der Hochzeit bis zum Tage der Preisbewerbung nicht wiedergesehen; das zweite war ein ehrsames Paar aus der Nachbarschaft. Der Mann war außerordentlich vernünftig und von friedfertiger Gemüthsart, die Frau aber war stumm."

LXVI.

Solum de mundo tollere!
Cicero.

Die Sonne aus der Welt hinwegbringen!

Vor etwa einem Menschenalter war es in England Sitte, daß Jedermann, der für religiös gelten wollte, in seinem Gesicht möglichst viel Gottseligkeit zur Schau trug und namentlich jeden Anstrich von Freude und Heiterkeit vermied, welche als Kennzeichen eines grob-weltlichen Sinnes galten. Der Fromme mußte beständig sorgenvoll, grämlich und melancholisch aussehen. — Ein Gentleman, der späterhin eine Zierde der gelehrten Welt war, hat mich mehr denn einmal durch die Erzählung des Empfanges ergötzt, den er bei einem berühmten, sehr frommen Geistlichen, dem damaligen Vorsitzenden eines Collegiums, fand.

Der Erzähler war zu jener Zeit noch Anfänger in den Wissenschaften und bereitete sich eben darauf vor, mit einem schönen Vorrath von Griechisch und Latein nach der Universität abzugehen. Seine Freunde waren der Meinung, daß er sein Glück bei einer Wahl versuchen möchte, welche demnächst von Seiten jenes Collegiums vorgenommen werden sollte, dem der erwähnte Geistliche vorstand, und der junge Mensch wendete sich, dem Gebrauch gemäß, an den würdigen Mann, um sich prüfen zu lassen.

Er wurde unter der Thür durch einen Diener empfangen, welcher zu jenen Kopfhängern gehörte, die damals Mode waren. Der-

selbe führte ihn schweigend und ernsthaft nach einer langen Gallerie welche zur Mittagszeit noch vollkommen dunkel war und in der nur ein Licht brannte. Nach kurzem Verweilen in diesem melancholischen Raume wurde der junge Mann in ein schwarz verhangenes Zimmer geführt, wo er sich einige Zeit bei dem schwachen Schimmer eines brennenden Wachslichtes mit sich selbst unterhielt, bis endlich aus einem andern Gemache der Präsident des Collegiums mit einem halben Dutzend Nachtmützen auf dem Kopfe und von einer Art religiösen Schauers umgeben eintrat.

Der junge Mann fing an zu zittern, aber seine Furcht wuchs noch, als er, anstatt nach seinen Fortschritten in den Wissenschaften, nur gefragt wurde, ob er sich im Stande der Gnade befände. An seinem Latein und Griechisch schien sehr wenig gelegen; er hatte nur über den Zustand seiner Seele Rechenschaft zu geben. Man fragte ihn, ob er zu den Auserwählten gehöre, was die Ursache seiner Erweckung gewesen, an welchem Tage des Monats und zu welcher Stunde des Tages sie geschehen, auf welche Weise sie ihren Fortgang genommen und sich vollendet habe. Die ganze Prüfung gipfelte sich in der kurzen Frage: ob er auf den Tod vorbereitet wäre.

Der Knabe, der durch einfache, rechtschaffene Eltern erzogen war, wurde durch die Feierlichkeit des Verfahrens und die letzte schauerliche Frage so erschreckt, daß er sich eiligst aus dem unheimlichen Hause flüchtete und nicht dazu gebracht werden konnte, sich einem zweiten derartigen Examen zu unterwerfen, weil er sich den Schrecken desselben nicht gewachsen fühlte.

Obgleich nun aber dieses äußere Zurschautragen der Gottesfurcht unter uns abgeschafft ist, so giebt es doch immer noch Leute, welche in Folge einer natürlichen Neigung zur Melancholie, aus mißverstandener Frömmigkeit oder aus Verstandesschwäche sich einem freudlosen, ungemüthlichen Leben hingeben und sich zum Opfer des Grams und Trübsinns machen. Abergläubische Furcht und grundlose Besorgnisse rauben ihnen das Vergnügen am Umgange mit Anderen und an allen nicht nur unschuldigen, sondern lobenswerthen Unterhaltungen und Belustigungen, als wenn die Freude nur für den Schlechten existirte und herzlicher Frohsinn denen verboten wäre, die allein ein Recht darauf besitzen.

Sombronius ist einer dieser trübsinnigen Menschen. Er hält sich für verpflichtet, düster und traurig gestimmt zu sein, und betrachtet ein lautes Gelächter als einen Bruch seines Taufbundes. Ein unschuldiger Scherz erschreckt ihn wie ein Blasphemie. Sagt man ihm, daß Jemand einen höheren Titel bekommen, so erhebt er Hände und Augen zum Himmel; beschreibt man ihm eine öffentliche Ceremonie, so schüttelt er den Kopf; zeigt man ihm eine glänzende Equipage, so bekreuzigt er sich. Jeden kleinen Schmuck des Lebens nennt er Ueppigkeit und Eitelkeit. Freude ist Sünde und Witz Gottlosigkeit. Es empört ihn, wenn die Jugend fröhlich ist und die Kinder spielen. Er wohnte einem Christfeste und einem Hochzeitsmahle mit derselben Miene bei, wie einem Leichenbegängnisse; er seufzt beim Schlusse einer lustigen Geschichte, und wird andächtig, wenn alle Anderen heiter werden. Uebrigens ist Sombronius ein frommer Mann, der freilich besser an seinem Platze gewesen sein würde, wenn er zur Zeit der Christenverfolgungen gelebt hätte.

Ich habe indessen durchaus nicht die Absicht, alle derartigen Charaktere, wie es nur zu oft geschieht, der Heuchelei zu beschuldigen, denn gerade die Heuchelei ist ein Laster, das Niemand an einem Andern entdecken kann, als der, welcher alle Tiefen der menschlichen Seele durchschaut, es müßte denn sein, daß die davon abgelegten Beweise überzeugender Art wären. Im Gegentheil giebt es vortreffliche Menschen, welche wegen ihrer ewigen traurigen Gemüthsverfassung eher Mitleid als Vorwürfe verdienen. Freilich würden diese Leute wohl daran thun, zu überlegen, ob ihr Verhalten nicht viel dazu beiträgt, Andere von der Frömmigkeit abzuschrecken, indem es dieselbe als einen unliebenswürdigen, ungeselligen Zustand erscheinen läßt, der alle Freude und Heiterkeit tödtet, die ganze Natur verdüstert und den Genuß des Lebens vernichtet.

Ich habe in früheren Artikeln nachgewiesen, wie gerade die wahre Religiosität zur Freude geneigt macht und wie dieser Seelenzustand nicht nur der angenehmste, sondern auch der allen guten Menschen am meisten zu empfehlende ist. Mit kurzen Worten: Diejenigen, welche die Religion von einer so wenig ansprechenden Seite zeigen, gleichen jenen Kundschaftern, die Moses nach dem Lande der Verheißung ausschickte, und welche durch die Nachrichten, die sie

brachten, dem Volke den Muth raubten, in dasselbe einzudringen. Diejenigen aber, welche uns die Freude, das Glück und die Heiterkeit bemerken lassen, welche aus der Frömmigkeit entspringen, gleichen den anderen Kundschaftern, die Trauben und köstliche Früchte mitbrachten und ihren Gefährten dadurch Lust machten, das schöne Land zu sehen, das dergleichen erzeugte.

Ein großer Schriftsteller der Alten hat eine Abhandlung geschrieben, in welcher er nachweist, daß der Atheist, welcher das Dasein Gottes bestreitet, dem höchsten Wesen weniger Unehre anthut, als der Mensch, der an Gott glaubt, aber ihn für grausam, ungerecht und schrecklich hält. „Ich meinestheils," schreibt er, „würde lieber mögen, daß man sagt: es hätte niemals einen Plutarch gegeben, als daß man berichtet, Plutarch wäre ein böser, launenhafter und gefühlloser Mann gewesen."

Wenn wir unseren Logikern Glauben schenken, so unterscheidet sich der Mensch vor allen anderen Creaturen durch die Fähigkeit, zu lachen. Er besitzt ein Herz, das der Freude fähig ist und das eine natürliche Neigung dazu hat. Die Tugend ist nicht dazu da, die Regungen der Seele und des Gemüths zu vernichten, sondern nur, um sie zu reguliren. Sie kann die Lust mäßigen und bändigen, aber sie nicht aus den Herzen der Menschen verbannen. Die Religion zieht den Kreis unserer Freude etwas enger, aber sie läßt ihn noch immer weit genug, um ihren Getreuen freien Spielraum zu gewähren.

Die Beschäftigung mit dem höchsten Wesen und die Ausübung der Tugend sind ihrer Natur nach fern davon, die Freude aus dem Herzen der Menschen zu vertreiben — im Gegentheil, sie bilden eine unversiegbare Quelle derselben, oder mit anderen Worten, der echte Geist der Religion beglückt und beruhigt die Seele, verbannt zwar alles eitle Wesen, jede lasterhafte und tadelnswerthe Lust, aber erfüllt das Gemüth mit ewiger Heiterkeit, ununterbrochenem Frohsinn und dem steten Bestreben, Anderen angenehm und in sich selbst glücklich zu sein.

LXVII.

(Alnaschar's Helltraum.)

Spem longam reseces!
Virg.

Nimm von der kurzen Frist
Lange Hoffnung hinweg!
(Binder.)

Einer meiner früheren Artikel handelt von der Hoffnung im Allgemeinen, dies Blatt aber ist zu einer Betrachtung über jene thörichten und eitlen Hoffnungen bestimmt, die sich an Vergängliches hängen und den Menschen so viel Sorge und Kummer bereiten.

Horatius hat uns wiederholt die Lehre gegeben, daß wir unsere Hoffnung auf nichts setzen sollen, was in der Ferne liegt, denn die Kürze und Unsicherheit des Lebens läßt solche weite Erwartungen nur unvernünftig und absurd erscheinen. Das Grab liegt unsichtbar zwischen uns und dem Gegenstande, den wir erstreben, und auf einen Menschen, der das Ziel seiner Wünsche wirklich erreicht, kommen zehntausend, welche auf dem Wege dahin hinweggerafft werden.

Eben so verhängnißvoll ist der Umstand, daß keine Hoffnung in uns erstirbt, ohne daß eine andere an ihrer Stelle auftaucht. Wir sind geneigt, uns einzubilden, daß wir glücklich und zufrieden leben würden, wenn wir uns dies oder jenes verschaffen könnten, aber — mag nun der Grund in der Nichtigkeit der Dinge oder in der Ruhelosigkeit des menschlichen Geistes liegen — kaum haben wir das neue Ziel erreicht, so richten wir unsere Hoffnungen auf ein anderes und entdecken, je weiter wir schreiten, immer neue Landschaften und Scenen, die früher außerhalb der Grenzen unseres Gesichtskreises lagen.

Die natürlichen, aus solchen Betrachtungen hervorgehenden Schlußfolgerungen sind die: daß wir unsere Hoffnungen nicht allzuweit in die Ferne schweifen lassen, sondern gehörig erwägen sollen, ob die Ziele derselben auch der Art sind, daß wir gute Früchte von ihnen erwarten dürfen, oder ob wir einige Gewißheit haben, sie im Laufe unseres Lebens zu erreichen. Hoffen wir auf Dinge, die in allzu weiter Ferne liegen, so ist es möglich, daß der Tod uns ereilt, ehe wir zu dem vorgesteckten Ziele gelangen; setzen wir unsere Hoffnungen auf Dinge, deren Werth wir nicht gehörig erwogen haben, so wird die Enttäuschung größer sein, als der Genuß, den wir uns davon versprochen. Erstreben wir aber etwas, das wir aller Wahrscheinlichkeit nach niemals besitzen werden, so ist unser Dichten und Trachten ein thörichtes und wir gestalten unser Leben dadurch nur noch traum- und schattenhafter, als es ohnedies schon ist.

Viele unserer Uebel und Kümmernisse entspringen aus Mangel an Klarheit in dem einen oder in allen diesen Punkten. Sie sind die Klippen, an denen das sanguinische Geschlecht der Verliebten täglich scheitert, und an welchen Bankerottirer und Politiker, Gold- und Projectenmacher zu allen Zeiten Schiffbruch leiden. Menschen von reger Einbildungskraft und hochfliegenden Gedanken sind geneigt, das naheliegende Gute um eines aus der Ferne winkendeu Schimmers willen zu übersehen, ein wirkliches und dauerndes Glück für ein scheinbares und nichtiges zu vernachlässigen und die Schätze, welche in erreichbarer Nähe liegen, zu verachten, um denen nachzujagen, die zu erlangen sie nicht im Stande sind. Die Hoffnung rechnet auf ein Leben von langer Dauer, drängt vorwärts nach den Zielen eingebildeter Glückseligkeit, greift nach Unmöglichkeiten und führt in Folge dessen eine Menge Menschen in's Elend, in Schande und Verderben.

Das Obige möge als Moral einer arabischen Fabel gelten, die von Galland ins Französische übersetzt wurde. Die Erzählung ist von einer so einfachen Natürlichkeit, daß ich nicht daran zweifle, sie werde meinen Lesern eben so viel Vergnügen bereiten, wie sie mir bereitet hat, und sie zu Reflexionen über die Hoffnungen anregen, mit welchen sie sich hin und wieder beschäftigen und die in naher Verwandschaft mit denen des persischen Glas- und Porzellanhändlers stehen.

Alnaschar, so berichtet die Fabel, war ein fauler Bursche, der, so lange sein Vater lebte, niemals die Hand zu irgend einer Thätigkeit erhob. Als sein Vater starb, hinterließ er ihm hundert Drachmen in persischem Geld. Alnaschar glaubte nun am klügsten zu handeln, wenn er diese Summe zum Ankauf von Gläsern, Flaschen, und feinen irdenen Gefäßen verwendete. Er packte dieselben in einen großen Korb und setzte diesen zu seinen Füßen nieder, während er, mit dem Rücken an die Wand gelehnt, die Käufer erwartete.

Als er nun so da saß und seine Augen auf dem Korbe ruhen ließ, kamen ihm allerlei angenehme Gedanken, und einer seiner Nachbarn hörte ihn folgendes Selbstgespräch halten:

„Dieser Korb voll Waaren, sagte er, kostet mich im Einkauf hundert Drachmen, und das ist Alles, was ich in der Welt besitze. Indem ich aber die Sachen einzeln wieder verkaufe, werden sich die hundert Drachmen schnell in zweihundert verwandeln lassen, welche im Laufe der Zeit zu viertausend anwachsen können. Sobald ich nun auf diese Weise Besitzer von zehntausend Drachmen geworden, lege ich mein Geschäft als Glas- und Porzellanhändler nieder und werde Juwelier. Ich handle dann mit Diamanten, Perlen und allen Arten edler Steine, und bin ich endlich so reich, als ich wünsche, so kaufe ich mir das schönste Haus, daß sich finden läßt, nebst Ländereien, Sclaven, Eunuchen und Pferden. Dann werde ich anfangen das Leben zu genießen, und Aufsehen in der Welt erregen.

„Aber damit gebe ich mich noch nicht zufrieden, sondern führe meinen Handel fort, bis ich hunderttausend Drachmen zusammen habe. Bin ich Besitzer dieser Summe, so lebe ich als Prinz, und verlange die Tochter des Großvezirs zur Ehe, nachdem ich diesem Großwürdenträger mitgetheilt, welche Beschreibung man mir von der Schönheit, dem Verstand und Geist, sowie von anderen hohen Eigenschaften seiner Tochter gemacht. Ich lasse ihn dann zugleich wissen, daß es meine Absicht ist, ihm am Tage der Hochzeit ein Geschenk von tausend Goldstücken zu machen.

Sobald ich nun des Großvezirs Tochter geheirathet habe, kaufe ich ihr zehn der jüngsten und schönsten Eunuchen, die sich für Gold nur auftreiben lassen. Dann mache ich meinem Schwiegervater einen Besuch mit großem Gefolge, und wenn er mich zu seiner

Rechten niedersitzen läßt, will ich ihm die tausend Goldstücke geben, die ich ihm versprochen, und ihm außerdem — gewiß zu seinem großen Erstaunen — noch einen andern Beutel, der eben so viel enthält, überreichen. Dazu werde ich eine kurze Rede halten, wie etwa: „Herr, Ihr sehet, ich bin ein Mann, der sein Wort hält, ja ich gebe immer mehr, als ich versprochen habe."

„Wenn ich aber die Prinzessin in mein Haus geführt habe, so soll es meine besondere Sorge sein, ihr den gehörigen Respect vor mir beizubringen, ehe ich der Liebe und ehelichen Zärtlichkeit die Zügel schießen lasse. Zu diesem Zwecke werde ich sie in ihr Zimmer verschließen, ihr nur kurze Besuche machen und sehr wenig mit ihr sprechen. Ihre Frauen werden mir sagen, daß sie über meine Kälte untröstlich ist, und mich mit Thränen in den Augen bitten, sie zu liebkosen und sie neben mir sitzen zu lassen — aber ich bleibe unerbittlich und drehe ihr schon in der ersten Nacht den Rücken. Endlich kommt die Mutter, um mir ihre Tochter zu bringen, während ich auf dem Sopha sitze. Die Tochter wirft sich mir, in Thränen zerfließend, zu Füßen und bittet mich, sie in Gnaden aufzunehmen — aber ich erhebe, um ihr die gehörige Achtung vor meiner Person einzuflößen, meinen Fuß und stoße sie von mir, so daß sie einige Schritte vom Sopha niederfällt."

Alnaschar war so ganz und gar in die Vision versunken, die seine Einbildungskraft ihm vorzauberte, daß er wirklich den Fuß hob und dem Korbe mit Waaren, auf die sich der ganze Traum seines Glückes gründete, einen so unglücklichen Stoß versetzte, daß die Gläser und Gefäße weit über die Straße hinflogen und in tausend Scherben zerbrachen.

LXVIII.

— Atque feris humana in corpora transit,
Inque feras noster —

Ovid.

— Und geht aus Thieren in menschliche Leiber
Und in Gethier von uns —

(Suchier.)

Verschiedentlich haben sich die Gelehrten auf die Nothwendigkeit verwiesen gesehen, sich klar zu machen, worin das besteht, was wir die Identität der Person zu nennen pflegen.

Locke, nachdem er vorausgeschickt: das Wort Person oder Persönlichkeit bezeichne ein denkendes, mit Vernunft und Schlußvermögen begabtes Wesen, das sich selbst als Ich betrachten kann, kommt zu dem Schlusse, daß nur das Bewußtsein und nicht die Identität der Substanz die Identität der Persönlichkeit ausmacht. „Hätte ich," sagte Locke, „dasselbe deutliche Bewußtsein, die Arche Noäh während der Sündfluth gesehen zu haben, wie ich mir der Ueberschwemmung der Themse im vergangenen Winter oder der Thatsache bewußt bin, daß ich jetzt schreibe, so könnte ich eben so wenig bezweifeln, daß das Ich, welches dies schreibt und im Winter die Themseüberschwemmung und vor Zeiten die Sündfluth gesehen, ein und dasselbe Ich gewesen (in welcher Substanz es auch immer erschienen), wie ich zu zweifeln vermag, daß das Ich, welches dies schreibt, dasselbe Ich ist (einerlei, ob sich dies Ich in derselben materiellen oder immateriellen Substanz darstellt), als ich gestern war. Denn um derselbe zu sein, der ich gewesen bin, ist es einerlei, ob mein gegenwärtiges Selbst aus derselben oder aus anderen Substanzen zusammengesetzt ist, als früher."

In einem persischen Märchenbuche habe ich vor einigen Tagen eine Geschichte gefunden, die mir sehr gefällt und die sich in gewisser Weise auf obige gelehrte Streitfrage bezieht.

Ich gebe hier meinen Lesern einen Auszug derselben, mache jedoch zum Voraus bemerklich, daß die Erzählung in morgenländischer Weise geschrieben ist.

Fadlallah, ein Fürst von großer Tugend, folgte seinem Vater Bin Ortoc auf dem Throne von Mousel. Er regierte bereits eine Zeit lang über seine getreuen Unterthanen und lebte in der glücklichsten Ehe mit seiner Gemahlin Zemroude, als an seinem Hofe ein junger Derwisch erschien, der durch Geist und Liebenswürdigkeit Aller Herzen gewann. Der Ruf des Fremden wuchs mit jedem Tage, so daß endlich der König begierig wurde, ihn zu sehen und zu sprechen. Er ließ ihn kommen, und überzeugte sich, daß die öffentliche Meinung, weit entfernt, den Fremden zu überschätzen, seinem Werth noch nicht genug gethan.

In kurzer Zeit hatte Fadlallah allen Geschmack am Verkehr mit anderen Männern verloren und da er sich täglich mehr von den außerordentlichen Fähigkeiten des Fremdlings überzeugte, bot er ihm die ersten Aemter des Königreichs an. Der junge Derwisch aber, nachdem er ihm mit seltener Bescheidenheit gedankt, bat um Verzeihung, daß er das Anerbieten des Königs nicht annehmen könne. Er sagte, daß er ein Gelübde gethan, niemals irgend ein Amt bekleiden, sondern ein freies, unabhängiges Leben allem Andern vorziehen zu wollen.

Der König war über einen solchen Beweis von Genügsamkeit auf's höchste erfreut, und obwohl er den jungen Mann nicht dazu bringen konnte, sich der Staatsgeschäfte anzunehmen, machte er ihn doch zu seinem Hauptgesellschafter und Günstling.

Als sie eines Tages zusammen auf der Jagd waren und sich zufällig von der übrigen Gesellschaft entfernt hatten, begann der Derwisch den Fürsten mit einem Bericht seiner Reisen und Abenteuer zu unterhalten. Nachdem er ihm von verschiedenen Merkwürdigkeiten erzählt, die er in Indien gesehen, fuhr er fort: Dort war es auch, wo ich die Bekanntschaft eines alten Brahmanen gemacht, der mit den verborgensten Kräften der Natur vertraut war. Er starb in meinen Armen, und mit seinem letzten Hauche theilte er mir eins der wun-

derbarsten und werthvollsten Geheimnisse mit, unter der Bedingung, es niemals einem Andern anzuvertrauen.“ Der König, der sich erinnerte, daß sein junger Günstling alle Ehrenstellen ausgeschlagen, die er ihm angeboten, kam auf den Gedanken, dies Geheimniß beträfe die Kunst, Gold zu machen. „Nein, Herr,“ antwortete der Derwisch, „es ist etwas viel Wunderbareres, nämlich die Kunst, einen todten Körper auf's Neue zu beleben, indem ich ihm meine eigene Seele einhauche.“

Während er so sprach, kam eine Hindin an ihnen vorbeigelaufen; der König, der seinen Bogen gespannt hatte, schoß sie durch's Herz, und sagte dem Derwisch, daß sich hier die beste Gelegenheit böte, seine Kunst zu beweisen. Alsbald ließ der junge Mann seinen eigenen Körper leblos zu Boden fallen, während der Körper der Hindin in demselben Augenblicke wieder belebt war. Sie kam zu dem Könige, schmiegte sich an ihn, und nachdem sie noch einige muthwillige Streiche ausgeübt, fiel sie wieder auf das Gras, während der Körper des Derwisches in demselben Moment in's Leben zurückkehrte.

Der König war von diesem wunderbaren Vorgange auf's höchste entzückt und beschwor seinen Freund bei Allem, was heilig ist, ihn in das Geheimniß einzuweihen. Der Derwisch äußerte anfänglich einige Bedenklichkeiten, das Gelöbniß zu brechen, das er dem sterbenden Brahmanen abgelegt, endlich aber sagte er, daß es ihm nicht möglich wäre, einem so ausgezeichneten Fürsten irgend etwas zu verheimlichen. Nachdem er ihn also durch einen Schwur zum Schweigen verpflichtet, lehrte er ihm die Aussprache zweier kabbalistischen Worte, in denen der ganze Zauber beruhte.

Der König, voller Ungeduld, das Experiment zu versuchen, sprach die Zauberformel nach, die er so eben gelernt, worauf er sich unverzüglich im Körper der Hindin wiederfand. Er hatte jedoch nur wenig Zeit, sich dieses neuen Seins bewußt zu werden, denn der verrätherische Derwisch versetzte schleunigst seine eigene Seele in den Körper des Fürsten, spannte den Bogen und würde seinen königlichen Freund ohne Zaudern niedergeschossen haben, wäre dieser nicht, die Absicht bemerkend, so schnell als möglich in den Wald geflüchtet.

Der Derwisch, dessen Schlechtigkeit den Sieg davon getragen,

kehrte alsbald nach Mousel zurück und nahm Thron und Bett des unglücklichen Fadlallah in Besitz.

Das Erste, was er verfügte, um sich die Herrschaft des neu errungenen Königreiches zu sichern, war der Erlaß einer Proclamation, die seinen Unterthanen anbefahl, alles Rothwild im Königreich auszurotten. Der König würde jedenfalls mit dem übrigen Wild umgekommen sein, wäre er seinen Verfolgern nicht dadurch entgangen, daß er seine Seele in den Körper einer Nachtigall übertrug, die er todt unter einem Baume liegen sah. In dieser neuen Gestalt nahm er in völliger Sicherheit seinen Flug nach dem Palaste, setzte sich auf einen Baum vor den Gemächern der Königin und erfüllte den ganzen Platz mit so rührend melancholischen Tönen, daß die Königin dadurch an's Fenster gelockt wurde.

Fadlallah hatte nun freilich die Demüthigung, zu sehen, daß er nicht Mitleid, sondern Freude in der Fürstin sowohl, wie in der jungen Sclavin erweckte, die sich bei ihr befand. Dennoch fuhr er fort, ihr jeden Morgen sein Lied zu singen, bis die Königin, von seinem Gesange entzückt, den Vogelstellern Befehl gab, alle ihre Geschicklichkeit aufzubieten, um sich des kleinen Geschöpfes zu bemächtigen. Der König, der sich der Aussicht freute, wieder in die Nähe seiner geliebten Gattin zu kommen, ließ sich ohne Schwierigkeit ergreifen, und als man ihn der Königin überbrachte, flüchtete er sich vertrauensvoll an ihren Busen, während er die größte Scheu verrieth, wenn ihn die Frauen ihres Gefolges berühren wollten.

Zemroude war sehr erfreut über die unerwartete Zärtlichkeit ihres neuen Lieblings, und befahl, daß er in einem offenen Käfig in ihrem eigenen Zimmer bleiben sollte. So hatte er denn die Möglichkeit, ihr jeden Morgen seine Huldigungen darzubringen, indem er sie in jeder Weise liebkoste, die seine Gestalt erlaubte. Die Königin brachte täglich mehrere Stunden damit zu, ihn anzuhören und mit ihn zu spielen, und Fadlallah wäre vielleicht auch in diesem Zustande glücklich gewesen, hätte er nicht häufig die namenlose Qual ertragen müssen, den Derwisch eintreten und die Königin vor seinen Augen liebkosen zu sehen.

Der Usurpator wollte hin und wieder, inmitten seiner Scherze mit der Fürstin, den Versuch machen, sich mit ihrer Nachtigall zu befreunden. Und wenn dann der zornige Fadlallah mit dem Schna=

bel auf ihn einhackte, mit den Flügeln schlug und alle Zeichen einer machtlosen Wuth zur Schau trug, so gab er seinem Nebenbuhler und der Königin nur neuen Stoff zur Unterhaltung.

Zemroude besaß auch einen kleinen Schooßhund, den sie zärtlich liebte; er pflegte sich ebenfalls in ihren Gemächern aufzuhalten — aber eines Nachts starb er.

Der König fühlte sich sofort geneigt, die Gestalt der Nachtigall zu verlassen, um den Körper des Hundes zu beleben. Er that es, und am andern Morgen sah Zemroude ihren Lieblingsvogel todt im Käfig liegen. Es ist unmöglich, ihren Schmerz über dies Ereigniß zu beschreiben, und während sie sich sein Benehmen, das eine Art von Vernunft zu verrathen schien, in's Gedächtniß zurückrief, war sie über seinen Verlust völlig untröstlich.

Ihre Frauen schickten sogleich zu dem Derwisch, damit er kommen und sie trösten möge. Nachdem er ihr vergebens vorgestellt, daß es eine Schwachheit wäre, sich um solchen Vorfall in dieser Weise zu grämen, wurde er endlich durch ihre Klagen gerührt. „Hört mich an," sagte er, „um Euch zu gefallen, will ich die höchste Kunst, die ich verstehe, in Anwendung bringen. Eure Nachtigall soll jeden Morgen wieder aufleben und Euch wie bisher ihre Lieder vorsingen."

Die Königin betrachtete ihn mit Blicken, die deutlich verriethen, daß sie ihm keinen Glauben schenkte. Er aber streckte sich auf ein Sopha, ließ seine Seele in die Nachtigall übergehen, und Zemroude sah mit Erstaunen, daß ihr Vogel wieder zum Leben erwacht war.

Der König, der in Gestalt des Schooßhundes in der einen Ecke des Zimmers lag, hatte dies Alles mit angesehen, nahm augenblicklich wieder Besitz von seinem Körper, lief auf den Käfig zu und drehte in höchster Entrüstung der falschen Nachtigall den Hals um.

Zemroude war auf's äußerste erstaunt und betrübt über dies Ereigniß, bis der König sie bat, ihn anzuhören, und ihr das ganze Abenteuer erzählte.

Der Körper des Derwisches, den man im Walde gefunden, und der Befehl, alles Rothwild umzubringen, erlaubte ihr nicht, an der Wahrheit seines Berichtes zu zweifeln. Die Geschichte fügt jedoch

hinzu, daß sie in dem hohen Zartgefühl, welches den orientalischen Frauen eigen ist, über den unschuldigen Ehebruch, in dem sie eine Zeit lang mit dem Derwisch gelebt, so sehr in Verzweiflung gerathen, daß alle Trostgründe Fadlallah's sie nicht zu beruhigen vermochten. Sie starb vor Gram bald nach ihres Gatten Rückkehr, und noch mit ihrem letzten Athenzuge, bat sie ihn um Verzeihung wegen eines Vergehens, das ihr die strengste Gerechtigkeitsliebe nicht zur Last legen konnte.

Der König war so betrübt über ihren Tod, daß er das Reich einem seiner Verwandten übergab und den Rest seiner Tage in einsamer Zurückgezogenheit verlebte.

LXIX.

(Der Tod Sir Roger de Coverley's.)

Heu Pietas! heu prisca Fides!
Virg.

O der Redlichkeit! o der beständigen Treue!
(Crauer.)

Gestern erhielten wir in unserem Club eine Nachricht, die Alle tief betrübte und ohne Zweifel auch meine Leser in Bestürzung versetzen wird. Um es kurz zu sagen, Sir Roger de Coverley ist todt. Er schied aus diesem Leben in seinem Landhause nach einer Krankheit von wenigen Wochen.

Sir Andreas Freeport erhielt die Nachricht von einem seiner Correspondenten in jener Gegend. Sie lautete, daß der alte Mann sich bei einem Gerichtstage in seiner Grafschaft erkältet hätte, bei welchem er eine Eingabe, die er selbst verfaßt, mit großem Eifer befürwortet und auch seinem Wunsche gemäß durchgebracht habe. Indessen ging diese Nachricht von einem whiggistischen Friedensrichter

aus, der allezeit Sir Roger's Feind und Widersacher gewesen war. Ich erhielt Briefe von dem Caplan, wie von Capitän Sentry, die davon nichts erwähnen, aber viele Einzelheiten melden, welche dem guten alten Manne zur Ehre gereichen. Auch von dem Haushofmeister, der sich meiner im letzten Sommer, als ich im Hause des Ritters weilte, so sorgsam annahm, empfing ich eine Zuschrift, und da der Mann in der Einfalt seines Herzens Umstände erwähnt, welche die Anderen mit Stillschweigen übergingen, so will ich meinen Lesern eine unverkürzte und getreue Copie dieses Briefes geben:

„Geehrter Herr!

„Da ich weiß, daß Ihr meines alten Herrn guter Freund gewesen seid, so kann ich nicht umhin, Euch die traurige Kunde seines Todes mitzutheilen, welcher die ganze Umgegend sowie seine Diener, die ihn, wie ich wohl sagen darf, mehr liebten als ihr Leben, in die tiefste Betrübniß versetzt. Ich fürchte, daß er sich den Tod in der letzten Provinzial=Gerichtssitzung zugezogen hat, wo er für eine arme Wittwe und ihre vaterlosen Waisen, die durch einen benachbarten Gentleman in ihrem Rechte gekränkt wurden, auftrat. Ihr wißt ja, Sir, daß er allezeit ein Freund der Armen war.

„Als er nach Hause kam, beklagte er sich, daß er seinen Roastbeef=Appetit verloren hätte und nicht im Stande wäre, von der Rindslende zu essen, welche wie gewöhnlich aufgetragen wurde und sonst, wie Ihr wißt, sein Lieblingsgericht war. Von diesem Moment an wurde es schlimmer und schlimmer mit ihm, aber er blieb guten Muthes bis zuletzt. Einmal hatten wir sogar Hoffnung auf seine Wiedergenesung. Es war, als eine sehr gütige Botschaft von einer benachbarten verwittweten Dame eintraf, die er während der letzten vierzig Jahre seines Lebens geliebt hat — aber es war eben nur ein Aufflackern der Lebensgeister vor dem Erlöschen. Er hat dieser Dame als Zeichen seiner Liebe ein Perlenhalsband vermacht, sowie ein Paar silberne, mit Juwelen besetzter Armbänder, welche früher meiner guten alten Herrin, seiner Mutter, gehörten.

„Den schönen weißen Wallachen, welchen er auf der Jagd zu reiten pflegte, hat er seinem Caplan bestimmt, weil er meinte, derselbe würde das Thier gut behandeln. Dem Caplan vererbte er

außerdem ein hübsches Haus mit etwas Land, und da es ein sehr kalter Tag war, als er sein Testament machte, so setzte er jedem Manne im Kirchspiel zur Trauer einen dicken Friesrock aus und jeder Frau einen schwarzen Kapuzenmantel.

„Unbeschreiblich rührend war es, ihn von seinen Dienern Abschied nehmen zu sehen. Er dankte uns für unsere Treue, während wir vor Thränen nicht im Stande waren, ein Wort zu sprechen. Da die meisten von uns im Dienste unseres theuren Herrn grau geworden sind, so hat er uns mit Pensionen und Legaten bedacht, von denen wir bis zum Ende unserer Tage bequem leben können. Auch für wohlthätige Zwecke setzte er eine Menge Legate aus, die ich noch nicht alle kenne, und man glaubt im Kirchspiel mit Gewißheit, daß er eine Summe Geldes dazu bestimmte, einen Glockenthurm auf die Kirche zu bauen, denn man hatte ihn kurz vorher sagen hören, daß, wenn er noch zwei Jahre lebe, die Coverley=Kirche einen solchen bekommen solle.

„Der Caplan erzählt Jedermann, daß Sir Roger's Ende ein sanftes und seliges war, aber er spricht nie ohne Thränen von ihm. Begraben wurde der alte Herr, nach seinen eigenen Bestimmungen, in den Reihen der Familie Coverley, zur Rechten seines Vaters des Sir Arthur Coverley. Sechs seiner Pächter trugen den Sarg und sechs Gerichtsbeisitzer die Zipfel des Bahrtuches. Die ganze Gemeinde folgte der Leiche mit schwerem Herzen und in ihren Trauerkleidern, die Männer in den Friesröcken, die Frauen in den Kapuzenmänteln.

„Capitän Sentry, der Neffe meines Herrn, hat von Coverley=Hall und den sämmtlichen Gütern Besitz genommen. Als ihn mein Herr kurz vor seinem Tode noch einmal sah, schüttelte er ihm die Hand, wünschte ihm viel Freude an dem Erbe, das ihm zufiel, empfahl ihm, allezeit guten Gebrauch davon zu machen und die verschiedenen Legate und Geschenke auszuzahlen, die er als Erbzins auf die Güter gelegt hatte.

„Und der Capitän, obgleich er wenig spricht, scheint ein leutseliger Mann zu sein. Er hält etwas auf die Leute, die der Ritter gern gehabt hat und zeigt sich selbst freundlich gegen den alten Haushund, den mein armer Herr, wie Ihr wißt, so sehr liebte. Es würde Euch zu Herzen gegangen sein, wenn Ihr das Geheul des

armen Thieres am Todestage des Herrn gehört hättet. Es ist seitdem auch eben so wenig wieder froh geworden als, einer von uns. — — — —

„Es war der traurigste Tag, den die armen Leute in Worcestershire jemals erlebt haben. Dies ist Alles, geehrter Herr, was Euch zu sagen weiß

Euer tiefbetrübter Diener
Eduard Biscuit.“

„P. S. Mein Herr sprach einige Wochen vor seinem Tode den Wunsch aus, daß das beigehende Buch Sir Andreas Freeport in seinem Namen übergeben werden möge.“

Dieser Brief gab uns trotz der einfachen Schreibart des armen Haushofmeisters ein so treues Bild unseres guten alten Freundes daß bei der Vorlesung desselben kein Auge im Club trocken blieb.

Als Sir Andreas das Buch öffnete, fand sich, daß es eine Sammlung von Parlamentsacten war. In dem Gleichmäßigkeitsgesetz, welches Sir Roger eingezeichnet hatte, waren mehrere Stellen angestrichen und mit Bemerkungen versehen, welche sich auf zwei oder drei Punkte bezogen, über die er sich in der letzten Zeit mit Sir Roger im Club gestritten hatte. Sir Andreas, der dadurch zu anderen Zeiten höchlich belustigt worden wäre, brach beim Anblick der Handschrift des alten Mannes in Thränen aus und steckte das Buch in die Tasche. — Capitän Sentry meldete mir, daß der gute Ritter für alle Mitglieder des Clubs Ringe und Trauerkleider bestimmt hat. *)

---

*) Addison war für den Charakter Sir Roger de Coverley's sehr eingenommen und wünschte durch obigen Artikel zu verhindern, daß ein anderer Schriftsteller ihn etwa aufgriffe und weiter führte. Vor dem Schlusse des „Zuschauers“ sagte er zu einem Freunde mit großer Wärme: „Ich muß Sir Roger tödten, damit kein Anderer ihn umbringt.“

LXX.

Sic visum Veneri; qui placet impares
Formas atque animos sub juga ahenea
Saevo mittere cum joco.

Horat.

Dies hat Venus gewollt, welche, was widerstrebt,
So an Herz wie Gestalt, gern in das eherne
Joch mit grausamem Scherze beugt.

(Binder.)

Es ist etwas sehr Gewöhnliches, Männer, welche zu einer oder der andern Zeit ihres Lebens entschieden gegen die Ehe waren, doch noch in diesen Stand eintreten zu sehen, welchen sie lange lächerlich gegemacht, so daß nun der Spott auf ihr eigenes Haupt zurückfällt. Ich habe kaum irgend einen Weiberfeind gekannt, der nicht früher oder später dafür zu bezahlen gehabt hätte; denn die Ehe, die für andere Männer ein Segen ist, kommt über sie wie eine Art Strafe. Congreve schildert in seinem „Hagestolz" ein Beispiel dieser Art mit eben so viel Witz als Humor. Mit einem Worte: diejenigen, die sich am meisten in der Verspottung des andern Geschlechts auszeichneten, thun häufig Buße, indem sie eine der unwürdigsten Personen zur Gattin und Lebensgefährtin erwählen. Hymen rächt sich auf diese Weise an denen, welche seinen Cultus verachten.

Mein Freund Will Honeycomb, der seinen Witz oft in unbarmherziger Weise an den Frauen ausgelassen, hat ihnen vollständig Genugthuung gegeben, indem er sich kürzlich mit der Tochter eines Pachters verheirathet, eine Neuigkeit, die mit der letzten Post an unsern Club gelangte. Der Templer ist fest überzeugt, daß unser Freund ein Milchmädchen genommen hat; Will aber, der mir bei dieser Gelegenheit einen Brief schrieb, sucht die Sache im besten Lichte darzustellen und giebt mir einen erträglicheren Be-

richt über seine Auserwählte. Ich muß gestehen, daß ich sogleich etwas Außergewöhnliches erwartete, als ich beim Oeffnen des Briefes fand, daß Will seiner früheren Fröhlichkeit untreu geworden war, das „Theurer Schauer," womit er sonst zu beginnen pflegte, in: „Mein würdiger Freund" umgewandelt hatte, und sich am Ende des Briefes in unverkürzter Länge unterschrieb: „William Honeycomb." Mit einem Worte, der lustige, laute, eitle Will Honeycomb, der seit dreißig Jahren jedem großen Vermögen, das in London auftauchte, den Hof gemacht und mit der Gunst von Damen geprahlt hat, die er nie gesehen, ist endlich mit einem einfachen Landmädchen verheirathet.

Sein Brief zeigt uns das Bild eines bekehrten Lebemanns. Das nüchterne Wesen des Eheherrn ist darin mit dem des Wüstlings vermischt, und der Ton noch immer durch die kleinen Kunstausdrücke verziert, die meinem Freund Will den Namen eines feinen Mannes erworben hatten.

Aber wir wollen von ihm selber hören, was er zu sagen hat. Er schreibt:

„Mein würdiger Freund!

„Ich darf wohl nicht bezweifeln, daß Ihr und meine übrigen Bekannten die Nachricht voll Erstaunen aufnehmen werdet, daß ich, der ich dreißig Jahre lang ununterbrochen in Londons Rauch und Eitelkeit gelebt, plötzlich am Landleben Geschmack gefunden habe. Wäre nicht mein Hund von Haushofmeister weggelaufen, ohne seine Rechnungen zu ordnen, so würde ich noch immer in Sünde und Kohlendampf versunken sein. Aber seit meinem letzten erzwungenen Besuche gefällt es mir auf meinem Landgute so sehr, daß ich beschlossen habe, daselbst zu leben und zu sterben. Täglich bin ich draußen in meinen Feldern, und kann mich kaum enthalten, diesen Brief mit Windeshauch, Baumschatten, Blumenduft, Wiesen und murmelnden Bächen anzufüllen. Die Einfachheit der Lebensweise, von der ich Euch so oft sprechen hörte, und die ich hier in ihrer Vollkommenheit finde, entzückt mich. Als einen Beweis dafür muß ich Euch, und durch Eure Vermittelung dem ganzen Club zu wissen thun, daß ich mich kürzlich mit der Tochter eines meiner Gutsangehörigen verheirathet habe. Sie ist das Kind rechtschaffener

Eltern, und wenn sie auch kein Vermögen besitzt, so hat sie dafür eine Menge vortrefflicher Eigenschaften aufzuweisen. Die ungekünstelte Sanftmuth und Unschuld ihres Benehmens, die Frische ihres Gesichts, die einfache Anmuth ihrer Gestalt und Haltung ergriff mein Herz, so oft ich sie sah, und sie machte in ihrem wollenen Kleidchen mehr Eindruck auf mich, als die größten Schönheiten in Brocat.

„Mit einem Wort, sie ist eine Frau, die mir einen gesunden Erben für meine Güter verspricht, und wenn ich durch sie meinen Kindern das nicht zu geben vermag, was man fälschlich als Vorzüge der Geburt zu bezeichnen pflegt, nämlich hohe Titel und Verwandtschaften, so hoffe ich ihnen dafür die wirklichen und werthvollen Gaben des Lebens: einen starken Körper und eine gesunde Constitution zn sichern. Was Eure feinen Damen betrifft, so brauche ich Euch nicht zu sagen, daß ich sie kenne. Ich hatte mich mancher Gunst von ihnen zu erfreuen — aber nichts mehr davon. Es soll von jetzt an meine Aufgabe sein, das Leben eines rechtschaffenen Mannes zu führen, und mich zu betragen, wie es dem Haupte einer Familie zukommt.

„Ich bezweifle nicht, daß ich mir den Spott der Stadt zuziehen werde, daß man mich in der Tonart des „bekehrten Ehefeindes“ besprechen wird, aber darauf bin ich vorbereitet. Ich habe mich zu meiner Zeit in derselben Weise über Andere lustig gemacht. Um Euch die volle Wahrheit zu sagen, ich sah in letzter Zeit eine solche Anzahl junger, leichtsinniger, eleganter Herrchen aufschießen, daß ich meine Stellung als homme de ruelle nicht länger zu behaupten wagte. Auch fühlte ich eine gewisse Steifheit in meinen Gliedern, welche mich meiner bisherigen Munterkeit und Leichtfüßigkeit beraubte. Ueberdies — ich kann Euch jetzt ja mein Alter beichten — stehe ich seit etwa zwölf Jahren in meinem achtundvierzigsten.

„Sollte mein Zurückziehen auf's Land irgend eine Lücke in unserm Club verursachen, so würde ich Euch bitten, den Platz durch meinen Freund Tom Dapperwit auszufüllen. Er besitzt viel Feuer und eine gründliche Kenntniß von London. Was mich betrifft, so will ich, wie ich schon oben sagte, ein Leben zu führen suchen, wie es einem Manne in meinen Verhältnissen zukommt; will ein verständiges Familienhaupt, ein guter Gatte, ein sorgsamer Vater sein

(wenn ich letzteres jemals werden sollte), immer aber bleiben Euer aufrichtiger Freund und gehorsamer Diener

William Honeycomb."

LXXI.

Quamvis digressu veteris confusus amici
Laudo tamen. — — —

Juvenal.

Wenn auch schmerzlich bewegt, daß ein alter Freund von mir scheidet,
Lob' ich doch seinen Entschluß.

(Berg.)

Ich glaube, daß die meisten Menschen mit der Absicht in das Geschäftsleben eintreten, sich aus demselben in eine stille Einsamkeit zurückzuziehen, sobald es ihnen gelungen ist, ein gewisses Vermögen zu erwerben. Unglücklicher Weise finden wir aber immer eine oder die andere Entschuldigung, unsere guten Vorsätze aufzuschieben, bis das beabsichtigte Zurückziehen von der Welt durch den Tod vereitelt wird. Niemand fällt es jedoch schwerer, sich dem lauten Weltgetriebe zu entreißen, als denen, die in der Anhäufung von Reichthümern alt geworden sind. Ihre Gemüther sind so erfüllt von dem beständigen Streben nach Gewinn, daß es ihnen sehr schwer wird, ihrer Seele eine andere Richtung zu geben und sie Gegenständen zuzuwenden, die zwar in jeder Altersstufe unser höchstes Interesse verdienen, aber hauptsächlich unsere letzten Lebensjahre in Anspruch nehmen sollten. Horatius erzählt von einem alten Wucherer, der, von den Freuden des Landlebens entzückt, den Beschluß faßte, sich ein Gut zu kaufen, und zu diesem Zwecke seine Gelder einzog. Was aber war der Ausgang seines Beginnens? Er hatte das Geld nach wenigen Tagen auf's Neue ausgeliehen.

Auf alle diese Gedanken bin ich durch ein Gespräch gekommen, das ich vergangene Woche mit meinem würdigen Freunde Sir Andreas Freeport hatte, einem Manne von so viel natürlicher Beredtsamkeit, gesunder Vernunft und Rechtschaffenheit, daß ich immer eine besondere Freude empfinde, ihm zuzuhören. Während wir neulich als die einzigen übrig bleibenden Mitglieder unseres Clubs beisammen saßen, erzählte mir Sir Andreas von den wechselnden Scenen seines arbeitsreichen Lebens, und rechnete mir eine Fülle glücklicher Ereignisse vor, die er zu anderen Zeiten als Vortheil bringende Zufälle bezeichnet haben würde, die er aber in seiner jetzigen Gemüthsverfassung Gnadengeschenke, Gaben der Vorsehung und Segnungen eines redlichen Gewerbfleißes nannte. „Nun müßt Ihr aber wissen, lieber Freund," sagte er, „daß ich gewöhnt bin, mich als Schuldner und Gläubiger anzusehen, und daß ich in dieser Weise auch meine Rechnung mit dem Himmel aufzustellen pflege. Dabei finde ich denn, wenn ich die Seite meiner Schuld betrachte, so unzählige Posten verzeichnet, daß meine Rechenkunst nicht ausreicht, sie zu übersehen; prüfe ich dagegen, was ich zu fordern habe, so zeigen sich mir fast nur leere Seiten. Nun bin ich mir zwar vollständig bewußt, daß es nicht in meiner Macht liegt, die Rechnung mit meinem Schöpfer auszugleichen, indessen bin ich doch entschlossen, alle meine künftigen Bestrebungen dieser Richtung zuzuwenden. Ihr dürft Euch darum nicht wundern, mein Freund, wenn Ihr hört, daß ich mich einem beschaulichen Leben ergeben habe und nicht mehr mit Euch an diesem Orte zusammenkommen kann."

Trotz des Verlustes, der mich dadurch bedrohte, konnte ich diesen Entschluß nur billigen. Seitdem hat sich Sir Andreas noch ausführlicher in einem Briefe ausgesprochen, der mir soeben zugegangen ist. Er schreibt:

„Lieber Herr Zuschauer!

„Obwohl mich meine Freunde im Club immer verlacht haben, wenn ich davon sprach, mich von den Geschäften zurückzuziehen (wobei sie mir mein eigenes Sprichwort zu wiederholen pflegten: „Ein Kaufmann hat nicht genug, bis er noch ein bischen mehr bekommt"), kann ich Euch jetzt die Mittheilung machen, daß es einen Kaufmann giebt, der genug zu haben glaubt, und entschlossen ist,

den Rest seines Lebens im Genusse dessen, was er besitzt, zu verbringen.

„Ihr kennt mich so gut, daß ich Euch nicht erst zu sagen brauche, wie ich unter dem Genusse meines Eigenthums nichts Anderes verstehe, als dasselbe für das Allgemeine nutzbringend zu machen. Zu diesem Zwecke habe ich mein Vermögen, das bisher zum größten Theile unsicherer Natur war, weil es von Wind und Wellen oder dem Fallen und Steigen der Staatspapiere abhing, durch den Ankauf von Ländereien sicher gestellt. Ich habe mein Geld den Zufälligkeiten der politischen Einflüsse, wie der Witterung entzogen und mir ein bedeutendes Landgut dafür gekauft. Dies wird mir Gelegenheit geben, in meiner Weise wohlthätig zu sein, das heißt, es wird mich in den Stand setzen, meine armen Nachbarn zu beschäftigen und ihnen durch ihre eigene Arbeit ein behagliches Leben zu verschaffen. Meine Gärten, Fischteiche, Getreidefelder und Weidegründe sollen meine Hospitäler, oder besser gesagt, meine Werkstätten sein, durch welche ich eine Anzahl von armen Leuten zu ernähren beabsichtige, die jetzt in meiner Nachbarschaft beinahe Hungers sterben. Ich habe eine große Strecke Landes gekauft, das urbar gemacht werden muß, und im Geiste sehe ich schon, wie ein Theil davon umgepflügt, ein anderer umzäunt wird, wie ich Wälder pflanze und Moräste austrockne. Kurz, ich habe mir vorgenommen, meinen Antheil an der Bodenfläche unserer Insel zu einem der schönsten Fleckchen Erde im Gebiete Ihrer Majestät zu machen; wenigstens soll jeder Zollbreit desselben so gut als möglich angebaut und für seinen Eigenthümer so gewinnbringend als möglich sein. Wie ich es während meiner kaufmännischen Thätigkeit einzurichten wußte, daß der Wind, von welcher Seite der Windrose er auch kommen mochte, irgend eins meiner Schiffe heimwärts brachte, so hoffe ich, als Landwirth es dahin zu bringen, daß kein Regenschauer und kein Sonnenstrahl auf meine Felder fallen kann, ohne irgend einem Theile derselben gut zu thun oder irgend ein Erzeugniß der Jahreszeit zu vervollkommen.

„Ihr wißt, es war bisher meine Ansicht vom Leben, daß es so gut wie weggeworfen ist, wenn es nicht irgend einen Nutzen für Andere stiftet. Aber wenn ich jetzt allein in der frischen Luft über die Haide reite, die bei meinem Hause liegt, finde ich, daß sich an-

dere Ansichten in mir entwickeln." Es scheint mir jetzt, als ob ein Mann meines Alters genug in sich selbst zu thun hätte, um seine Seele für eine andere Welt vorzubereiten, und sie mit dem Gedanken des Sterbens zu versöhnen.

„Uebrigens muß ich Euch gestehen, daß ich außer meiner gewöhnlichen Art, Wohlthätigkeit zu üben, von der ich vorhin gesprochen, jetzt auch damit umgehe, einen passenden Platz zur Errichtung eines Armenhauses auszusuchen, das ich für ein Dutzend bejahrter Landleute behaglich auszustatten gedenke. Es wird eine große Freude für mich sein, zweimal täglich mit Männern meines Alters beten zu können, die alle, eben so wie ich, ihre Gedanken mehr damit beschäftigen, wie sie sterben, als wie sie leben sollen. Ich erinnere mich eines vortrefflichen Spruches, den ich in der Schule gelernt: „Finis coronat opus." Ihr wißt besser als ich, ob er im Horatius steht oder im Virgil, meine Aufgabe ist nur, ihn in Anwendung zu bringen.

„Wenn Euch Eure Geschäfte erlauben, hin und wieder die Landluft bei mir zu genießen, werdet Ihr immer ein Zimmer für Euch in Bereitschaft finden, und sollt täglich mit Rind- oder Hammelfleisch meiner eigenen Mast, mit Fischen aus meinen Teichen und Früchten aus meinen Gärten bewirthet werden. Ihr sollt im Hause ein- und ausgehen können, ohne irgendwie durch Fragen belästigt zu sein, und sollt so herzlich bewillkommnet werden, als Ihr nur irgend erwarten mögt, von Euerm aufrichtigsten Freunde und gehorsamen Diener

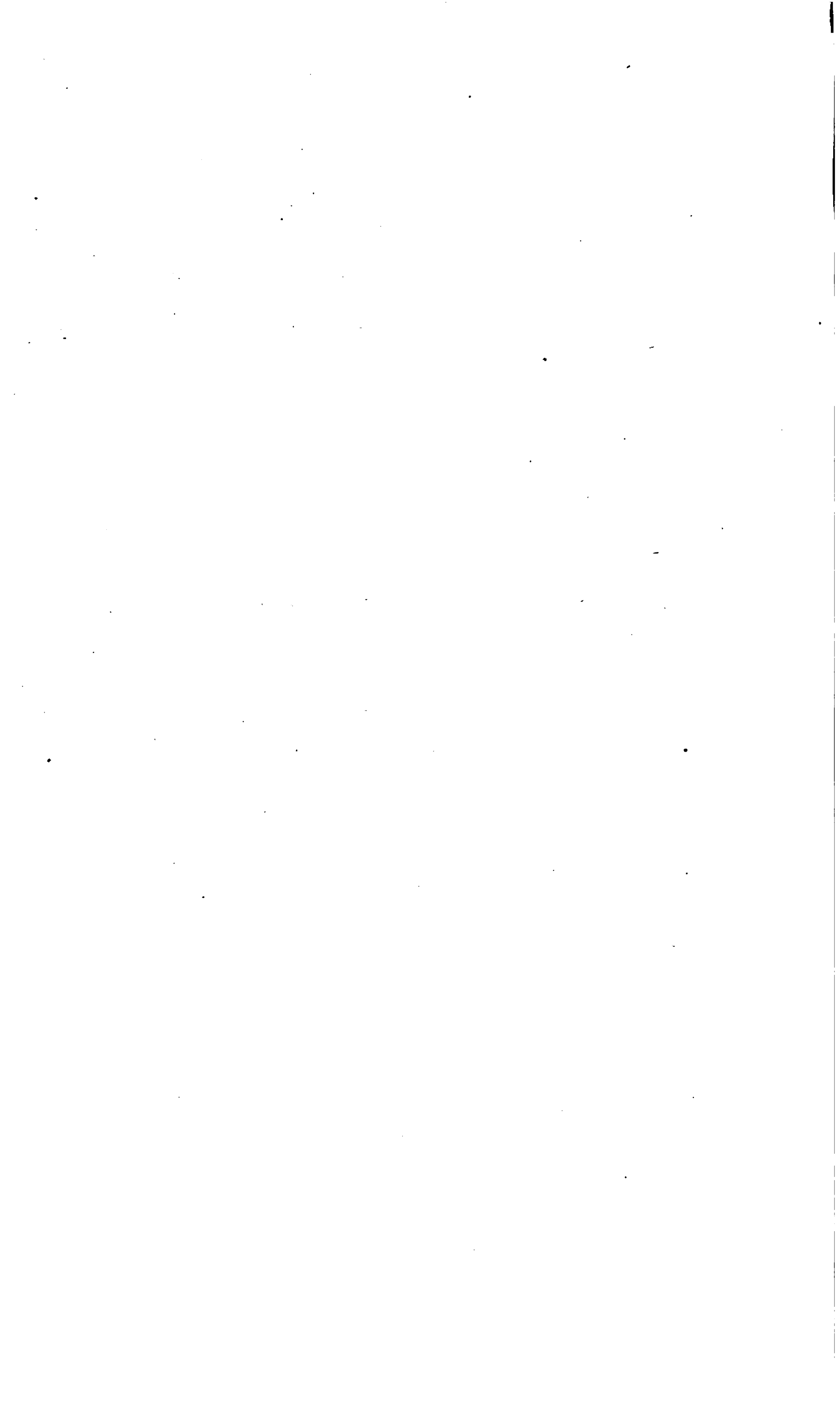
Andreas Freeport."

Der Club, dessen Mitglied ich war, ist somit vollständig aufgelöst, und ich werde nächste Woche mit meinen Lesern über die Bildung eines neuen zu Rathe gehen.*)

*) Der Tod Sir Roger de Coverley's, die Heirath Will Honeycomb's und das Ausscheiden Sir Andreas Freeport's beschließen im siebenten Band des „Zuschauer" die verbindende Erfindung, und sind zugleich die letzten Beiträge Addison's zu demselben. Wie in der Biographie Addison's schon erzählt ist, nahm er beinahe zwei Jahre nach dem Schlusse den „Zuschauer" noch einmal auf und lieferte ohne Steele's Mitwirkung einen achten Band mit vorzüglichen Beiträgen. Die bekanntesten und frischesten derselben sind in

der vorstehenden Uebertragung in den Rahmen der übrigen sieben Bände, der durchgehenden Erzählung, eingefügt worden. „Der Wittwenclubb,“ „die Liebe Hilpa’s und Schalum’s,“ „die Geschichte von der Speckseite,“ sowie andere hier vor den Schlußbeiträgen des siebenten Bandes mitgetheilte Aufsätze sind dem achten Band des „Spectator“ entnommen. Addison hat natürlich zu dem „Zuschauer“ eine weit größere Anzahl von Beiträgen geliefert als die vorstehend ausgewählten, wir glauben indeß nicht, daß ein besonders berühmter oder hervorragender und für die Eigenthümlichkeit des Schriftstellers bezeichnender Aufsatz vermißt werden dürfte. Die Nachschrift zum Schlußbriefe des Sir Andreas deutet auf ein in den letzten Nummern des siebenten Bandes näher dargelegtes Project einer neuen Zeitschrift hin, welche in der That unter dem Titel des „Guardian“ („Vormunds“ oder Wächters“) in’s Leben trat, aber nicht entfernt die Bedeutung des „Plauderer“ oder „Zuschauer“ erlangte.

Beiträge zum Plauderer.



Einleitung.

Der „Plauderer" (Tatler) war, wie in der biographischen Einleitung „Addison" bereits erwähnt ward, die früheste der von Steele im Verein mit Addison und anderen Whigfreunden herausgegebenen „moralischen Wochenschriften." Wie dort angedeutet, ging Steeles ursprünglicher Plan über ein Neuigkeitsblatt nur wenig hinaus. „Ich werde," sagte die Ankündigung, „von Zeit zu Zeit über alle möglichen Stoffe, die mir aufstoßen, berichten und über sie Betrachtungen anstellen, und diese Berichte und Betrachtungen werde ich jeden Dienstag, Donnerstag und Samstag, als an denjenigen Tagen, an welchen die Posten in das Land abgehen, herausgeben. — Ich werde die Blätter von den Orten aus datiren, deren Schild den Leser von vornherein auf den Stoff, den er zu erwarten hat, vorbereitet. Alle Erzählungen der Galanterie, des Vergnügens und der Unterhaltung erscheinen unter dem Schild von White's Chocoladenhaus, die Dichtung unter dem von Will's Kaffeehaus, die Wissenschaft unter dem des Griechen, die inneren und auswärtigen Angelegenheiten unter dem von James' Kaffeehaus, und was ich etwa außerdem noch der Rede Werthes zu geben habe, aus meiner eigenen Wohnung."

Auch der „Plauderer" ward nicht ohne eine Art zusammenhaltender Fiction in die Welt gesendet. Nicht Richard Steele, sondern „Mr. Isaak Bickerstaff, Esq., Astrolog," hieß vor der Welt der Herausgeber, eine erdichtete Figur, welche durch Swift's

glänzende Satyre gegen den Kalendermacher Partridge dem englischen Publikum so vertraut geworden war, als irgend eine Romanfigur in unseren Tagen. Steele hielt den Plan im Großen und Ganzen mit bemerkenswerther Geschicklichkeit fest, an Stelle des Mr. Birkerstaff trat zu Zeiten und bei Artikeln, die hauptsächlich auf die Frauen berechnet waren, dessen Halbschwester Miß Jenny Distaff. Aber doch tritt mitten im Verlauf der vier Bände des „Plauderer" eine bemerkenswerthe, hauptsächlich durch Addison veranlaßte Aenderung ein. Mr. Bickerstaff erhebt sich in seinen Beobachtungen und Betrachtungen weit über sein ursprüngliches Niveau und wird ernster und gehaltvoller. Steele selbst gab zu, daß es ihm mit Addison's Mitwirkung ergangen sei „wie einem bedrängten Fürsten, der einen allzumächtigen Bundesgenossen zu Hülfe gerufen habe."

Im Allgemeinen werden Addison's Beiträge zum „Plauderer" minder hoch geschätzt, als seine Zuschaueraufsätze. Wir bekennen offen, daß uns die besten derselben im Gegentheil so frisch, lebendig und vortrefflich erscheinen, als irgend eine hervorragende Nummer des „Zuschauer". Es liegt ein glückliches Behagen in ihnen, das ganze Behagen und die sprudelnde Lebendigkeit eines Schriftstellers, der eine neue Seite seines Talents eben entdeckt, eine unerschöpfliche Mine zuerst erschlossen und angebrochen hat. Und in diesem Sinne meinen wir, daß die nachstehenden Aufsätze mindestens kein geringeres Interesse beanspruchen dürfen als diejenigen, welche ihnen vorangegangen.

Der Herausgeber.

I.

Tom Folio, der Büchernarr.

Tom Folio ist einer jener Büchernarren, die sich damit beschäftigen, gute Ausgaben aufzukaufen und die Bibliotheken großer Männer zusammenzutragen. Keine öffentliche Bücherversteigerung nimmt ihren Anfang, ehe Tom Folio zur Thür hereingetreten, — keine Auction ist denkbar, bei der sein Name nicht im letzten kritischen Moment, ehe der Hammer des Auctionators fällt, gehört würde. Keine Subscription wird eröffnet, zu welcher man Tom nicht den ersten Pränumerationsplan zuschickt, und kein Katalog verläßt die Presse, der nicht noch naß in seine Hände käme. Er besitzt, so weit es die Titelblätter aller Autoren betrifft, die umfassendste Gelehrsamkeit, kennt die von jedem großen Schriftsteller vorhandenen Manuscripte, sowie alle Ausgaben, die man davon veranstaltet, und jedes Lob oder jeden Tadel, den die verschiedenen Größen der gelehrten Welt darüber ausgesprochen. Aldus und Elzevir*) schätzt er höher als Virgil und Homer, und spricht man von Herodot, so bricht er in einen Panegyrikus über Harry Stephens**) aus. Er

*) Aldus Manutius in Venedig und Elzevir in Leyden waren berühmte Drucker, der erste des sechszehnten, der andere des siebzehnten Jahrhunderts. Ihre Classikerausgaben sind außerordentlich vorzüglich und werthvoll.

**) Berühmter französischer Buchdrucker des sechszehnten Jahrhunderts, gelehrter Kenner des Griechischen, dessen Classikerausgaben gleichfalls zu den bibliographischen Cabinetsstücken zählen.

glaubt die erschöpfendste Schilderung eines Schriftstellers zu geben, wenn er Euch sagt, über was er geschrieben, Euch den Namen des Herausgebers und das Jahr nennt, in welchem dieses oder jenes seiner Werke erschienen. Fragt Ihr ihn nach anderen Einzelheiten, so redet er von der Güte des Papiers, preist die Sorgfalt des Correctors und spricht mit Entzücken von der Schönheit des Druckes. Dies Alles betrachtet er aber als tiefe Gelehrsamkeit und echte Kritik. Diejenigen, welche von Feinheit des Styls und Klarheit der Gedanken sprechen, oder die Schönheit irgend einer poetischer Stelle hervorheben, wird Tom — auch wenn sie eben so geistreich und talentvoll wären, wie der gerühmte Autor selbst — immer als Männer von oberflächlicher Bildung und unbedeutendem Wissen betrachten.

Dieser gelehrten Idiot — dafür halte ich jeden Pedanten — machte mir gestern Morgen einen Besuch, und ich entdeckte an ihm Spuren von Narrheit, die ich bis dahin noch nicht beobachtet hatte. Ganz voll von der Rolle, die er in der gelehrten Welt spielt, und sehr befriedigt von dem Umfange seines eigenen Wissens, setzte er mir weitläufig auseinander, daß er die Anschauungen seiner Väter nicht in allen Stücken theile, mit anderen Worten, daß er nicht an eine zukünftige Belohnung oder Strafe glaube, weil Aeneas, als er — nach Virgil's Schilderung — das Reich des Todes verließ, durch die elfenbeinerne Pforte ging, und nicht durch die von Horn.

Da ich wußte, daß Tom nicht Verstand genug besaß, um eine einmal gefaßte Meinung aufzugeben, und ich Streit vermeiden wollte, so sagte ich ihm, daß Virgil seine Fehler und Irrthümer habe, wie jeder andere Schriftsteller. „Ach, Mr. Bickerstaff," sagte er, „Ihr würdet eine andere Meinung von ihm hegen, wenn Ihr ihn in der Ausgabe von Daniel Heinsius gelesen hättet. Ich habe ihn in dieser Edition selbst mehrere Mal Blatt für Blatt durchgesehen," fuhr er fort, „und habe trotz der genauesten und gewissenhaftesten Prüfung nur zwei Fehler darin finden können. Der eine derselben befindet sich in der Aeneide, wo statt zweier Einschlußzeichen zwei Komma stehen, der andere im dritten Gesang der Georgica, wo ein Semikolon auf dem Kopfe steht." — „Vielleicht," entgegnete ich, „war das nicht Virgil's Fehler, sondern der des Abschreibers." — „Ich beabsichtigte auch nicht, damit eine tadelnde Bemerkung über Virgil

zu machen," sagte Tom. „Im Gegentheil, ich weiß, daß alle Manuscripte einer solchen Interpunction widersprechen. Ach, Mr. Bickerstaff," fügte er hinzu, „was würde man darum geben, nur einen einzigen Abschnitt aus dem Virgil in des Dichters eigener Handschrift zu sehen!" — Ich fragte ihn, welchen Abschnitt er meine. — „O, nur irgend einen Abschnitt!" entgegnete er.

Dann erzählte er mir die ganze Geschichte der gelehrten Welt. Von modernen Arbeiten, welche sich mit dem Namen alter Autoren geschmückt; von alten Büchern, die gegenwärtig in den verschiedensten Theilen Europas geschrieben oder gedruckt werden; von Verbesserungen, die bereits vorgenommen, aber noch nicht veröffentlicht sind und tausend andere Einzelnheiten, mit denen ich selbst um den Preis des päpstlichen Stuhles mein Gedächtniß nicht beschweren möchte.

Endlich, als er die feste Ueberzeugung gewonnen, daß ich ihn anstaunte und als ein Wunder von Gelehrsamkeit betrachtete, empfahl er sich. Ich kenne viele Männer von Tom's Art, welche enthusiastische Bewunderer Tasso's sind, ohne ein Wort Italienisch zu verstehen, und erinnere mich namentlich eines Mannes, der einen Pastor fido*) in der Tasche herumträgt, von welchem er, des bin ich sicher, keine Schönheit kennt, als die des Druckes.

Aber es giebt noch eine andere Art von Pedanten, die mit aller thörichten Kleinlichkeit eine bessere Grundlage im Latein und Griechischen verbinden, und im gleichen Grade unerträglicher werden, als sie unterrichteter sind. Zu dieser Klasse gehören sehr oft Herausgeber, Commentatoren, Interpretoren, Ausleger und Kritiker — mit einem Worte alle Männer, welche tiefe Gelehrsamkeit ohne gesunde Vernunft besitzen.

Diese Leute schätzen sich höher, weil sie nur eine Stelle in einem griechischen Schriftsteller zu deuten verstehen, als sie den Autor schätzen, der das Werk geschrieben, ja, sie würden der fraglichen Stelle selbst ohne Bedenken alle Schönheit absprechen, wenn man sie nicht für die größten Männer ihrer Zeit hielte, weil sie im Stande waren, dieselbe zu interpretiren. Sie sehen mit Verachtung auf die schönsten Gedichte ihrer Zeitgenossen, aber sie schließen sich zwölf Monate lang in ihr Studirzimmer, um eine antike Bagatelle, die

*) Ein Gedicht von dem italienischen Poeten Guarini.

jedem modernen Autor nur Geringschätzung eintragen würde, zu corrigiren, zu erklären und zur Herausgabe vorzubereiten. Männer von der unbestrittensten Moralität, der strengsten Lebensführung und der tiefsten Religiosität schreiben dicke Bände über ein werthloses griechisches oder lateinisches Sonett, veranstalten die Herausgabe der unmoralischsten Schriftsteller und ergehen sich in seitenlangen Untersuchungen über die verschiedenen Lesarten eines unzüchtigen Ausdruckes. — Alles, was sich zu ihrer Entschuldigung sagen läßt, ist: daß ihre Werke den Beweis liefern, wie wenig Geschmack sie selbst an ihren Autoren finden, und daß Alles, was sie in dieser Beziehung thun, nicht aus der Leichtfertigkeit oder Ueppigkeit ihres Naturells, sondern nur aus ihrer Gelehrsamkeit hervorgeht.

Ein Pedant dieser Art wird in den folgenden sechs Versen Boileau's trefflich geschildert:

„Un pédant enivré de sa vaine science,
Tout herissé de Grec, tout bouffi d'arrogance,
Et qui de mille Auteurs retenus mot par mot,
Dans sa tête entaffés n'a souvent fait qu'un sot
Croit qu'un livre fait tout; et que sans Aristote
La raison ne voit goûte, et le bon sens radote."

II.

Der politische Tapezierer.

Vor einigen Jahren lebte in meiner Nachbarschaft eine sehr ernste Persönlichkeit, ein Tapezierer, der den ungewöhnlichsten Thätigkeitstrieb zeigte. Er stand sehr früh auf und war oft zwei bis drei Stunden eher auf dem Platze, als irgend einer seiner Nachbarn. In seinen zusammengezogenen Augenbrauen lag eine gewisse Bekümmerniß, und in allen seinen Bewegungen eine Ungeduld, welche deutlich anzeigte, daß er wichtige Dinge im Kopfe hatte.

Auf mein Befragen bezüglich seines Lebens und Umganges

hörte ich, daß der Mann der größte politische Neuigkeitskrämer des Stadtviertels wäre, daß er vor Tagesanbruch aufstände, um den „Postman“ zu lesen, und daß er, ehe seine Nachbarn erwachten, oft schon zwei oder drei Wege bis an das Ende der Stadt gemacht hatte, um zu sehen, ob eine holländische Post angekommen wäre. Er hatte eine Frau und mehrere Kinder, aber es lag ihm mehr daran, zu wissen, was in Polen vorging, als was in seiner eigenen Familie passirte; er war in größerer Besorgniß und Angst um König August's Wohlfahrt, als um die seiner nächsten Verwandten. Gab es Mangel an Neuigkeiten, so wurde er mager, und wehte der Wind aus Westen, so hatte er keine frohe Stunde. Diese ruhelose Lebensweise richtete seinen Laden zu Grunde, und als sein Lieblingsfürst die Krone von Polen verlor, machte er Bankerott und verschwand.

Dieser Mann und seine Verhältnisse waren meinem Gedächtnisse längst entschwunden, als ich mich vor drei Tagen in St. James-Park plötzlich anrufen hörte. Es war mein alter Bekannter, der Tapezierer. Ich sah an seinen abgetragenen, unpassenden Kleidern, daß er in die tiefste Armuth versunken sein mußte; denn obgleich der Tag für die Jahreszeit sehr heiß war, trug er einen warmen, weiten Rock, einen Muff und eine große, lange, zerzauste Perrücke. Dem schlossen sich als Verzierung ein Paar schwarze Strumpfbänder an, die unter dem Knie zugeschnallt waren.

Als er zu mir trat, war ich im Begriff, mich nach seinem Ergehen zu erkundigen, aber er kam mir zuvor, indem er mich flüsternd fragte, ob die letzten Briefe zuverlässige Nachricht aus Bender*) gebracht hätten? Ich entgegnete, daß ich davon nichts wüßte, und fragte, ob seine älteste Tochter schon verheirathet wäre? Er antwortete: „Nein. — Aber ich bitte Euch,“ fügte er hinzu, „sagt mir aufrichtig, was Ihr von dem König von Schweden denkt?“

Obgleich Frau und Kinder des Tapezierers vielleicht Hungers starben, galt seine hauptsächliche Sorge doch nur diesem großen Monarchen. Ich entgegnete, daß ich den König von Schweden als

---

*) In Bender in der Türkei hielt sich damals nach Verlust der Schlacht von Pultawa König Karl XII. von Schweden auf.

A. d. Uebers.

einen der größten Helden unserer Zeit betrachtete. „Aber bitte," fuhr er fort, „glaubt Ihr, daß er, wie das Gerücht behauptet, wirklich eine Wunde empfangen hat?" Und als er sah, daß ich ihn erstaunt anblickte, fügte er hinzu: „Nun, ich wollte nur Eure Meinung hören." Ich erwiderte, daß ich keinen Grund sähe, an der Wahrheit der Nachricht zu zweifeln. „Aber warum ist er gerade an der Ferse, und nicht an einem andern Theile des Körpers verwundet?" fragte er. „Weil ihn die Kugel gerade dorthin getroffen hat," entgegnete ich.

Dies sonderbare Gespräch war kaum beendet, so vertiefte sich der Tapezierer in eine lange Auseinandersetzung über den Stand der Angelegenheiten im Norden, und nachdem er eine Weile darüber gesprochen, gestand er mir, daß es ihn in Verlegenheit setze, die Nachrichten des „Supplement" mit denen der „Englischen Post" in Einklang zu bringen, und daß er eben nachgesehen hätte, was die anderen Zeitungen über diesen Punkt sagten. „Daily Courant" enthält nämlich die Worte: „Von sicherer Hand wird uns mitgetheilt, daß ein gewisser Fürst wichtige Angelegenheiten in Ueberlegung gezogen." Dies klingt sehr geheimnißvoll, aber der „Postreiter" läßt uns noch mehr im Dunkeln, denn er sagt: „Gewisse Fingerzeige deuten darauf hin, daß ein gewisser Fürst Schritte zu thun gedenkt, welche die Zeit an's Licht bringen wird." — „Der „Postman," fuhr der Tapezierer fort, „der sich sonst großer Klarheit befleißigt, referirt über dieselbe Neuigkeit mit folgenden Worten: „Das neuerliche Verhalten eines gewissen Fürsten eröffnet ein weites Feld für allerlei Vermuthungen." — „Dieser gewisse Fürst," sagte der Tapezierer, „welchen zu nennen alle so geflissentlich vermeiden, denke ich, ist —" Obgleich sich kein Mensch in der Nähe befand, flüsterte er mir hier etwas so leise in's Ohr, daß ich es nicht verstehen konnte. Danach zu fragen hielt ich nicht der Mühe werth.

Wir hatten jetzt das obere Ende der Mall erreicht und fanden hier drei oder vier alte Burschen neben einander auf der Bank sitzend. Ich erfuhr, daß sie sämmtlich Politiker waren, welche sich jeden Tag gegen Mittag hier zu sonnen pflegten. Da ich sie wie Curiositäten und zugleich als Bekannte meines Freundes, des Tapezierers, betrachtete, so setzte ich mich zu ihnen.

Der Hauptpolitiker der Bank war ein großer Verfechter von

Paradoxen. Er theilte uns mit vieler Wichtigkeit mit: es schiene aus einigen neuen Nachrichten aus Moskau hervorzugehen, daß im schwarzen Meere Stürme wütheten, welche der russischen Seemacht mit der Zeit Schaden zufügen könnten, setzte aber hinzu, daß er seinestheils auch gar nicht wünsche, die Türken aus Europa vertrieben zu sehen, weil das für unsere Wollenmanufacturen von Nachtheil sein würde. Dann erzählte er uns, er glaube, daß die Revolution, welche kürzlich in jenem Theile der Welt stattgefunden, hauptsächlich von zwei wenig genannten Personen hervorgerufen sei, und zwar von dem Fürsten Menzikoff und der Herzogin von Mirandola. Diese Behauptungen unterstützte er mit so vielen halben Andeutungen und einem solchen Aufwande von Tiefe und Weisheit daß wir uns seinen Ansichten fügten.

Endlich wendete sich die Unterhaltung einem Punkte zu, der selten unberührt bleibt, wenn ein Trupp echter, geborener Engländer, zusammensitzt, der Frage nämlich: ob im Falle eines Religionskrieges die Protestanten den Papisten überlegen sein würden, oder nicht? Wir entschieden einstimmig für die Protestanten. Ein zu meiner Rechten sitzender Mann, welcher, wie sich im Laufe der Unterhaltung herausstellte, in Westindien gewesen war, versicherte uns, daß es den Protestanten ein Leichtes sein würde, den Papst zur See zu schlagen, und fügte hinzu, daß, wenn ein solcher Krieg jemals zum Ausbruch käme, er zum Besten der Antillen ausfallen müßte. Ein anderer am Ende der Bank sitzender Mann — wie ich späterhin hörte, der Geograph der Gesellschaft — bemerkte darauf, daß, gesetzten Falles, die Papisten vertrieben die Protestanten aus diesen Theilen Europas, und Alles käme noch schlimmer als schlimm, es doch unmöglich sein würde, sie aus Norwegen und Grönland zu verjagen, vorausgesetzt, daß die nördlichen Mächte zusammenhielten und der Czar von Rußland neutral bliebe. Er theilte uns dann zum Troste mit, daß sich in den Polargegenden noch ungeheure Strecken Landes befänden, die weder von Protestanten, noch von Papisten bewohnt, und von größerer Ausdehnung wären als alle unter römisch-katholischer Herrschaft stehenden Ländereien in Europa.

Nachdem wir uns über diesen Punkt genügend ausgesprochen hatten, fing der Tapezierer an, sich in Betrachtungen über die gegenwärtigen Friedensunterhandlungen zu ergehen. Er entthronte

dabei Fürsten, bestimmte die Grenzen von Königreichen und wog die Macht Europas mit großer Gerechtigkeit und Unparteilichkeit ab.

Endlich nahm ich Abschied von der Gesellschaft und ging davon — aber noch hatte ich nicht dreißig Schritte zurückgelegt, als ich den Tapezierer nochmals hinter mir herrufen hörte. Ich ließ ihn herankommen und erwartete, daß er mir noch eine politische Neuigkeit, die er nicht der ganzen Bank mittheilen wollte, zuflüstern würde — statt dessen wisperte er mir in's Ohr, ich möge ihm eine halbe Krone borgen.

Aus Mitleid mit dem bedürftigen Staatsmanne, und um ihn der Verlegenheit zu entziehen, in der ich ihn sah, erbot ich mich, ihm fünf Schillinge zu geben unter der Bedingung, daß er mir fünf Pfund zahlen sollte, wenn der Großtürke aus Constantinopel vertrieben wäre. Er nahm mein Anerbieten an, aber nicht ohne mir vorher die Unmöglichkeit dieses Falles beim jetzigen Zustande der Dinge dargethan zu haben.

Ich aber widme diese Nummer meines Blattes insbesondere allen jenen würdigen Bürgern, die mehr Zeit in den Kaffeehäusern als in ihren Läden und Werkstätten zubringen, und deren Gedanken so sehr mit unseren Alliirten beschäftigt sind, daß sie darüber ihre Kunden vergessen und vernachlässigen.

III.

Der politische Tapezierer.

(Fortsetzung.)

Die gewöhnlichste Höflichkeit, die wir einem zudringlichen Burschen erweisen, zieht uns oft eine Reihe von Unannehmlichkeiten zu, und wird, wenn wir uns nicht sehr hüten, als Anfang der Freundschaft und eines intimen Umganges betrachtet. Dies wurde mir heute Morgen wieder recht fühlbar.

Zwei Stunden vor Tagesanbruch hörte ich nämlich ein heftiges Klopfen an meiner Thür, welches so lange fortdauerte, bis das Mädchen sich so weit fertig gemacht hatte, um hinab zu gehen und zu sehen, was es gäbe. Sie brachte mir die Nachricht, daß sich unten ein Gentleman befinde, der sehr große Eile zu haben scheine und mit mir zu sprechen verlange. Aus der Beschreibung, die sie von ihm machte, und nach der Stimme zu urtheilen, die ich in meinem Bett hören konnte, schloß ich, daß es mein alter Bekannter, der Tapezierer sein möchte, den ich kürzlich im St. James-Park getroffen hatte. Ich bat das Mädchen deshalb, dem Gentleman, wer er auch immer sein möchte, zu sagen, daß ich unwohl wäre und Niemanden annehmen könne, und daß er, wenn er mir etwas zu sagen hätte, es schriftlich zurücklassen möchte.

Nachdem das Mädchen diese Botschaft ausgerichtet, brachte sie mir die Antwort: der Gentleman würde in dem benachbarten Kaffeehause warten, bis ich aufgestanden wäre, und ließe mir einstweilen sagen, daß die Franzosen aus den Glacis vertrieben wären und daß Douai blokirt sei. Er nannte ihr noch den Namen einer andern Stadt, den sie aber, wie sich fand, unterwegs vergessen hatte.

So sehr ich es nun auch liebe, von den Erfolgen meiner tapferen Landsleute zu hören, so ist es doch nicht gerade nöthig, daß ich sie vor Tagesanbruch erfahre, und dieser unzeitige Besuch machte mich deshalb sehr ärgerlich. Kaum hatte ich aber meinen Verdruß ein wenig besiegt und war wieder eingeschlummert, so wurde ich durch ein zweites Pochen gestört. Als das Mädchen abermals die Thür öffnete, hörte ich dieselbe Stimme fragen, ob ihr Herr jetzt aufgestanden wäre? Zugleich vernahm ich, wie der Mann sie bat, mir zu sagen, er sei gekommen, um mir eine Neuigkeit zu bringen, von welcher in zwei Stunden die ganze Stadt sprechen würde.

Als das Mädchen kam, um mir diese Meldung zu machen, befahl ich ihr, ohne sie erst anzuhören, dem Gentleman zu sagen: welche seine Neuigkeiten auch immer sein möchten, so würde ich sie in zwei Stunden noch früh genug hören, und ich bliebe deshalb bei meinem Entschluß, diesen Morgen Niemanden anzunehmen. Die Magd richtete diese Bestellung aus und schloß die Thür.

Da es mir nach dieser zweiten Störung unmöglich war, wieder einzuschlafen, so warf ich mich in ziemlich übler Laune in die Kleider und spazierte einigemal im Zimmer auf und ab, indem ich voll Aerger und Geringschätzung an diese politischen Volontäre dachte, die alle Mühe, Schlaflosigkeit und Unruhe eines ersten Ministers auf sich nehmen, ohne sich oder ihrem Vaterlande dadurch das Geringste zu nützen. Und es ist merkwürdig, wie zahlreich diese Klasse von Leuten ist. Man findet nichts häufiger, als einen Schneider, der seine Ruhe den europäischen Angelegenheiten zum Opfer bringt, und einen Trupp Thürhüter, die über ein Ministerium zu Gericht sitzen. Unsere Straßen sind voll Politiker, und es giebt kaum einen Verkaufsladen, der nicht von einem Staatsmanne gehalten würde. Ich dachte noch über alles das nach, als ich den Tapezierer abermals an der Thür hörte, wo er meinem Mädchen einen Brief übergab, indem er sie in größester Eile bat, denselben ihrem Herrn zu überreichen, sobald er erwacht sein würde.

Als ich den Zettel öffnete, fand ich folgende Zeilen:

„Mr. Bickerstaff!

„Ich gehe Euch bereits seit einer Woche nach, um Euch eine Mittheilung zu machen. — Die ehrlichen Gentlemen, mit denen Ihr Euch auf der Bank am Ende der Mall unterhieltet, haben nämlich gehört, daß ich von Euch fünf Schillinge erhalten unter der Bedingung, Euch dafür fünf Pfund zu zahlen, falls der Großtürke aus Europa vertrieben wird. Sie wünschen nun, Euch zu wissen zu thun, daß Jeder von ihnen bereit sei, fünf Schillinge von Euch unter denselben Bedingungen anzunehmen. Unsere letzten Nachrichten aus Moskau lassen diese Wette günstiger erscheinen, als sie es vor einer Woche war, und ich zweifle deshalb nicht, daß Ihr dieselbe eingehen werdet.

„Aber dies ist nicht die Angelegenheit, um derentwillen ich mich jetzt an Euch wende. Ihr werdet Euch erinnern, daß ich Euch ein Wort in's Ohr flüsterte, als wir die Mall entlang gingen, und Ihr wißt, was seitdem geschehen ist. Hätte ich Euch heute Morgen gesprochen, so würde ich Euch noch ein anderes Geheimniß anvertraut haben — aber ich hoffe, daß Ihr morgen früh vollkommen wieder hergestellt seid, und ich werde dann zu derselben Stunde wie

heute bei Euch vorsprechen. Meine Privatverhältnisse sind leider der Art, daß ich in diesem Stadtviertel nach Sonnenaufgang nicht erscheinen kann.

„Die guten Neuigkeiten aus Holland, sowie die Erwartung näherer Nachrichten über Transactionen, von denen ich Euch morgen früh erzählen will, haben mich so sehr aufgeregt, daß ich seit drei Nächten kein Auge schließen konnte.

„Ich habe alle Ursache, zu glauben, daß die Picardie, falls der Feind bei seinem jetzigen Entschluß, vor uns zu fliehen, beharren sollte — bald dem Beispiele folgen wird, mit welchem Artois ihr vorangegangen.

„Die ehrlichen Gentlemen von der Bank beauftragen mich ferner, Euch zu sagen, daß sie sehr erfreut sein würden, Euch öfter unter sich zu sehen. Wir werden beim gegenwärtigen Stand der Dinge alle warmen Stunden des Tages dort zubringen.

„Diese glückliche Eröffnung der Campagne wird uns, hoffe ich, einen sehr vergnügten Sommer geben, und ich gedenke manchen angenehmen Spaziergang mit Euch zu machen, wenn Ihr zuweilen in den Park kommt. Leider ist dies der einzige Ort, an dem ich die Tücke meiner Feinde nicht zu fürchten habe. Lebt wohl bis morgen früh drei Uhr!

Ich bin
Euer gehorsamster Diener ꝛc.“

P. S. „Der König von Schweden ist noch immer in Bender.“

Ich würde mich bei dieser Ankündigung eines zweiten Besuches noch mehr geärgert haben, wenn ich in dem Briefe nicht eine Andeutung der guten Nachrichten gefunden hätte, die ich seitdem ausführlicher vernommen. Dessen ungeachtet habe ich meinem Mädchen befohlen, den Klopfer an der Thür zu umwickeln, als ob ich wirklich krank wäre, und hoffe auf diese Weise einer abermaligen Störung meines Morgenschlummers zu entgehen.

Nachdem ich den obigen Brief publicirt habe, möchte ich noch einen andern folgen lassen, den ich kürzlich empfing. Derselbe ist von Tom Folio, dem Büchernarren, der zu glauben scheint, daß ich eine zu wenig günstige Schilderung von ihm entworfen habe.

„Sir!

„Wenn Ihr mich in Eurem letzten Blatte Tom Folio nennt, so wollt Ihr ohne Zweifel sagen Tom Fool,*) denn es ist augenscheinlich Eure Absicht, alle nützliche und solide Wissenschaft herunter zu machen. Das Löschpapier, auf welchem Ihr Eure eigenen Schriften veröffentlicht, sowie der incorrecte Druck und die plumpe, gemeine Schrift genügen, um den Umfang Eurer Kenntnisse darzuthun. Ich zweifle nicht daran, daß Ihr John Morphew**) für einen eben so großen Mann haltet als Elzevir, und daß Aldus für Euch nicht höher im Range steht, als Bernhard Lintot. Wenn Ihr mir Revanche geben wollt, so würde ich nur um die Erlaubniß bitten, ein Verzeichniß Eurer Bibliothek veröffentlichen zu dürfen, und es würde wie ich mich zu sagen erkühne, auf diese Weise ein ganz absonderlicher Catalog zu Tage kommen.

Tom Folio."

Es ist immer meine Art gewesen, Vorwürfe mit Stillschweigen zu übergehen, indessen kann ich doch nicht umhin, auf das hinterlistige Benehmen dieses Gentleman hinzuweisen, der sich nicht damit begnügt, meine Schriften zu schmähen, sondern indirect auch die beiden bedeutenden und würdigen Bürger, John Morphew und Bernhard Lintot, angreift.

— —

IV.

Der politische Tapezierer.

(Fortsetzung.)

Wenn wir einen Blick in die köstliche Geschichte des sinnreichen Don Quixote von la Mancha werfen und die ritterlichen Uebungen, sowie die Lebensweise des berühmten Edelmannes in's Auge fassen, so können wir nur den feinen Geist und den Scharfsinn des Dichters

*) Fool, Narr. A. d. Uebers.

**) John Morphew und Bernhard Lintot, Drucker und Verleger der damaligen Zeit.

bewundern, der seinen Helden nicht nur in den hervorragenden Theilen der Erzählung, die sich auf Liebe und Ehre beziehen, so meisterlich gezeichnet hat, sondern auch in allen kleinen Zügen des gewöhnlichen Lebens, in seiner Haushaltung, seinen Geräthen, den unzweifelhaften Symptomen seiner steigenden Narrheit, ehe er sich zum irrenden Ritter erklärte. Seine Halle war mit alten Lanzen, Hellebarden und Sturmhauben verziert; seine Nahrung bestand aus Linsen, seine Kleidung war eine Rüstung. Er schlief wenig, stand zeitig auf und brachte seine Zeit auf der Jagd zu.

Als er sich durch Wachen und Leibesübungen auf die Anstrengungen der beabsichtigten Ritterfahrt vorbereitet, hatte er sich nur noch mit allem Eifer dem Studium zu widmen und sich, ehe er zu dem praktischen Theile seiner Aufgabe schritt, auch mit der Theorie der Liebe und des Kampfes durch das Lesen von Ritterbüchern bekannt zu machen. Um zärtliche Leidenschaften in ihm zu wecken. läßt ihn Cervantes im Entzücken über zarte, dunkle Stellen gerathen. Lauschte man an der Thür seines Studirzimmers, so konnte man den Junker mit lauter Stimme lesen hören: „Der Grund des Ungrundes, womit Ihr meine Vernunft schwächet und zu Grunde richtet, begründet die Klagen, die ich mit Grund über Eure Schönheit führe.“ — Dann machte er eine Pause, bis er eine andere anziehende Stelle fand. Mit begeistertem Ausdruck las er: „Die erhabenen Himmel, welche Eure Göttlichkeit mit göttlichen Sternen schmücken, machen, daß Ihr das Verdienst verdient, welches Eure Erhabenheit verdient.“

Mit solchen und anderen Stellen (sagt Cervantes) beschäftigte sich der arme Junker und zerbrach sich Tag und Nacht den Kopf, um ihren Sinn zu verstehen und zu entwirren.

Wie nun der Fall des Junkers Don Quixote von allen Lesern seiner Geschichte als der einer unheilbaren und lächerlichen Narrheit betrachtet wird, so ist es gewiß, daß eine Menge Menschen unter uns leben, welche in demselben Wahnsinn befangen sind, obgleich sie sich in anderen Verhältnissen bewegen. Wie große und nützliche Erfindungen zuweilen durch Zufall herbeigeführt wurden und einen kleinen Anfang genommen haben, so gelangte ich zur Kenntniß des Grundes einer epidemischen Krankheit dieser Art, als

ich jüngst in ein Kaffeehaus trat, und meinen Freund, den Tapezierer sah, dessen politische Narrheit ich bereits erwähnt habe.

Dieser Sparren im Hirn des britischen Unterthanen ist nehmlich durch das Lesen der Zeitungen veranlaßt, wie der des würdigen Spaniers durch die Lectüre von Ritterbüchern.

Meine Collegen, die Herren Zeitungsschreiber, haben, um ihre Spalten zu füllen, eine außerordentlich glückliches Talent, etwas zu sagen und nicht zu sagen, Winke und Andeutungen zu geben und unwichtige Dinge zu interpretiren, welche die Köpfe gewöhnlicher Leser verwirrt. Diese Art und Weise, Worte zu machen, die keinen Sinn haben, ist namentlich die Force meines geistreichen und berühmten Collegen, des „Postman", und gerade diesem Talent schreibe ich es zu, daß mein Tapezierer seinen gesunden Verstand verloren hat.

Der unglückliche Mann ist in den letzten Jahren der hauptsächliche Sprecher heruntergekommener Gesellschaften und Vorleser in Winkelgassen-Kaffeehäusern gewesen. Auch gestern fand ich ihn in solcher Umgebung und hatte, in einer Wolke von Tabaksrauch verborgen, Gelegenheit, ihn ungesehen zu beobachten. Er hielt den „Postman" in der Hand und einen Haufen anderer Zeitungen unter dem Ellbogen und las, sich mit eigenen Anmerkungen unterbrechend, einen vom 30. Mai aus Paris datirten Artikel.

Derselbe lautete: „Man meldet, es sei heute ein Courier mit der Nachricht angekommen, die Armeen ständen sich in der Nähe von Lenz so nahe, daß sie sich gegenseitig mit Kanonenschüssen begrüßt hätten," (Ja, ja, da kann es 'was geben!) „und es liege die Wahrscheinlichkeit vor, daß der nächste Courier die Nachricht von einem Engagement bringe." (Wird uns sehr willkommen sein!) „Andere dagegen sagen, daß die Sache sich noch bis zum 2. oder 3. Juni hinziehen könnte, da der Marschall Villars bis zu dieser Zeit aus Deutschland und von anderen Seiten Verstärkung erwartet." (Warum, zum Henker, dies Hinausschieben? Glaubt er, daß unsere Cavallerie nicht in derselben Zeit hingelangen kann? Aber laßt uns sehen, was man weiter sagt.) „Man hofft, daß Monsieur Albergotti, durch diese Nähe ermuthigt, einen außerordentlichen Widerstand leisten wird." (Wahrhaftig, dieser Albergotti scheint auch einer von denen, die gern die Uebermacht auf ihrer

Seite sehen!) „Der Kurfürst von Baiern, den es verdrießt, kein Commando zu haben, hat sich Urlaub erbeten, um Sr. Majestät persönlich ein gewisses Project mitzutheilen. Wie sich dies aber auch verhalten mag, so sagt man doch allgemein, daß man den Fürsten in nächster Zeit hier erwartet, und wir werden dann einen genauen Bericht über dieses Project erhalten, vorausgesetzt, daß die Nachricht der Begründung nicht entbehrt." (Nun, das Blatt bindet wenigstens Niemand Lügen auf, sondern stellt sich immer auf sichern Grund. Es sagt nicht mit Gewißheit, daß der Kurfürst ein Project hat, oder daß er wirklich kommen will, denn es hegt, wie man sieht, überhaupt noch Zweifel, ob die Nachricht begründet ist.)

Nachdem der Tapezierer den „Postman" auf diese Weise durchgearbeitet, zog er unter seinem Ellbogen Icabod Dawks' Briefe hervor, in welchem der Historiker unter Anderem sagt: es gehe das Gerücht, daß in Flandern eine Schlacht stattfinden würde, ehe die Armeen sich trennten, und Viele wünschten, daß dieselbe morgen, am Pfingstsonntage, geschlagen würde, wie die große Schlacht von Ramilies.

Ein Gentleman, welcher der Spaßvogel der Gesellschaft war, lachte über den Ausspruch und sagte: er wolle mit Mr. Dawks' Erlaubniß dafür stehen, daß wir, möchten wir mit dem Feinde am Pfingstsonntage oder am Montage, vor oder nach dem Feste zusammentreffen, wir um des Tages willen nicht mit ihm rechten würden. Ein Bewunderer dieses Gentleman stand auf und theilte den Einfall einem Nachbar an einem entfernten Tische mit, und wir freuten uns Alle sehr darüber. Derartige Reflexionen der Zeitungsschreiber über das Zusammentreffen gewisser Zeitereignisse prägen sich dem Hirn solcher Leute ein, die nicht dazu geboren sind, eigene Gedanken zu haben, und in Folge dessen Allem, was sie gedruckt lesen, große Wichtigkeit beilegen. Mr. Dawks schloß seinen Brief mit einer Phrase, die von der ganzen Gesellschaft mit Beifall aufgenommen wurde. „Wir wünschen," sagte er, „allen unseren Lesern eine fröhliche Pfingstzeit und noch recht viele Pfingstsonntage."

Der ehrliche Icabod ist wirklich einer der eigenthümlichsten und ausgezeichnetsten Männer unserer Brüderschaft. Sein Styl ist ein Dialekt zwischen vertraulichem Geplauder und ernster Abhandlung, und seine Briefe, bei denen man nicht unterscheiden kann, ob sie

gedruckt oder Manuscript sind, gewähren uns nach Allem, was wir von Anderen lasen, eine gewisse geistige Erfrischung. Dieser Festwunsch verfehlte denn auch seinen Effect auf uns nicht, und wir fanden, daß Icabod eben so wohl den Beweis seiner Befähigung zum Postboten, wie zum Historiker darthat.

Mein geisteskranker alter Bekannter las nun zunächst die Nachrichten über den Stand der öffentlichen Angelegenheiten im „Daily Courant," aber die Dinge waren hier so deutlich und einfach dargestellt, daß diese Schwärmer meinten, das Blatt brächte nichts Neues, denn es verhielt sich zu den übrigen etwa wie Geschichte zu einem Roman. Unnütze Wiederholungen, Widersprüche, Zweifel und unverbürgte Nachrichten sind es gerade, welche leeren Köpfen Unterhaltung und Beschäftigung bieten, sie dazu bringen, ihre eigenen Angelegenheiten zu vernachlässigen, und viele dieser Staatsmänner in Bankerott und Armuth stürzen. Die Phantasie derjenigen aber, deren Gedanken einen etwas größeren Kreis beschreiben, steigern derartige Zeitungsberichte bis zum Fieber, welches sich dann in einer beständigen Erregung kund giebt, namentlich wenn es sich um einen Vortheil handelt, den ihr Vaterland errungen hat. Man betrachtet sie als Wahnsinnige, und duldet deshalb ihre Faseleien.

Die Zeitungen unserer Insel sind mit einem Worte eben so gefährlich für schwache Köpfe in England, wie Ritterbücher in Spanien, und ich werde deshalb thun, was in meinen Kräften steht, und alle erdenkliche Mühe und Aufmerksamkeit darauf verwenden, um dem wachsenden Uebel zu begegnen. Mein alter Bekannter, der Tapezierer, ist ein sprechender Beweis für das Dasein dieser Krankheit.

Als er alle Zeitungen durchgelesen hatte, sagte er mit sorgenvoller Miene: „Wenn wir Frieden haben sollten, würden wir ja mit Gewißheit erfahren, ob es der König von Schweden gewesen, der kürzlich nach Dünkirchen gekommen ist."

Bald darauf flüsterte ich ihm zu, er möchte einen kleinen Spaziergang mit mir machen, und sobald sich Gelegenheit dazu fand, setzte ich mich mit ihm in eine Droschke und fuhr ihn nach Moorfields.*) Der Mann verhielt sich auf dem Wege ganz ruhig, aber

*) In Moorfields hatte Mr. Bickerstaff, nach früheren Artikeln des Tatler, ein, imaginäres Irrenhaus gegründet, welches zum Aufenthalt für alle diejenigen bestimmt war, die irgendwie das seelische Gleichge-

er hatte in der Zeit den Schweden von der Niederlage durch den Czaren glücklich bis nach dem Borysthenes gebracht.

Als wir an Will's Kaffeehause vorüberkamen, winkte uns der Herr des Hauses zu. Wir machten Halt und hörten von oben herab eine laute Stimme, welche fluchend versicherte, die Menschen wären in Frankreich eben so frei wie in England. Die Geisteskrankheit dieses Mannes ließ ihn nicht bedenken, daß seine eigene Rede ein Beweis für das Gegentheil war. Man sagte ihm, daß Jemand ihn unten sprechen wollte. Er kam augenblicklich an unsern Kutschenschlag, und ich flüsterte ihm zu, daß ich Befehl hätte, ihn nach der Bastille zu bringen. Er gehorchte unverzüglich und mit der größten Ergebung, denn für diese Art von Wahnsinnigen, die für Frankreich schwärmen, hatte der Name eines Kerkers in diesem Lande einen angenehmeren Klang, als der eines väterlichen Landsitzes in ihrer Heimath.

Es war eine kleine Unvorsichtigkeit, diese beiden Narren zusammen zu bringen, denn sie geriethen sogleich in einen Streit über die Größe ihrer Lieblings-Monarchen. Der Eine kämpfte für den König von Schweden, der Andere für den großen Beherrscher von Frankreich. Dieser Gentleman aus Will's Kaffeehause ist nun als nächster Nachbar des Tapezierers in einem Gemache meines Bedlam in Sicherheit gebracht, bekommt die ihm angemessenen Medicamente und den „galanten Mercur," um seine Phantasie durch die Ueberzeugung zu beruhigen, daß er sich wirklich in Frankreich befindet. Sollte er wieder nach Coventgarden entfliehen, so werden alle Menschen gebeten, ihn anzuhalten und ihn Mr. Morphew, meinem Aufseher, zu übergeben. Zugleich bitte ich alle getreuen Unterthanen, jedes Gespräch mit ihm zu vermeiden, oder wenigstens, wenn er anfängt, eine Schlacht für Frankreich zu liefern, ihm zu sagen: „Sir, ich hoffe, Euch in England zu sehen."

---

wicht verloren hatten und dadurch, wenn nicht gefährlich, doch unbequem wurden. Eine besondere Abtheilung bestand dort für leidenschaftliche Politiker.
A. d. Uebers.

V.

Ned Softly, der Schöngeist.

(Aus Will's Kaffeehaus.)

Gestern kam ich in der Absicht, alle Zeitungen durchzulesen, zwei Stunden früher hierher, als sich die Gäste gewöhnlich zu versammeln pflegen. Aber sobald ich mich niedergesetzt hatte, gesellte sich Ned Softly zu mir, der am andern Ende des Zimmers mit Schreiben beschäftigt gewesen war.

„Mr. Bickerstaff," sagte er, „aus einem Eurer letzten Blätter habe ich gesehen, daß wir Beide, Ihr und ich, ganz eines Sinnes sind. Ihr müßt nämlich wissen, daß mir unter allen Narrheiten keine verhaßter ist, als der Durst nach Neuigkeiten. Ich habe in meinem Leben keine Zeitung gelesen, und habe mir um unserer Truppen willen nie den Kopf beschwert, mich weder darum gekümmert, ob sie gewinnen oder verlieren, noch in welchem Theile der Welt sie ihr Lager aufschlagen." Hierauf zog er, ohne mir Zeit zur Antwort zu lassen, ein Papier aus der Tasche und sagte, er hätte da etwas, das mir sicherlich Vergnügen machen würde, und er wünschte über jede einzelne Zeile mein Urtheil zu hören. Wir würden dazu vor Ankunft der übrigen Gäste noch Muße genug haben.

Ned Softly ist ein artiger Poet und großer Bewunderer niedlicher Gedichte. Waller ist sein Liebling, und da dieser bewunderungswürdige Schriftsteller unter allen großen englischen Poeten sowohl die besten wie die schlechtesten Verse gemacht, so hat Softly alle schlechten auswendig gelernt und wiederholt sie bei jeder Gelegenheit, theils um seine Belesenheit zu zeigen, theils um das Gespräch damit zu würzen. Ned ist ein echter englischer Leser, unfähig, den großen, meisterhaften Zügen der Dichtkunst Geschmack abzugewinnen, aber auf's höchste entzückt von den kleinen Zierrathen epigrammatischer Einfälle, Wendungen, Spitzen und Witzeleien, die in den

bewundertsten unserer englischen Poeten so häufig zu finden sind, und immer von denen gebraucht werden, die weder das Talent, noch die Kraft besitzen, um in der Weise der Alten das Einfache in seiner natürlichen Schönheit und Vollkommenheit darzustellen.

Da ich mich nun durch Ned Softly in ein unvermeidliches Gespräch verstrickt sah, beschloß ich, meine Qual in Freude zu verwandeln und mich so viel als möglich über den wunderlichen Burschen zu amüsiren. „Ihr müßt wissen, sagte Ned, „daß das Gedicht, welches ich Euch vorlegen will, an eine Lady gerichtet ist, die mir einige ihrer eigenen Poesien gezeigt hat und die vielleicht die größte Dichterin unseres Jahrhunderts ist. Aber Ihr sollt es hören."

Nach diesen Worten fing er an zu lesen:

„An Mira über ihre unvergleichlichen Gedichte.

I.

„Glänzt Ihr in Lorbeerkranzes Zier
Und singt in sanfter Süßigkeit,
Scheint eine von den Neunen Ihr,
Ja, Phöbus selbst im Frauenkleid.

II.

Nehmt Ihr, wenn Euern Sang Ihr singt
(Den Sang Ihr singt so hoch und hehr),
Wohl Federn, die Cupid' beschwingt?
Denn ach! sie treffen wie ein Speer.

„Nun," sagte ich, „das ist ja ein ganzer Blumenstrauß feiner Einfälle, ein wahrer Klumpen Salz. Jeder Vers enthält etwas Pikantes, und der Speer in der letzten Zeile gehört gewiß zu den besten Stacheln im Schwanze eines Epigramms (so wird dergleichen ja wohl von Euern Kritikern genannt?), die nur je aus dem Kopfe eines Dichters hervorgegangen."

„Lieber Mr. Bickerstaff," sagte er und schüttelte mir die Hand, „Jedermann weiß, daß Ihr in diesen Dingen Kenner seid, und so will ich Euch denn der Wahrheit gemäß gestehen, daß ich dreimal Roscommon's Uebersetzung der Horazischen Ars poetica gelesen, ehe ich mich niedergesetzt, um das Gedicht zu schreiben, das ich Euch soeben gezeigt. Aber Ihr müßt es noch einmal hören, und bitte,

beachtet jede einzelne Zeile, denn ohne Eure Zustimmung soll nicht eine derselben stehen bleiben.

„Glänzt Ihr in Lorbeerkranzes Zier,"

„das heißt," sagte Ned, „wenn Ihr Eure Krone tragt, Eure Verse schreibt."

„Ich verstehe Euch — eine Metapher!" gab ich zur Antwort. — „Richtig!" erwiderte er und fuhr fort zu lesen:

„Und singt in sanfter Süßigkeit."

„Bitte, beachtet den Fluß dieses Verses, die Alliteration! Klingt es nicht wie dahingleitende Wellen? Sagt mir Eure Meinung darüber."

„Wahrhaftig," entgegnete ich, „er scheint mir eben so gut zu sein als der erste." — „Das freut mich zu hören," sagte er; „aber bitte, vernehmt jetzt den folgenden:

„Scheint eine von den Neunen Ihr,"

„Das heißt nämlich," fuhr er fort, „sie scheint eine von den Musen zu sein. Wenn man die alten Autoren studirt, wird man finden, daß sie der Ansicht sind, es hätte neun Musen gegeben." — „Ich erinnere mich daran," gab ich zur Antwort; „aber bitte, lest weiter!"

„Ja, Phöbus selbst im Frauenkleid."

„Phöbus," sagte Ned, „war der Gott der Dichtkunst. Diese kleinen Anspielungen, Mr. Bickerstaff, beweisen die Belesenheit eines Mannes. Nun aber paßt auf, wie ich, um den etwas gelehrten Anstrich zu verwischen, den Phöbus und die Musen dem Anfange dieser Stanze gegeben haben, sofort in einen leichteren Ton zurückfalle:

„Ja, Phöbus selbst im Frauenkleid."

„Laßt uns nun," fiel ich ein, „die zweite Strophe in Betracht ziehen. Der erste Vers ist, wie mir scheint, eine Fortsetzung Eurer Metapher:

„Nehmt Ihr, wenn Euern Sang Ihr singt,"

„Das ist ganz richtig," sagte er. „Aber bitte, beachtet die Worte in den beiden ersten Zeilen. Eine Stunde habe ich mit dem Zusammenfügen derselben zugebracht, und bin doch noch in Zweifel darüber, ob es im zweiten Verse heißen muß: „Den Sang Ihr

singt," oder: „Ihr singt den Sang"? Ich werde Euch beide Lesarten zu hören geben: also:

„Nehmt Ihr wenn Euern Sang Ihr singt
(Den Sang Ihr singt so hoch und hehr),"

oder:

„Nehmt Ihr, wenn Euern Sang Ihr singt
(Ihr singt den Sang so hoch und hehr),"?

„Wahrhaftig," gab ich zur Antwort, „diese Wendung ist auf jede Weise so natürlich und ausdrucksvoll, daß Ihr mich ganz schwindelig gemacht habt!"

„Theurer Sir," sagte er und faßte meine Hand, „Ihr habt ja so viel Güte und Geduld, bitte, sagt mir noch, was denkt Ihr von dem nächsten Verse:

„Wohl Federn, die Cupid' beschwingt."

„Was ich davon denke?" rief ich, „nun, mir scheint, daß Ihr Cupido wie eine kleine Gans dargestellt habt." — „Das war auch meine Absicht!" sagte er. „Ich glaube übrigens, daß die Lächerlichkeit sehr gut versteckt ist. Nun aber kommen wir zu dem letzten Verse der den eigentlichen Grundgedanken des Gedichtes zusammenfaßt:

„Denn ach, sie treffen wie ein Speer!"

„Bitte, wie gefällt Euch dies Ach? Nimmt es sich an der Stelle nicht sehr gut aus? Ach! — Es ist, als ob ich den Speer soeben fühlte und bei dem Stich desselben aufschreien müßte.

„Denn ach, sie treffen wie ein Speer!"

„Mein Freund Dick Easy," fuhr Ned fort, „giebt mir die Versicherung, daß es ihm lieber sein würde, dies Ach! geschrieben, als die Aeneide gedichtet zu haben. Er machte zwar den Einwand, ich hätte Mira's Feder in der einen Zeile mit einem Gänsekiel und in der andern mit einem Speer verglichen, aber was das betrifft..." — „O, was das betrifft," sagte ich, so brauchen wir uns Cupido nur als Stachelschwein vorzustellen, dann bedeutet Kiel und Speer ganz dasselbe." *)

*) Nicht zu übersetzendes Wortspiel; das englische quill bezeichnet sowohl die Federspule, den Gänsekiel, als den Stachel des Igels und Stachelschweins.

A. d. Uebers.

Ned war in Begriff, mich für diesen Einfall zu umarmen, als plötzlich ein halbes Dutzend Kritiker in's Zimmer traten, deren Gesichter ihm nicht zu gefallen schienen. Wenigstens steckte er sein Gedicht in die Tasche und flüsterte mir zu, er wolle mir dasselbe wieder zeigen, sobald es von seinem Bedienten schön abgeschrieben wäre.

VI.

Die Memoiren eines Schillings.

Gestern Abend besuchte mich ein Freund, der einen unerschöpflichen Vorrath von Gesprächsstoff besitzt, und seine Gesellschaft mit Gedanken und Bemerkungen unterhält, die eben so neu als ungewöhnlich sind. Er warf — mochte das nun in Rücksicht auf meine Lebensweise oder aus Ueberzeugung geschehen — das Paradoxon hin: daß größeres Talent dazu gehöre, ein zurückgezogenes, stilles Dasein zu führen und auszufüllen, als zu einem geräuschvollen, thätigen Leben. Er bespöttelte bei dieser Gelegenheit in harmloser Weise die geschäftigen Männer unserer Zeit, die sich nur darum wichtig dünken, weil sie in steter Bewegung sind, und eine Menge unbedeutender, nichtssagender Dinge thun. Als er in der Hitze des Gesprächs ein Stück Geld auf meinem Tische liegen sah, bemerkte er, er glaube nicht, daß eine jener ewig thätigen Persönlichkeiten auch nur die Hälfte der Abenteuer erlebt hätte, die dieses Zwölf-Penny-Stück uns mittheilen könnte, wenn es im Stande wäre, uns seine Lebensgeschichte zu erzählen.

Diese Rede meines Freundes machte einen so seltsamen Eindruck auf mich, daß ich, sobald ich mich niedergelegt hatte, in eine Art von Phantasie verfiel, in der ich weder Sinn noch Bedeutung finde, und die ich deshalb weniger einen Traum, als ein Delirium nennen möchte.

Mir däuchte der Schilling, welcher auf dem Tische lag, richtete sich auf, so daß er auf der Kante stand und mir die Kopfseite zudrehte. Dann öffnete er den Mund und erzählte mir mit sanfter Silberstimme die Geschichte seines Lebens und seiner Abenteuer.

„Ich wurde," so begann er, „am Abhange eines Berges in der Nähe einer kleinen peruanischen Stadt geboren, und machte meine Reise nach England als Silberbarren unter dem Geleit Sir Francis Drake's.

„Bald nach meiner Ankunft wurde ich meines indianischen Kleides beraubt, geläutert, naturalisirt und nach englischer Mode geformt, d. h. auf der einen Seite mit dem Kopfe der Königin Elisabeth, auf der andern mit dem Wappen des Landes versehen. So ausgestattet, entdeckte ich plötzlich eine merkwürdige Lust zum Wandern in mir, und besuchte nach und nach alle Theile des Reiches, in das man mich gebracht. Das Publikum unterstützte meine natürliche Neigung, und schob mich so schnell von Hand zu Hand, daß ich bald alle Ecken des Landes durchstreift hatte.

„Zu Anfang des sechsten Jahres aber fiel ich zu meinem unaussprechlichen Kummer in die Hände eines erbärmlichen, alten Burschen, der mich in einen eisernen Kasten sperrte, wo ich fünfhundert Geldstücke derselben Art fand, die gleich mir in strengem Gewahrsam gehalten wurden. Die einzige Erholung, die man uns gönnte, war die, daß wir jeden Morgen und Abend herausgenommen und durchgezählt wurden. Nachdem diese Einsperrung mehrere Jahre gewährt hatte, hörten wir eines Tages Jemand auf den Kasten schlagen und denselben mit einem Hammer aufbrechen. Es war, wie wir bald hörten, des alten Mannes Erbe, der, während sein Vater im Sterben lag, so gut war, uns zu befreien. Er trennte uns noch selbigen Tages von einander.

„Was aus meinen Gefährten geworden ist, weiß ich nicht zu sagen. Ich aber wurde für eine Pinte Sect in einen Apothekerladen geschickt. Der Apotheker gab mich an eine Kräuterfrau, die Kräuterfrau einem Fleischer, der Fleischer einem Brauer und der Brauer seiner Frau, die mich einem Prediger der Dissenter schenkte. Auf diese Weise machte ich meinen Weg fröhlich durch die Welt, denn wie ich schon vorhin sagte, wir Schillinge lieben nichts so sehr, als das Reisen. Zuweilen wurde ich für eine Hammelkeule ausgegeben,

zuweilen für ein Komödienbuch, und oft hatte ich das Vergnügen, einen Templer in einem Zwölf=Penny=Speisehause zu tractiren oder ihn mit drei Freunden nach Westminster=Hall zu fahren.

„Inmitten dieser angenehmen Laufbahn, die mich von Ort zu Ort führte, wurde ich durch eine abergläubische alte Frau aufgehalten, die mich in ihrem fettigen Geldbeutel festhielt, weil sie gehört hatte, daß es ihr niemals an Geld fehlen würde, wenn sie einen Elisabethen=Schilling bei sich führe. Ich blieb hier lange Monate gefangen, bis ich endlich gegen achtundvierzig Farthings umgewechselt wurde.

„Jetzt ging es wieder von Tasche zu Tasche bis zum Beginn des Bürgerkrieges, wo ich — zu meiner Schande sei's gesagt — dazu diente, Soldaten gegen den König in's Feld zu stellen. Da ich von einer sehr verführerischen Größe war, so benutzte mich nämlich ein Sergeant, um Bauerburschen zu bestechen und sie für den Dienst des Parlaments anzuwerben.

„War er seines Mannes sicher, so überredete er ihn, einen Schilling von gewöhnlicherer Gestalt anzunehmen, und setzte dann das Spiel bei einem andern in Scene. So brachte ich der Krone vielen Schaden, bis mein Besitzer, der eines Morgens früher als gewöhnlich ausging, mich seinem Vergnügen opferte, und mich benutzte, um ein Milchmädchen zu verführen. Die Dirne ließ mich krumm biegen, und schenkte mich ihrem Schatz, indem sie dabei die gewöhnlichen, in diesem Falle besonders passenden Worte brauchte: „Meinem Geliebten aus Liebe.“ Der ungalante Galan, der sie kurz darauf heirathete, versetze mich für einen Schluck Branntwein und vertrank mich vollends am nächsten Tage. Ich wurde nun mit einem Hammer wieder gerade geschlagen und auf's Neue in Umlauf gesetzt.

„Nach vielen anderen Abenteuern, die zu erzählen zu langweilig wäre, wurde ich an den jungen Spendthrift gesendet, zugleich mit dem letzten Willen seines verstorbenen Vaters. Der junge Mann, der, wie ich später erfuhr, ein sehr ausschweifender, verschwenderischer Mensch war, empfing das Testament mit dem Ausdrucke großer Freude, aber als er es öffnete, fand er, daß er enterbt und vom Besitz bedeutender Güter ausgeschlossen war. Als Entschädigung wurde ich ihm vermacht. Dies versetzte ihn in so leidenschaftlichen Zorn, daß er mich, nachdem er mich in die Hand genommen

und verflucht hatte, von sich schleuderte, so weit er konnte. Zufällig fiel ich an einem sehr verborgenen Orte, unter einer zerfallenen Mauer nieder, und hier lag ich unbemerkt und unthätig, so lange die Usurpation Oliver Cromwell's währte.

„Etwa ein Jahr nach der Rückkehr des Königs fand mich glücklicher Weise ein armer Cavalier, welcher zur Mittagszeit vorüber ging und mich zu unserer Beider großen Freude in ein Alehaus trug, wo er auf meine Kosten speiste und des Königs Gesundheit trank.

„Da ich jetzt bereits ein sehr hohes Alter erreicht hatte, so fing man an, mich mehr als eine Schaumünze, denn als ein gewöhnliches Geldstück zu betrachten. Aus diesem Grunde brachte mich ein Spieler in seinen Besitz und benutzte mich, nachdem er einige Dutzend von uns gesammelt, als Spielmarke. In den Händen dieses Mannes war unser Dasein ein sehr melancholisches. Wir wurden nur in Bewegung gesetzt, wenn die übrigen Geldsorten ruhten, und galten, das Schicksal unseres Meisters theilend, bald als Kronen, Pfunde oder Sixpences, je nach der Lage, in welche das Glück der Karten uns brachte. Endlich hatte ich das Vergnügen, meinen Herrn Bankerott machen zu sehen und auf diese Weise meiner früheren Bestimmung als Schilling wiedergegeben zu werden.

„Ich übergehe eine Menge anderer Schicksalswendungen von geringerer Wichtigkeit, und beeile mich, zu der verhängnißvollen Katastrophe zu kommen, da ich in die Hände eines Künstlers fiel, welcher mich in ein unterirdisches Gewölbe brachte, mich mit unbarmherziger Scheere beschnitt, mich verkleinerte, abfeilte, mit einem Worte so beraubte und plünderte, daß ich mich selbst keine vier Pence mehr werth hielt. Ihr könnt Euch vorstellen, in welcher Verwirrung ich mich befand, als ich mich so entstellt und verstümmelt sah. Ich würde mich geschämt haben, mich wieder sehen zu lassen, wenn nicht alle meine alten Bekannten eben so geschändet worden wären, mit Ausnahme einiger wenigen, denen man ein Loch durch den Leib geschlagen hatte. Inmitten dieser allgemeinen Calamität, als schon Jedermann unser Unglück für ein nicht wieder gut zu machendes hielt, wurden wir in einen Schmelzofen geschoben, und — wie es zuweilen mit Städten geschieht, die sich wieder aus

dem Feuer erheben — erschienen darauf in größerer Schönheit und hellerem Glanze, als wir je vorher aufzuweisen gehabt.*)

„Was ich erlebte, als ich auf diese Weise mein Geschlecht wechselte, werde ich bei anderer Gelegenheit mittheilen. Nur zwei Abenteuer, die sehr merkwürdig sind und die auch nur einmal in meinem Leben vorkamen, will ich noch erwähnen. Das erste war, daß ich in die Tasche eines Poeten gerieth, dem mein Glanz und meine Neuheit so sehr gefielen, daß sie ihn zu einem der hübschesten komischen Gedichte begeisterten, die je in englischer Sprache geschrieben wurden. Es heißt: „Der glänzende Schilling." Das zweite Abenteuer, das ich nicht unerwähnt lassen darf, passirte mir im Jahre 1703. Ich wurde damals einem blinden Manne als Almosen gegegeben, freilich, wie ich hinzufügen muß, nicht mit Absicht, denn die Person, welche mich verschenkte, hatte mich aus Versehen zwischen einigen Farthings in den Hut des Blinden geworfen."

VII.

Der Ehrengerichtshof.

Im vorigen Winter constituirte ich einen Gerichtshof, der es sich zur Aufgabe machte, einige Mißbräuche und Uebertreibungen im Anzug und Verhalten, die vor kein anderes Tribunal der Monarchie gezogen werden, zur Verhandlung zu bringen; diesen Winter habe ich die Absicht, mich an die Spitze eines Ehrengerichts zu stellen.

Es giebt zur Zeit keinen Gerichtshof dieser Art, außer in Frankreich, wo derselbe, wie ich aus guter Quelle vernahm, aus den Marschällen des Königreichs zusammengesetzt ist. Eben so hat man mir gemeldet, daß sich unter den ehrenwerthen Mitgliedern gegenwärtig nicht ein einziges befindet, das der Herzog von Marlborough nicht aus dem Felde geschlagen hätte — ob dies aber nur ein Zu-

*) Anspielung auf die im Jahre 1697 unter der Regierung König Wilhelm's III. erfolgte Wiederherstellung des durch „Kippen" fast unbrauchbar gewordenen englischen Courants.

fall ist, oder als nothwendige Eigenschaft erachtet wird, vermag ich nicht zu sagen.

Was den Ehrengerichtshof betrifft, von welchem ich hier spreche, so beabsichtige ich selbst das Präsidium zu führen, und hoffe, daß eine Reihe von Ehrenmännern zu meiner Rechten, und tugendhaften Frauen zu meiner Linken als Beisitzer Platz nehmen werden.

Den ersten Platz zu meiner Rechten habe ich einem alten Tanger-Capitän*) mit einem hölzernen Beine gegeben. Der Zweite ist ein Mann mit einer langen, zerzausten Perrücke, in welcher nicht eine einzige Locke mehr zu sehen ist, mit einem Muff, der nur noch wenige Haare aufzuweisen hat, und einem fadenscheinigen, mit neuen Knöpfen versehenen Rocke. Dieser Herr ist eine Person von hohem Verdienst und der zweite Bruder eines vornehmen Mannes. Der Dritte ist Thürsteher bei Hofe, sehr belesen in der Romanliteratur und Enkel eines der größten Geister Deutschlands, welcher einige Zeit Ceremonienmeister bei dem Herzoge von Wolfenbüttel war.

Was die übrigen zu meiner Rechten sitzenden Persönlichkeiten betrifft, so sind diese, wie gewöhnlich bei öffentlichen Gerichtssitzungen, nur dazu da, die Zahl voll zu machen, und dienen mehr zum Schmuck als zum Gebrauch.

Den ersten Platz zu meiner Linken nimmt eine alte, unverheirathete Dame ein, in deren Adern das beste Blut Englands fließt.

Die Zweite ist eine Dame aus Wallis, von kleiner Gestalt aber großem Geist.

Die Dritte ist eine alte Spröde, die seit dreißig Jahren jede Heirath verurtheilt und getadelt, kürzlich aber selbst einen jungen Wüstling genommen hat.

Nachdem ich meine Gerichtsbank auf diese Weise gefüllt, werde ich eine Verbindung mit den Horse-Guards**) und den Veteranen von Chelsea College eröffnen. Die ersteren sollen mir, so oft ich Veranlassung habe, eine große Jury zusammen zu berufen, zwölf Ehrenmänner liefern, das letztere eben so viele unbescholtene Leute, die sich für die kleine Jury eignen.

*) Officiere, welche während der Regierung König Karl II. in der marokkanischen Stadt Tanger gestanden hatten, galten für besonders hart und rüde. A. d. Uebers.

**) Leibgarde zu Pferd. A. d. Uebers.

Was die tugendhaften Frauen betrifft, so werde ich sie um Mitternacht leicht an den Crimp- und Basset-Tischen *) zusammen finden.

Nachdem ich diese öffentliche Ankündigung meines Gerichtshofes vorausgeschickt, muß ich hinzufügen, daß ich denselben heute über acht Tage, Montag, den 20. dieses Monats, zu eröffnen gedenke, und lade dazu alle diejenigen ein, welche sich über Beleidigungen und Beschimpfungen zu beklagen haben, auf die sich die Gesetze des Landes nicht anwenden lassen, als da zum Beispiel sind: zu flüchtige Verbeugungen, kalte Grüße, hochmüthige Blicke, unerwidertes Lächeln, abweisendes Benehmen oder aufdringliche Vertraulichkeit. Ebenso lade ich alle diejenigen ein, welche sich gekränkt und verletzt fühlen durch doppelzüngige Ausdrücke, ein zufälliges Anstoßen oder eine unhöfliche Antwort. Gleicherweise alle diejenigen, denen man das Recht streitig macht, auf der Straße an der Mauerseite **) zu gehen, die man von den ersten Plätzen am Tische verdrängt oder genöthigt hat, im Wagen rückwärts zu sitzen. Diese, und alle diese lade ich, wie schon oben gesagt, ein, ihre Klagen und Beschwerden vorzubringen, und sollen dieselben mit aller erdenklichen Schnelligkeit Erledigung finden.

Ich bin mir wohl bewußt, daß das Amt, welches ich übernommen, mich zwingen wird, auf Erörterungen über allerlei wichtige Punkte einzugehen, welche die Jugend Großbritanniens in Verlegenheit setzen, und deshalb habe ich schon mehrere dieser Punkte zur künftigen Besprechung ausgewählt, wie zum Beispiel: wie ein Mann, wenn er eine Geschichte erzählt, seinen Stock schwingen darf, ohne seine Zuhörer zu beleidigen? Bis zu welchem Grade man widersprechen kann, ohne seinen Gegner der Lüge zu beschuldigen? Wie ein Mann es aufnehmen soll, wenn ein Anderer ihn anstarrt und dabei den Hut schief in die Stirn rückt? ***) Ob die Bitte um Verzeihung eine genügende Sühne ist, wenn man Jemand auf die Zehen getreten hat? Ob ein Mann eine Ohrfeige, die er im Fin-

---

*) Crimp und Basset sind Kartenspiele. A. d. Uebers.

**) Die Mauerseite der Trottoirs gilt für den Ehrenplatz, und es kommt dem Höhergestellten zu, auf dieser Seite zu gehen. A. d. Uebers.

***) Gilt in England als Beleidigung. A. d. Uebers.

stern von einem Fremden empfängt, ruhig einstecken soll? Ob ein Mann von Ehre es ungeahndet lassen darf, wenn seine Frau auf der Straße gestoßen wird? Nebst anderen Gegenständen ähnlicher Art.

Um die Pflichten meines Amtes gehörig erfüllen zu können, habe ich mir expreß für diesen Zweck, eine Art von astrologischer Wage anfertigen lassen, und werde in die eine Seite die Beleidigungen, in die andere die dafür empfangene Genugthuung legen. Die ersteren werden durch kleine, aus eisenähnlichem Metall gefertigte Gewichte repräsentirt, während die Gewichte der andern Seite aus Gold bestehen. Dieselben sind nicht allein leichter als die Kramer=, sondern auch leichter als die Apothekergewichte. Die schwersten von denen, welche die Beleidigungen repräsentiren, betragen so viel wie ein Scrupel und zerfallen in so viele Unterabtheilungen, daß daraus winzige Gewichte entstehen, welche man nur mit Hilfe der feinsten Mikroskope sehen kann. Ich möchte meine Leser ferner davon in Kenntniß setzen, daß diese Wageschale unter dem Einflusse der Sonne angefertigt wurde, als dieselbe im Zeichen der Wage stand, und möchte einige Signaturen beschreiben, die auf den Gewichten der Beleidigungen und Genugthuungen angebracht sind — da dies aber mehr wie ein Prahlen mit meiner Kunst, denn wie eine Belehrung des Publikums aussehen würde, so übergehe ich dieselben mit Stillschweigen.

VIII.

Auszug aus den Acten des Ehrengerichtshofes.

Die Lunae vicessimo Novembris, hora nona antemeriacana.

Nachdem der Gerichtshof Platz genommen, wurde ein von dem Präsidenten vorbereiteter Eid den Besitzern auf der rechten Seite vorgelesen. Dieselben schworen bei ihrer Ehre. Die Frauen der linken Seite leisteten denselben Schwur auf ihre Reputation.

Hierauf wurden zwölf Gentlemen von den Horse=Guards zu

Geschworenen ernannt, und sie wählten einstimmig ihren rechten Flügelmann, Mr. Alexander Truncheon, zum Obmann der Jury. Mr. Truncheon zog sofort sein Schwert, richtete es mit der Spitze nach seinem eigenen Körper und reichte es dem Präsidenten. Mr. Bickerstaff nahm dasselbe in Empfang und gab es, nachdem er die Breite der Klinge und die Schärfe der Spitze mit mehr als gewöhnlicher Aufmerksamkeit betrachtet, dem Obmann in der würdevollsten, anmuthigsten Weise zurück. Die übrigen Mitglieder aber der Jury zogen, als der Obmann wieder im Besitz seines Schwertes war, ihre Seitengewehre wie ein Mann und salutirten den Richtertisch mit einer Miene, welche die vollständigste Submission unter den Willen ihres Vorgesetzten andeutete, sowie die größte Tapferkeit in der Ausführung seiner Befehle versprach.

Nachdem Mr. Bickerstaff die Höflichkeitsbezeigungen der Rechten entgegengenommen, wendete er den Blick zur Linken, von wo die gesammte weibliche Jury ihm ihre Hochachtung durch eine tiefe Verbeugung ausdrückte, indem jedes Mitglied zugleich die Hand auf den Mund legte. Die Vorsitzende war eine erklärte Platonikerin, welche den größten Theil ihrer Zeit damit zugebracht hatte, ihre Mitschwestern zu ermahnen, daß sie gehörigen Werth auf ihre eigene Person legen und die Männer zur Selbstkenntniß führen sollten.

Darauf folgte tiefe Stille, bis sich endlich nach kurzer Sammlung der Präsident, welcher bis dahin entblößten Hauptes gesprochen, würdevoll mit dem Hute bedeckte. Nachdem er die Ränder desselben in einer, dem Ernste seines Charakters entsprechenden Weise arrangirt hatte, hielt er folgende Rede, die in Stille und Aufmerksamkeit, den einzigen in seiner Gegenwart gestatteten und gegebenen Beifallszeichen, angehört wurde.

„Die Natur meiner Aufgabe und die feierliche Veranlassung verlangen, daß ich die erste Sitzung mit einer Rede eröffne. Ich werde das, was ich zu sagen habe in zwei Abtheilungen bringen.

„In der ersten werde ich mich bemühen, die Nothwendigkeit und Nützlichkeit des neu eingerichteten Ehrengerichtes darzuthun, im zweiten will ich jedem Mitglied desselben einen Rath und eine Lehre ertheilen.

„Was den ersten Punkt betrifft, so berufe ich mich auf Phädrus, einen heidnischen Poeten, welcher sagt:

„Nisi utile est quod facimus, frustra est gloria!“

was etwa dasselbe ist, meine Damen, als wenn ich sage: es wäre keine Ehre für mich, Präsident eines Gerichtshofes zu sein, welcher für das öffentliche Wohl ohne Nutzen ist.

„Der Vortheil dieser Institution für die öffentliche Wohlfahrt wird sich um so deutlicher zeigen, wenn wir die Schäden in Betracht ziehen, welche aus dem Mangel einer solchen erwachsen. Sind nicht unsere Straßen täglich Zeuge einer regellosen Gerechtigkeitspflege und des willkürlichsten Verfahrens? Ist der Begriff des Verbrechens nicht völlig unbestimmt und steht die Sühne nicht oft außer allem Verhältniß? Wie oft haben wir gesehen, daß eine Lüge mit dem Tode bestraft wurde oder daß der Lügner selbst seine Sache ausfocht und nicht allein als Richter auftrat, sondern auch als Vollstrecker des Urtheils? Haben wir nicht eine Ohrfeige härter ahnden sehen, als einen Todtschlag? Wird bei dieser illegalen Gerechtigkeitspflege nicht oft ein unpassender Scherz eben so gut mit dem Tode bestraft, wie ein vorausbedachter Mord?

„Das Verderblichste in solchen Fällen aber ist, daß der Mann, welcher die Beleidigung empfängt, sich derselben Gefahr aussetzen muß, wie der, welcher sie ausgiebt, ehe er Genugthuung erlangt, so daß die Bestrafung eine ganz zufällige ist, und eben so gut den Unschuldigen treffen kann, wie den Schuldigen.

„Setzen wir z. B. den Fall, daß ein Mann, der in seiner besseren Hälfte eine Beleidigung empfangen, diese Beleidigung seines Weibes zu rächen gedenkt. Welche Genugthuung kann er erwarten? Keine, als daß man ihn schlimmer behandelt als seine Dame, d. h. daß man ihm einen Degen durch den Leib rennt, und ihn todt auf dem Bett der Ehre läßt. Was also, meine Herren zur Rechten, soll der Mann thun, welchen man beleidigt? Muß er sich die Ellbogen in die Seite stoßen oder die Schienbeine zerschlagen lassen? Müssen wir es hinnehmen, daß man uns oder gar unsere Damen auf der Straße bei Seite stößt? Darf ein Mann seine Stirn finster zusammenziehen, mit den Armen schlenkern und „Pfui“ sagen, wenn wir sprechen — und darf dieser Elende dann noch ferner leben? Giebt es keinen Zufluchtsort für beschädigte

Ehre? Ja, Gentlemen, gerade das soll der Gerichtshof sein, den wir errichtet haben.

„Es gab ehedem, wie wir wohl wissen, einen Gerichtshof für Gewissenssachen, vor welchem Fragen des Eigenthumsrechtes verhandelt wurden, die zu geringfügig waren, um einer andern Behörde vorgelegt zu werden. Ebenso soll unser Ehrengericht über gewisse Subtilitäten und Spitzfindigkeiten entscheiden, die in den Augen des Gesetzes kein Gewicht haben. Denn obgleich die Gesetzgeber keiner Nation diese kleinen Vorfälle der Beachtung werth gehalten, so geben dieselben doch oft Grund zu Verbrechen, die ihrer Aburtheilung zufallen, freilich zu spät, um sie wieder gut machen zu können.

„Außerdem frage ich noch die Damen (hier wendete sich Mr. Bickerstaff nach links), ob gerade die kleinen Dornen und Stacheln des Lebens nicht oft lästiger werden, als wirkliche Uebel. Gesteht es offen, ob Ihr nie einen Morgengottesdienst versäumt habt, weil Ihr denselben nicht in den vornehmsten Kirchenstühlen beiwohnen konntet? Seid Ihr auf Bällen niemals in Zorn gerathen, weil eine Andere eher zum Tanz aufgefordert wurde als Ihr? Liebt Ihr irgend eine Freundin so sehr, wie die, welche um einen Grad unter Euch steht? Oder wendet Ihr irgend Einer Eure Gunst zu, welche Anspruch darauf macht, zu Eurer Rechten zu gehen? — Ihr habt mir durch Eure Blicke geantwortet, und ich werde keine weiteren Fragen stellen.

„Ich komme nun zum zweiten Theil meiner Rede, in welchem ich mich speciell an die Mitglieder des Gerichtshofes wenden muß, und den ich sehr kurz fassen werde.

„Was Euch betrifft, Gentlemen und Ladies, Beisitzer und Geschworene so habe ich Euch zu meiner Rechten gewählt, weil ich weiß, daß Ihr im Punkte Eurer eigenen Ehre sehr empfindlich, und Euch zur Linken, weil mir bekannt ist, daß Ihr um die Reputation Anderer sehr besorgt seid, aus welchen Gründen ich große Gerechtigkeit und Unparteilichkeit bei der Fällung eines Verdictes und Urtheilsspruches von Euch erwarte.

„Zunächst muß ich mich aber an die Gentlemen des Gerichtstisches wenden. Ihr Alle wißt, daß ich Euch nicht wegen Eurer Kenntniß der Gesetze gewählt habe, sondern weil Ihr Alle früher Duelle ausgefochten, an welche Ihr, wie ich Ursache habe zu glauben,

reuevoll zurückdenkt, und weil Ihr deshalb geeignet seid, einem friedlichen Gerichtshof anzugehören. Mein Rath für Euch ist nun der, daß Ihr in Euren Reden kurz und bündig sein möchtet, zu welchem Zwecke Ihr Euch aller gleichbedeutenden Ausdrücke und unnöthiger Zeit- und Nennwörter zu enthalten habt. Ebenso verbiete ich Euch den Gebrauch der Worte also und gleicherweise. Ferner muß ich darauf aufmerksam machen, daß, wenn ich Jemand ertappe, der unter irgend einem Vorwande die Partikel oder gebraucht, ich sogleich Befehl geben werde, ihm die Robe auszuziehen und ihn über die Schranken des Gerichtszimmers hinauszuwerfen."

(Dies ist die getreue Abschrift.)

Charles Lillie, Secretär.

NB. Der weitere Verlauf der Verhandlungen dieses Tages wird in unserm nächsten Artikel mitgetheilt werden.

IX.

Der Ehrengerichtshof.

(Fortsetzung.)

Aus den Acten des Ehrengerichtshofes, abgehalten in Speer-Lane, Montag, 20. Novbr. 1710, von Isaak Bickerstaff, Esq.

Peter Plumb, ein Londoner Kaufmann, war durch den ehrenwerthen Mr. Thomas Gules zu Gule-Hall in der Grafschaft Salop angeklagt, in der Lombardstreet zu London zwischen zwei und drei Uhr Nachmittags besagtem Thomas Gule begegnet und nach kurzer Begrüßung seinen Hut wieder aufgesetzt zu haben, während der ehrenwerthe Mr. Gules noch zwei volle Secunden baarhaupt dastand. Es wurde ferner gegen den Angeklagten ausgesagt, daß er während seines Gespräches mit dem Kläger diesen verrätherischer Weise von der Mauerseite des Weges verdrängt und sich so fest mit dem Rücken an besagte Mauer gelehnt, daß es Mr.

Gules unmöglich war, diesen Paß wieder zu gewinnen, bis er davon ging.

Der Kläger führte an, er sei der jüngere Sohn eines alten Geschlechts und habe, nach den Principien aller jüngeren Brüder dieser Familie, seine Hände niemals mit Arbeiten oder Geschäften besudelt, sondern würde lieber als Mann von Ehre Hungers gestorben sein, ehe er etwas gethan hätte, das unter seinem Stande wäre. Er brachte verschiedene Zeugen bei, daß seine Thätigkeit sich niemals über das Flechten einer Peitschenschnur oder die Anfertigung eines Nußknackers hinaus erstreckt, Arbeiten, die er zu seinem Vergnügen und um dann und wann seinen Freunden ein Geschenk zu machen, vorgenommen.

Als der Angeklagte hierauf gefragt wurde, was er zu seiner Vertheidigung vorzubringen hätte, so sprudelte er mehrere Bemerkungen über den ehrenwerthen Mr. Gules hervor, als da waren: der Kläger sei keinen Heller werth; kein Mensch in der City würde ihm einen halben Penny anvertrauen; derselbe schulde ihm Geld, das er schon mehrere Male zu bezahlen versprochen, ohne jemals Wort zu halten — kurz, Kläger sei ein fauler, bettelhafter Bursche, welcher der Welt nicht den geringsten Nutzen brächte.

Diese Sprache wurde von dem Präsidenten stark getadelt. Er sagte dem Angeklagten: er setze den Respect vor dem Gerichtshofe aus den Augen, und wenn er seine Redeweise nicht ändere, so werde man ein Verfahren wegen Widersetzlichkeit gegen ihn einleiten. Der Gefangene trug nun darauf an, daß man seinen Vertheidiger höre, und derselbe führte zur Rechtfertigung seines Clienten an, derselbe habe den Hut nicht in böser Absicht aufgesetzt und den Platz an der Mauer nur zufällig gewählt. Auch producirte der Anwalt einige Zeugen dafür, daß der Angeklagte vorher mehrere Bewegungen mit dem Hute gemacht, die man in der Regel als eine Einladung betrachte, sich zu bedecken. Da der Gentleman diesem Winke nicht Folge geleistet, so hätte sich der Angeklagte genöthigt gesehen, seinen Hut aufzusetzen, denn er sei erkältet gewesen. Als Zeuge wurde ein Irländer vorgeführt, welcher zu Protokoll gab, daß er den Angeklagten an jenem Morgen dreiundzwanzigmal habe husten hören. Was den Platz an der Mauer betrifft, so führte der Vertheidiger ferner an, daß

sein Client denselben aus Zufall oder vielleicht in der Absicht eingenommen habe, sich gegen den eben fallenden Regen zu schützen.

Als der Präsident die Ehrenmänner zu seiner Rechten um ihre Ansicht befragte, waren sie sämmtlich der Meinung, daß der Vertheidiger die Sache seines Clienten eher verschlimmert als verbessert habe, denn die Bewegungen und Einladungen mit dem Hute kämen nur dem Höhergestellten zu, und der Angeklagte hätte deshalb kein Recht gehabt, davon Gebrauch zu machen gegenüber einem Manne vom Stande des Klägers, welcher zugleich einen doppelten Anspruch auf den Platz an der Mauer gehabt hätte, erstens, weil es der Ehrenplatz ist, und zweitens, weil er Schutz gegen das Wetter bot.

Nach dieser klaren und umfassenden Beweisaufnahme erklärte die Jury, ohne das Gerichtszimmer zu verlassen, einstimmig ihre Meinung durch den Mund ihres Obmanns dahin, daß der Ankläger durch seine Ehre verpflichtet sei, die Sonne durch den Verbrecher scheinen zu lassen, oder, wie sie zur Erläuterung dieses Ausspruches hinzufügten, ihm den Degen durch den Leib zu rennen.

Der Präsident zog seine Brauen sehr finster zusammen und sah die Jury mit strengem Blicke an. Nach einer kleinen Pause sagte er dann, daß der Gerichtshof errichtet sei, um Strafen ausfindig zu machen, die den Beleidigungen entsprächen, und um den Uebertreibungen der Privatjustiz entgegen zu treten, und daß er deshalb erwarte, sie würden ihren Urtheilsspruch mildern. Die Jury zog sich nun zurück und erklärte nach einstündiger Berathung, um dem Wunsche des Präsidenten nachzukommen:

„in Anbetracht, daß es Peter Plumb's erstes Vergehen wäre, und es nicht scheine, als hätte er in boshafter Absicht gehandelt; in Anbetracht ferner, daß er unter seinen Nachbarn eines guten Rufes genieße, und daß er den Platz an der Mauerseite nur se defendendo eingenommen, solle der Kläger ihm das Leben schenken und sich damit begnügen, ihm die Nase und beide Ohren abzuschneiden."

Mr. Bickerstaff lächelte den Geschworenen zu und sagte ihnen, daß er auch unter der gegenwärtigen Milderung das Urtheil noch allzu streng finde, und daß dergleichen Bestrafungen namentlich für eine handeltreibende Nation von übeln Folgen sein könnte. Er sprach also das folgende Urtheil gegen den Schuldigen aus: daß erstens

der Hut, als das Instrument, vermittelst dessen die Beleidigung ausgeübt sei, dem Gerichtshofe verfallen sollte; daß zweitens dem Angeklagten zwar gestattet sein sollte, nach seiner Waarenniederlage und zurück zu gehen, so oft die Umstände es forderten, ebenso sich in jeder beliebigen Weise nach der Börse und nach Garaway's Kaffeehaus zu verfügen, daß es aber weder ihm, noch einem andern Gliede der Familie Plumb's erlaubt sein sollte, in sonst irgend einer Straße Londons anders als im Wagen zu erscheinen, so daß der Fußweg für bessere Leute zur ungestörten Benutzung frei bliebe.

Ferner wurde ein Mann aus Wallis, Mr. T. R., und der Hausirjude Datham durch den Wirth eines Alehauses in Westminster angeklagt, bei einem Streite über das Alter ihrer Familien zum Nachtheil des Hauses und zur Störung und Belästigung der Nachbarschaft den Frieden gebrochen und zwei irdene Krüge zerschlagen zu haben.

Datham führte zu seiner Vertheidigung an, daß sein Gegner ihn durch die Behauptung gereizt, die Walliser wären älteren Stammes als die Juden, während er (Datham) aus den Linien seiner Hände beweisen könne, daß er der Sohn Meschek's sei, der ein Sohn Naboth's war, welcher ein Sohn Schalem's, des Sohnes —. Hier wurde der Jude durch den Walliser unterbrochen, welcher sagte, daß er seine „Schenologie" eben so gut vorlegen könne, als jener, denn er wäre John ap Rices, ap Shenken, ap Shones. Darauf wendete er sich zu dem Präsidenten und theilte ihm in demselben gebrochenen Dialekt und mit großer Wärme mit, der Jude habe behauptet: König Cadwallader sei jünger als Issaschar.

Mr. Bickerstaff schien sehr geneigt, ein Urtheil gegen den Juden auszusprechen, fand aber in Folge einiger Ausdrücke, die der Walliser bei der Darlegung des Alters seiner Familie brauchte, bald Grund zu der Vermuthung, daß er in diesem Manne einen Prä-Adamiten vor sich habe, und so ließ er die Jury, ohne ihr vorher einen Wink zu geben, abtreten. Sie kam nach einiger Zeit zurück und gab ihr Verdict dahin ab, daß, da keiner der beiden vor den Schranken des Gerichts stehenden Personen ein Schwert trüge, sie auch nicht das Recht hätten, über Ehrenpunkte zu streiten. Um aber für die Zukunft einer solchen frivolen Anrufung des Gerichts vorzubeugen, sollten sie beide auf derselben Bettdecke geprellt werden, und dabei unter sich selbst ihre Superiorität feststellen.

Der Richter bestätigte dies Verdict.

Ferner wurde Richard Newmann durch den Major Punto angeklagt, in einem Streite mit besagtem Major sich der Worte bedient zu haben: „Vielleicht könnte es so sein." Der Major behauptete, daß durch das Wort „vielleicht" ein Zweifel an seiner Wahrheitsliebe ausgesprochen und er indirect der Lüge beschuldigt worden wäre. Richard Newmann hatte zu seiner Vertheidigung nichts vorzubringen, als daß er die ihm untergelegte Absicht nicht gehegt, und daß er sich der Gnade des Gerichtshofes übergäbe. Die Jury beschränkte sich in diesem Falle auf ein Specialverdict.

Jetzt aber stand Mr. Bickerstaff auf, ließ seine Augen über die Versammlung schweifen, und begann, nachdem er sich dreimal geräuspert, zu sprechen. Er theilte den Versammelten mit, daß er sich selbst ein Gesetz gemacht habe, welches er unter keiner Bedingung brechen werde, und welches, wie er überzeugt wäre, sehr viel dazu beitragen würde, die Obliegenheiten des Gerichtshofes zu vereinfachen.

„Ich gedenke," sagte er, „niemals zu erlauben, daß die Beschuldigung einer Lüge Jemand durch Construction, Implication oder Induction zugeschoben werde, sondern nur dann, wenn dies Wort wirklich gebraucht worden ist." Er fuhr dann fort, darauf hinzuweisen, welches ungeheure Unglück der englischen Nation bereits aus diesem Worte erwachsen wäre, daß es Zank und Uneinigkeit unter die theuersten Freunde gebracht, die Reihen der Garden gelichtet und ein wahres Gemetzel in der Armee hervorgerufen, zuweilen sogar die Bürgermiliz der City geschwächt, mit einem Worte, daß es vielen der bravsten Männer Großbritanniens Unglück und Verderben gebracht.

Um solchem Unglück künftig vorzubeugen, schlägt Mr. Bickerstaff der Versammlung vor, das Wort selbst als ein Uebel der englischen Sprache zu erklären, und verspricht, daß er auf Grund einer solchen Erklärung ein Edict des Gerichtshofes publiciren werde zur förmlichen Ausschließung und Verbannung dieses unheilvollen Wortes aus allen Reden und Unterhaltungen der civilisirten Welt.

(Dies ist die getreue Abschrift.)

Charles Lillie.

X.

Der Ehrengerichtshof.

(Fortsetzung.)

Aus den Acten des Ehrengerichtshofes, abgehalten in Sheer-Lane, Montag. 27. Novbr. 1710, von Isaak Bickerstaff, Esq.

Elisabeth Makebate, aus dem Kirchspiel von St. Katharinen, unverehelicht, war beschuldigt, Sonntag, den 26. November, zwischen vier und fünf Uhr Nachmittags die Binsenmatte unter Lady Grave Airs heimlich weggezogen zu haben.

Klägerin sagt aus, sie wäre aufgestanden, um einer Standesperson im benachbarten Kirchenstuhle ihren Knix zu machen, und in dieser Zeit hätte die Angeklagte die Binsenmatte verstohlener Weise entfernt, so daß sich die Klägerin genöthigt gesehen, entweder während des ganzen Gottesdienstes sitzen zu bleiben, oder aber ihre Gebete in einer Stellung zu verrichten, die für eine Frau ihres Standes durchaus nicht schicklich ist. — Die Angeklagte behauptete, aus Unachtsamkeit gehandelt zu haben, und die Jury stand im Begriff, auf ein unvorsätzliches Vergehen zu erkennen, wären nicht verschiedene Zeugen gegen besagte Elisabeth Makebate aufgetreten, die sie als eine alte Sünderin und ein übel beleumdetes Frauenzimmer schilderten. Im Besondern wurde hervorgehoben, daß sie am Sonntag zuvor ein neues Unterkleid der Mrs. Mary Doolittle beklatscht, indem sie in Gegenwart mehrerer glaubwürdiger Zeugen zum großen Kummer und Nachtheil besagter Mary Doolittle behauptet, das besagte Unterkleid wäre nur ein gewaschenes.

Ueberdies wurden gegen die Angeklagte verschiedene Beweise vorgebracht, daß sie trotz ihres eifrigen Kirchenbesuches, den sie keinen Sonntag versäumte, doch eine große Sabbathschänderin sei, indem sie die ganze Zeit des Gottesdienstes damit zubrächte, die Kleider anderer Leute herabzusetzen und ihren Nachbarinnen in's Ohr zu flüstern. Nach alle diesem wurde sie des angezeigten Frevels schuldig erkannt und verurtheilt, auf ihren bloßen Knien ohne Kissen

oder Matte vor der Klägerin Abbitte zu thun, und zwar Angesichts des versammelten Gerichtshofes.

NB. Sobald das Urtheil vollzogen war, was in offener Gerichtssitzung mit der größten Strenge geschah, erhob sich die erste Beisitzerin zur Rechten Mr. Bickerstaff's, und legte dem Gerichtshofe den Antrag vor: „Da es für elegante Frauen unmöglich wäre, mit ihrem Anzuge fertig zu werden, ehe der Gottesdienst zur Hälfte vorüber sei, da hieraus mancherlei Verwirrungen und Unbequemlichkeiten entständen, möchte besagten Damen die Erlaubniß ertheilt werden, einen Diener voraus zu schicken, um den Platz in der Kirche für sie zu belegen, wie das ja längst in anderen anständigen und gut geordneten Versammlungsorten der Brauch ist.“ — Der Antrag wurde in dem Protokoll eingetragen und Befehl ertheilt, denselben bei passender Gelegenheit in Erwägung zu ziehen.

Charles Cambrick, Leinwandhändler aus der City von Westminster, war angeklagt, in obscöner Weise mit Lady Penelope Touchwood gesprochen zu haben. Es ergab sich, daß die Klägerin mit ihrem Kammermädchen in einer Landkutsche von London nach Brentford gefahren war, wo sie den eigenen Wagen der Dame finden sollten, und daß sich der Beklagte nebst einem seiner Bekannten derselben Postkutsche bedient hatte. Während dieser Zeit und auf einem Wege von drei und einer halben Stunde hatte der Angeklagte unzüchtige Reden geführt. Klägerin sagt aus, daß er beim „alten Fuchs“ in der Nähe der Knights-bridge das Wort Leinwand ausgesprochen; daß er am oberen Ende von Kensington den Ausdruck Frauenhemd gebraucht, und daß er, noch ehe die Reisenden Hammersmith erreicht, eine Viertelstunde lang über Brauthemden geredet. Das Kammermädchen der Klägerin bestätigt die Angaben ihrer Lady und fügt hinzu, daß sie die Dame niemals in so großer Aufregung und Verwirrung gesehen, als während dieser Unterhaltung des Angeklagten.

Beklagter selbst hat darauf nichts Anderes zu entgegnen, als daß er nur von seinen Handelsartikeln gesprochen und durchaus nicht die Absicht gehabt, durch das, was er gesagt, irgend Jemand zu beleidigen. Dennoch wird er von der Jury schuldig gefunden, und die Wortführerin macht bemerklich, daß solche Reden sehr geeignet sind, die Phantasie zu beschmutzen, daß durch die Verkettung der

Ideen das Wort Leinwand allerhand Gedanken erweckt, die nicht geeignet sind, die Seele einer Frau vom Range der Klägerin zu beschäftigen; und so lautete denn das Verdict: der Leinwandhändler müsse die Zunge verlieren.

Mr. Bickerstaff sagte jedoch, seiner Meinung nach wären die Ohren der Klägerin eben so sehr zu tadeln, als die Zunge des Beklagten, und erließ darum folgendes Urtheil: die Beiden sollten einander inmitten des versammelten Gerichtshofes eine Viertelstunde lang gegenüber stehen, und während dieser Zeit sollte der Leinwandhändler einen Knebel im Munde haben, die Lady aber ihre Ohren mit beiden Händen fest zuhalten. Das Urtheil wurde demgemäß vollzogen.

Edward Callicoat war als Mitschuldiger von Charles Cambrick angeklagt, indem er (Edward Callicoat) Allem, was besagter Charles Cambrick geäußert, durch sein Schweigen und sein Lächeln beizustimmen geschienen. Es ergab sich aber, daß der Angeklagte im Laden des besagten Charles Cambrick als Factor angestellt ist, und somit die Verpflichtung hat, über Alles zu lächeln, was dieser zu sagen beliebt.

Hierauf wurde er freigesprochen.

Josias Shallow war auf Ansuchen der Dame Winefred, nachgelassenen Wittwe von Richard Dainty, Esq., vorgefordert, weil er zu verschiedenen Zeiten vor den Ohren verschiedener hier anwesender Personen gesagt: er wäre der Wittwe Dainty hoch verpflichtet, und würde nie im Stande sein, seine Dankbarkeit genügend auszusprechen. Klägerin gab an, daß solche Aeußerungen ihrem Rufe schaden könnten, indem er sich durch dieselben mit Gunstbezeigungen zu brüsten schiene, die er empfangen. Der Angeklagte war sehr erstaunt über die Deutung, die man seinen Worten gegeben, und sagte: er hätte damit nichts Anderes gemeint, als daß die Wittwe ihm bei einer Verpachtung den Vorzug gegeben, und daß sie gegen seine jüngere Schwester sehr freundlich wäre. Die Jury fand, daß er etwas schwach von Verstand war, und gab, ohne sich zu weiterer Berathung zurückzuziehen, das Verdict ab: Ignoramus.

Ursula Goodenough war von Lady Betty Woudbee angeklagt, weil sie behauptet, besagte Lady Betty Woudbee wäre geschminkt. Die Angeklagte brachte jedoch mehrere glaubwürdige Per-

sonen herbei, welche ihrem Rufe das beste Zeugniß gaben und auf unwiderlegliche Weise darthaten, daß die Beklagte gar nicht an dem Orte gewesen, wo die angeführten Worte gesprochen sein sollten. Der Richter kam dann auch bei weiterem Beobachten zu der Ueberzeugung, daß sie Ursula Goodenough aus keinem andern Grunde angeklagt, als um auf ihre Farbe, die wirklich sehr frisch und schön war, aufmerksam zu machen.

Er fragte darum die Angeklagte in strengem Tone: wie sie auf eine so grundlose Beschuldigung verfallen? Ob sie in Lady Woudbee's Angesicht irgend welche Farbenfrische bemerke, die solcher Verleumdung Glauben verschaffen könne? — „Seht Ihr," fragte er, „irgend welche Lilien und Rosen auf ihren Wangen, irgend welche Frische, irgend welche Wahrscheinlichkeit?..." Die Klägerin, außer Stand, solche Reden länger anzuhören, fiel ihm in's Wort, indem sie sagte: er spräche wie ein alter, blinder Narr, und sie wäre tief beschämt, daß sie irgend eine gute Meinung von seiner Klugheit gehegt. Sie wurde aber sofort zum Schweigen gebracht und verurtheilt, fünf Monate lang nur mit ihrer Maske vor dem Gesicht auszugehen, und ihr Antlitz erst wieder zu zeigen, wenn London leer wäre.

Benjamin Buzzard, Esq., war beschuldigt, zu Lady Everbloom auf einem öffentlichen Balle gesagt zu haben: für eine Frau ihres Alters sähe sie ausgezeichnet gut aus. Der Angeklagte stellte nicht in Abrede, diese Worte gebraucht zu haben, bestand jedoch vor dem Gerichtshofe darauf, daß sie eine Schmeichelei enthielten, und so lautete der Spruch der Jury: Non compos mentis.

Der Gerichtshof wurde bis Montag, den 11. December, vertagt.

Copia vera.

Charles Lillie.

XI.

Der Ehrengerichtshof.

(Fortsetzung.)

Aus den Acten des Ehrengerichtshofes.

Sobald der Gerichtshof versammelt war, überreichten die Beisitzerinnen laut Verordnung eine tabellarische Zusammenstellung aller jetzt gebräuchlichen Gesetze in Bezug auf das Abstatten und Empfangen von Besuchen. Die Zusammenstellung war unter reiflicher Ueberlegung der damit Beauftragten ausgearbeitet; der Richter befahl die Schrift auf den Tisch des Gerichtshofes niederzulegen und ging dann zur Tagesordnung über.

Henry Hudleß, Esq., ist von Mr. Touchy, Oberst bei Ihrer Majestät Miliz, einer Realinjurie angeklagt. Besagter Hudleß, als er eine Feder auf der Schulter des besagten Obersten entdeckt, hatte selbige mit der Spitze eines Drei=Pence=Spazierstöckchens abgeklopft. Es ergab sich, daß Kläger erst mehrere Tage, nachdem er obengemeldeten Schlag empfangen, auf den Gedanken gekommen, daß ihm eine Beleidigung zugefügt worden.

Nachdem er die Sache reiflich erwogen und mit anderen Offizieren der Miliz besprochen, war er jedoch zu der Ueberzeugung gelangt, daß er in der That durch Mr. Hudleß geprügelt worden und verbunden sei, dafür Genugthuung zu verlangen. Der Rechtsbeistand des Klägers führt an, daß die Schulter der empfindlichste Theil eines Ehrenmannes wäre, daß sie eine natürliche Antipathie gegen jede Art von Stöcken empfände, und daß jede Berührung mit einem stockähnlichen Gegenstande einer Verwundung dieses Körpertheiles, einer Ehrenkränkung der davon betroffenen Persönlichkeit gleichzuachten sei.

Mr. Hudleß erwiderte, was er gethan, wäre nur aus Freundlichkeit gegen den Ankläger geschehen, weil es Beklagten unpassend erschienen, den Obersten mit einer Feder auf der Schulter an der

Spitze seiner Milizen einhermarschiren zu lassen. Beklagter fügte ferner hinzu, das Stöckchen, dessen er sich bedient, wäre so außerordentlich dünn, daß der Kläger es nicht gefühlt haben würde, und wenn es auf seinen Schultern zerschlagen worden wäre.

Der Präsident forderte nun die Jury auf, die Beschaffenheit des Stockes einer genauen Prüfung zu unterwerfen, weil darauf bei der Beurtheilung des Falles besonderes Gewicht zu legen sei. Er fügte eine Erklärung über die verschiedenen Beleidigungsgrade hinzu, die zwischen der Berührung mit einem Stocke von Holzapfelbaum, spanischem Rohr oder einfacher Haselstöcke liege. Die Jury nahm dann eine kurze Prüfung des incriminirten Stockes vor, und erklärte durch den Mund ihres Obmanns das Material desselben für britische Eiche.

Der Richter, der inzwischen bemerkt hatte, daß sich am Rockschooße des Attentäters etwas Staub befand, befahl dem Kläger, diesen Staub mit besagtem Eichenstocke abzuklopfen. „Auf diese Weise," fügte der Richter hinzu, „wird dieser Fall nach dem Gesetze der Wiedervergeltung entschieden. Hat Mr. Hudleß dem Obersten einen Dienst erwiesen, so giebt ihm der Oberst denselben in der angegebenen Weise zurück, sollte sich aber Mr. Hudleß jemals rühmen, den Oberst geprügelt oder ihm den Stock auf die Schulter gelegt zu haben, so kann dieser dagegen anführen, daß er Mr. Hudleß die Jacke ausgeklopft oder ihn (nach dem Ausdrucke eines geistvollen Schriftstellers) mit einem eichenen Handtuche abgerieben habe.

„Benjamin Busy aus London, Kaufmann, ist durch Jasper Tattle Esq., angeklagt, dreimal die Uhr herausgezogen und danach gesehen zu haben, während ihm besagter Esquire eine Beschreibung von dem Leichenzuge seiner (des besagten Tattle) erster Frau gemacht.

Der Angeklagte führte zu seiner Vertheidigung an, daß er eben im Begriff gewesen, Staatspapiere einzukaufen, als er dem Kläger begegnet, und daß während der Erzählung des Klägers besagte Papiere, zum großen Schaden des Angeklagten, um zwei Procent gestiegen. Der Angeklagte stellte überdies verschiedene Zeugen, welche bekundeten, daß besagter Jasper Tattle, Esq., ein ausgemachter Schwätzer ist, daß er, noch ehe er mit dem Beklagten zusammengetroffen, einen von

dessen Bekannten durch die Schilderung seiner zweiten Hochzeit an der Ausübung seiner Amtspflicht verhindert und einen Andern im Laufe desselben Vormittags so lange am Rockknopfe festgehalten, bis derselbe verschiedene witzige Aussprüche und Einfälle vom ältesten Sohne des Klägers, eines Knaben von etwa fünf Jahren, angehört.

Nach Darlegung dieses Sachverhaltes wies Mr. Bickerstaff die Klage als unbegründet zurück, und verurtheilte den Kläger, dem Angeklagten den Schaden zu ersetzen, den er durch sein langes, geduldiges Zuhören erlitten. Außerdem ermahnte er den Ankläger auf das nachdrücklichste, und fügte hinzu, falls selbiger in gewohnter Weise fortfahren sollte, die Leute in ihrer Beschäftigung zu stören, würde er ihm für jede Viertelstunde solcher Belästigung eine Geldbuße auferlegen, und diese Buße nach dem größeren oder geringeren Werth bestimmen, den die verlorene Zeit für den Verletzten gehabt haben würde.

Sir Paul Swash, Ritter, ist von Peter Double, Gentleman, angeklagt, eine Verbeugung, die er von besagtem Peter Double Mittwoch, den 6. d. M., in einem Spielhause am Hay-market erhalten, nicht erwidert zu haben. Der Beklagte leugnet jedoch den Empfang einer solchen Verbeugung, und führt zu seiner Vertheidigung an, daß ihm der Ankläger häufig, ohne zu grüßen, starr in's Gesicht gesehen, und wenn Beklagter seine Verbeugung gemacht, selbige entweder gar nicht erwidert, oder Jemand gegrüßt, der an der entgegengesetzten Seite gesessen. Er führt überdies an, daß sich auch verschiedene Damen über den Kläger beklagt, der, nachdem er sie eine Viertelstunde angesehen, so daß sie ihm endlich die Höflichkeitsbezeigung eines Knixes erwiesen, denselben nicht mit der geziemenden Verbeugung erwidert.

Der Richter, der inzwischen die Blicke des Klägers beobachtet, und bemerkt, daß selbiger, indem er mit dem Gerichtshofe gesprochen, die Jury angesehen, fand darin Grund zu der Annahme, daß Kläger mit dem Gebrechen des Schielens behaftet sei, was durch die Untersuchung bestätigt wurde. Der Richter ertheilte dem Kläger den Befehl, daß er, um in öffentlichen Versammlungen keine Verwirrung zu veranlassen, niemals grüßen solle, ohne den Namen der Person zu nennen, für welche der Gruß bestimmt sei.

Oliver Bluff und Benjamin Browbeat waren an-

geklagt, seit Errichtung des Ehrengerichtshofes ein Duell beabsichtigt zu haben. Es wurde festgestellt, daß sie Beide auf der Straße festgehalten wurden, als sie ihren Weg am Gerichtslocale vorbei nach den Feldern hinter Montague=House verfolgten. Die Angeschuldigten konnten nichts zu ihrer Vertheidigung anführen, als daß sie im Begriff gewesen, einen Zweikampf auszufechten, zu dem die Herausforderung etwa acht Tage vor Eröffnung des Ehrengerichtshofes ergangen war.

Der Richter, der aus der Keckheit ihres Benehmens schloß, daß sie nicht so tapfer sein möchten, als sie sich vor dem Gerichtshofe zu zeigen bemühten, gab der großen Jury Befehl, sie zu durchsuchen, worauf man bei dem Ersten einen Brustharnisch und bei dem Zweiten einige Buch Papier unter der Weste fand. Der Brustharnisch wurde sofort an einen Haken über dem Sitze des Mr. Bickerstaff aufgehängt und das Papier zum Gebrauch des Protokollführers auf den Gerichtstisch niedergelegt. Endlich befahl der Richter beiden Angeklagten, ihre Brust zu entblößen, um so, wenn sie Lust hätten, ihren Zweikampf auszufechten. Nach diesem Urtheilsspruch verließen Beide den Gerichtssaal und kehrten in der größten Ruhe in ihre Wohnungen zurück.

Der Gerichtshof wurde darauf bis nach den Festtagen geschlossen.

Copia vera.

Charles Lillie.

Ende.

Druck von G. Pätz in Naumburg.





